

Wissenschaftskommunikation zur Exzellenzinitiative

oder

Vom Beobachten des Beobachters der Beobachter

Dissertation

zur Erlangung des akademischen Grades

doctor philosophiae

(Dr. phil.)

eingereicht an der
Kultur-, Sozial- und Bildungswissenschaftlichen Fakultät der
Humboldt-Universität zu Berlin

von
Christoph Johannes Marty, M.A. Wissenschaftsjournalist,

Präsident der Humboldt-Universität zu Berlin
Prof. Dr. Jan-Hendrik Olbertz

Dekanin der Kultur-, Sozial- und Bildungswissenschaftlichen Fakultät
Prof. Dr. Julia von Blumenthal

Gutachter: 1. Prof. Dr. Stefan Hornbostel (HU Berlin, Institut für Sozialwissenschaften)
2. Prof. Dipl.-Chem. Holger Wormer (TU Dortmund, Institut für Journalistik)

Tag der mündlichen Prüfung: 21. September 2015

Inhaltsverzeichnis

1. Erkenntnisinteresse	1
I. Theoretische Triangulation von Sichtbarkeit	15
2. Disziplinierte Wissenschaft	17
3. Kapitalisierte Wissenschaft	37
4. Beobachtete Wissenschaft	55
5. Synthese: Sichtbare Wissenschaft	67
II. Methodische Triangulation von Sichtbarkeit	77
6. Operationalisierte Exzellenz	79
6.1. Mediale Konstruktion wissenschaftlicher Exzellenz	80
6.1.1. Auswahl und Profile der Analysemedien	80
6.1.2. Mediales Framing wissenschaftlicher Exzellenz	82
6.1.3. Untersuchungszeitraum und Einschlusskriterien	83
6.1.4. Codiereinheiten	84
6.1.5. Induktive Entwicklung des Kategoriensystems	84
6.1.6. Datenanalyse	87
6.1.6.1. Analyse des medialen Framings per Clusteranalyse	87
6.1.6.2. Neutralitätsindizes	88
6.1.7. Reliabilität	89
6.1.8. Diskussion der Validität	97
6.2. Interviews	98
6.2.1. Kriterien der Befragtenauswahl	98
6.2.2. Entwicklung der Leitfäden	98
6.2.3. Kontaktaufnahme	100
6.2.4. Interviewsituation	101
6.2.5. Interviewbericht, Transkription und Autorisierung	101
6.3. Online-Befragung von Antragstellern	103
6.3.1. Kontaktaufnahme	104
6.3.2. Stichprobe	105

6.3.3.	Fragebogenkonstruktion	106
6.3.4.	Von der Datenaufbereitung zur Datenauswertung	106
6.4.	Triangulation	106
III. Vom Beobachten des Beobachters der Beobachter		109
7.	Exzellenz in den Medien	111
7.1.	Kontextbedingungen der medialen Exzellenz-Debatte	111
7.1.1.	Rollenzusammenhang	112
7.1.2.	Funktionszusammenhang	115
7.1.2.1.	Nachrichtenwert der Exzellenzinitiative	115
7.1.2.2.	Berichterstattungsmuster und Darstellungsformen	124
7.1.2.3.	Recherchequellen der Journalisten	128
7.1.2.4.	Zielgruppen der Wissenschaftspolitikberichterstattung	132
7.1.3.	Strukturenzusammenhang	133
7.1.4.	Normenzusammenhang	137
7.1.5.	Zwischenfazit	140
7.2.	Mediales Framing der Exzellenz-Debatte	141
7.2.1.	Prolog: Der Elite-Diskurs	141
7.2.1.1.	Inhaltliche Struktur des Elite-Diskurses	142
7.2.1.2.	Mediale Frames im Elite-Diskurs	146
7.2.1.3.	Bewertung von Elite- bzw. Spitzenuniversitäten	149
7.2.2.	Die Exzellenz-Debatte	149
7.2.2.1.	Inhaltliche Struktur der Exzellenz-Debatte	150
7.2.2.2.	Mediale Frames in der Exzellenz-Debatte	154
7.2.2.3.	Dynamik des medialen Framings in der Exzellenz-Debatte	165
7.2.2.4.	Visuelles Framing in der Exzellenz-Debatte	179
7.2.2.5.	Bewertung der Exzellenzinitiative	187
7.2.3.	Zwischenfazit	188
8.	Fragilität wissenschaftlicher Exzellenz	191
8.1.	Die Perspektive der Medien	191
8.1.1.	Kriterien wissenschaftlicher Exzellenz in den Medien	191
8.1.2.	Mediales Framing fragiler wissenschaftlicher Exzellenz	192
8.2.	Die Perspektive der Antragsteller	194
8.2.1.	Wahrnehmung der Diskussionskultur	194
8.2.2.	Wahrnehmung des Entscheidungsverfahrens	196
8.2.3.	Wirkungsbewertung der Exzellenzinitiative	198
8.3.	Zwischenfazit	199
9.	Exzellenz als <i>boundary-work</i>	201
9.1.	Rückwirkung medialer Beobachtung auf die Entscheider	201
9.2.	Identifikation von Exzellenz als <i>boundary work</i>	203

9.2.1. Gleichstellungsmaßnahmen als <i>boundary work</i>	203
9.2.2. Interessenausgleich im Bewilligungsausschuss	205
9.2.3. Der Bewilligungsausschuss als <i>blackbox</i>	212
9.3. Zwischenfazit	214
10.Synthese: Kommunizierte Exzellenz	217
 IV. Diskussion	 223
11.Methodenkritik	225
12.Kommunizierte Wissenschaft	229
13.Handlungsempfehlungen	235
 V. Anhang	 241
A. Literaturverzeichnis	243
B. Abbildungsverzeichnis	265
C. Tabellenverzeichnis	267

Inhaltsverzeichnis

1. Erkenntnisinteresse

Forschung über Wissenschaftskommunikation ist eine Form von Wissenschaft, die in ihren Ergebnissen darüber kommuniziert, wie Wissenschaft kommuniziert und kommuniziert wird. Ihre Resultate stoßen in jüngerer Zeit auf große Resonanz. Ob *Nature*, *Science* oder *PNAS*: Sogar wissenschaftliche Fachzeitschriften mit hohem *impact* wählten Formen von Wissenschaftskommunikation als Titelthema oder veröffentlichten Sonderbeilagen dazu (Abb. 1.1.). Im Vergleich dokumentieren die Titelmotive vor allem eins: Wissenschaftskommunikation ist nicht gleich Wissenschaftskommunikation, sondern hat viele Facetten. *Science* (2013) bezieht sich auf die innerwissenschaftliche Kommunikation und lehnt dafür an das klassische Stimulus-Response-Modell der Kommunikationswissenschaft an (vgl. Merten, 1999, S. 54ff): Das Motiv zeigt eine Wissenschaftlerin und einen Wissenschaftler *face-to-face*. Die Pfeile symbolisieren einen symmetrischen Kommunikationsprozess, in dem beide gleichberechtigt wissenschaftliche Informationen senden und empfangen, sodass ein Erkenntnisgewinn entsteht. *PNAS* öffnet diese *scholarly communication* für professionelle Kommunikatoren der Presse- und Öffentlichkeitsarbeit sowie reflektierende Kommunikationswissenschaftler. Als Illustration dient ein Werk der Künstlerin Diana Ong, das eine heterogene Gruppe Menschen im Gespräch zeigt: „[It] suggests that successful communication must take into account all involved parties (PNAS, 2013).“ Schließlich stellt *Nature* (2009) einem Wissenschaftler zwei Journalisten an die Seite, deren Karikaturen unterschiedlicher kaum sein könnten: Einerseits der enthusiastische *cheerleader*, der den Forscher hochleben lässt. Andererseits der zwar grimmig blickende *watchdog*, der aber dem Forscher das Mikrofon nur apportiert und daher sogar etwas zu zahm wirkt.

Abbildung 1.1.: Ausgewählte Titelseiten wissenschaftlicher Fachzeitschriften mit hohem wissenschaftlichen *impact* zum Thema Wissenschaftskommunikation



1. Erkenntnisinteresse

In der Praxis ist das Spektrum der Wissenschaftskommunikation also breit. Dagegen bildet der durch die Forschung geprägte analytische Wissenschaftskommunikationsbegriff die in den Titelmotiven angedeutete Formenvielfalt nicht ab. Stattdessen verengt ihn die einschlägige Fachliteratur - wie noch zu zeigen sein wird - auf die Wissenschaftskommunikation aus der Wissenschaft heraus. Das dokumentieren zum Beispiel die unter dem Titel „The Science of Science Communication“ gesammelten Beiträge in der oben genannten Sonderbeilage von *PNAS*. Einen Aufruf zur Gestaltung von Wissenschaftskommunikation ganz in diesem Sinne publizierte zuletzt auch der vom *Bundesverband Hochschulkommunikation* ins Leben gerufene *Siggener Kreis* (2014), welcher sich selbst als „Denkwerkstatt und Impulsgeber für die Weiterentwicklung der Wissenschaftskommunikation“ (ebd. 2014, S. 1) speziell in Deutschland versteht.

Aber selbst diese Fokussierung des Wissenschaftskommunikationsbegriffs auf die Kommunikation aus der Wissenschaft heraus taugt aus wissenschaftlicher Perspektive allenfalls als kleinster gemeinsamer Nenner, wie die teils divergierenden Definitionsversuche von Wissenschaftskommunikation in der Fachliteratur nahe legen (z.B. Burns u. a., 2003, S. 191, Dernbach u. a. 2012 sowie Marcinkowski u. Kohring, 2014). Eine Ursache dieser Diskrepanzen ist die zum Teil fehlende theoretische Fundierung solcher Beschreibungen von Wissenschaftskommunikation¹. Überhaupt fehlt eine identitätsstiftende Forschungsagenda, welche die vielfältigen Ausprägungen von Wissenschaftskommunikation unter einen *gemeinsamen* analytischen Wissenschaftskommunikationsbegriff integrativ zusammenfasst und damit auch die Analyse von Wechselwirkungen zwischen den verschiedenen Formen von Wissenschaftskommunikation ermöglichen würde.

Dabei hat die Formenvielfalt von Wissenschaftskommunikation ohne Zweifel ein interdisziplinäres Forschungsfeld hervorgebracht, welches aber noch zu sehr zersplittert scheint, als dass es den Blick für eben dieses große Ganze öffnen könnte. Zum Beispiel adressiert die Wissenschaftsforschung vorrangig die wissenschaftsinterne Kommunikation. Zu dieser *scholarly communication* zählt zum Beispiel das Peer Review, d.h. die Beurteilung der Qualität von Wissenschaft durch kompetente Forscherkollegen. Die Kommunikationswissenschaft konzentrierte sich dagegen in der jüngeren Vergangenheit auf die Erforschung der Wissenschaftskommunikation von Risiken aus der Wissenschaft heraus. Daran schloss sich zuletzt die Wissenschaftskommunikation sog. fragiler und konfligierender wissenschaftlicher Evidenz in einer wie auch immer gearteten Öffentlichkeit an². Zudem rückte die Presse- und Öffentlichkeitsarbeit von Forschungsinstitutionen, welche vorläufig den Begriff *science communication* besetzte, in den Fokus der Kommunikationswissenschaft. Speziell die Journalismusforschung stand lange unter dem Einfluss des „Paradigmas Wissenschaftspopularisierung“ (Kohring, 1997), von dem sie sich erst Mitte der 1990-er Jahre allmählich zu emanzipieren begann. Die für das Feld bedeutsamen Fachzeitschriften *Public Understanding of Science* sowie *Science Communication* dokumentieren diese langjährige inhaltliche Ausrichtung bis heute in ihrem Titel, wenngleich sie mittlerweile thematisch breiter ausgerichtet sind. Auch der praktische Wissen-

¹Für eine ausführliche Diskussion dieser Perspektivierungen siehe Kapitel 12.

²vgl. dazu das Rahmenprogramm des von Bromme (2008) beantragten und durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft geförderten Schwerpunktprogramms „Wissenschaft und Öffentlichkeit: Das Verständnis fragiler und konfligierender wissenschaftlicher Evidenz“

schaftsjournalismus musste sich erst von dem Paradigma der Popularisierung im Dienste der Wissenschaft lösen; in den USA setzte der Übergang in dieses „Watchdog Age“ (Rensberger, 2009, S. 1056) Ende der 1970-er Jahre ein - und damit früher als in Deutschland, wo diese Entwicklung gemeinhin auf die späten 1980-er Jahre datiert wird. Als ein Auslöser dafür gilt der 1986 vollzogene Zusammenschluss von Wissenschaftsjournalisten zum Berufsverband *Wissenschaftspressekonferenz (wpk)* in Reaktion auf die Tschernobyl-Katastrophe. Fortan rückten auch in der Journalismusforschung stärker die Bedingungen einer adäquaten Ausfüllung der Kritik- und Kontrollfunktion durch den Wissenschaftsjournalismus in den Forschungsfokus (z.B. Wormer, 2008a, S. 222ff).

Bedarf integrativer Wissenschaftskommunikationsforschung Nur selten thematisieren Studien indes die Wechselwirkungen zwischen verschiedenen Formen von Wissenschaftskommunikation. Falls dies doch die Fragestellung ist, steht als Ausgangspunkt meist die Annahme, dass die jeweiligen Wissenschaftskommunikationsformen grundsätzlich verschieden sind und die Wechselwirkungen zwischen den Wissenschaftskommunikationsformen Probleme und Konflikte begründen (z.B. Weingart, 2012, S. 24ff). Diese Probleme und Konflikte werden in den Studien dann entweder belegt (z.B. Franzen, 2011) oder widerlegt, wobei letzteres dann als unerwartetes Ergebnis gilt (z.B. Peters u. a., 2008).

Dagegen stieg erst in der jüngeren Vergangenheit das Problembewusstsein für die Notwendigkeit, Wissenschaftskommunikation stärker integrativ zu beforschen: Zum Beispiel reicht das Spektrum der 2012 gegründeten *Ad-hoc-Gruppe Wissenschaftskommunikation* in der *Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft* „von wissenschaftsinternen Kommunikationsprozessen über semi-öffentliche Kommunikationsprozesse zwischen Wissenschaftlern und Akteuren aus der Politik (z.B. im Rahmen der Politikberatung), Wirtschaft (z.B. im Rahmen der Innovationskommunikation) und anderen gesellschaftlichen Bereichen (z.B. Gesundheitskampagnen) bis hin zu öffentlicher Kommunikation mit Wissenschaftsjournalismus und Wissenschafts-PR (Ad-hoc-Gruppe Wissenschaftskommunikation in der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft, 2013, S. 1).“ Der Wissenschaftsrat (2014, S. 47) zählt die Forschung zu „neue[n] Arten der Erzeugung und Bereitstellung wissenschaftlichen Wissens (Medien, Kommunikations- und Distributionsformen)“ sogar zu den „zukunftssträchtigen Themenschwerpunkten“ speziell empirischer Wissenschafts- und Hochschulforschung. Dazu empfiehlt er diesen Disziplinen zwecks adäquater theoretischer Reflektion Anschluss an die Sozial- und Kommunikationswissenschaften (ebd., 2014, S. 49). Dieser Forschungsbedarf wird durch eine gestiegene Nachfrage aus der Praxis nach wissenschaftlichem Reflektionswissen über Wissenschaftskommunikation gespeist. Zum Beispiel fordert Marcia McNutt (2013, S. 13), Editor-in-Chief von *Science*: „It is high time that scientists apply scientific thinking to determine how to better communicate their science.“ Reflektionsbedarf über Wissenschaftskommunikation besteht in vielerlei Hinsicht:

- Eine Arbeitsgruppe der deutschen Wissenschaftsakademien diagnostizierte im Sommer 2014 Fehlentwicklungen im Verhältnis von Wissenschaft, Öffentlichkeit und Medien: Eine „Krise der kompetenten Kritikfähigkeit der Massenmedien und des darin verankerten Wissenschaftsjournalismus geht mit einer wachsenden Kontroll- bzw. externen Beobachtungsnotwendigkeit in Teilen der Wissenschaft selbst einher (acatech u. a., 2014, S. 16,

1. Erkenntnisinteresse

Hervorhebung i.O.).“ Hintergrund sind auf Seiten des Journalismus die Sparzwänge in den Wissenschaftsredaktionen und auf Seiten der Wissenschaft die Folgen eines intensivierte Wettbewerbs um Forschungsressourcen. Dieser verstärkte Wettbewerb gilt als eine Ursache für die zunehmende Tendenz zur Selbstdarstellung von Forschern, welche auf Seiten der Wissenschaft einen Regulierungsbedarf speziell für die Kommunikation aus der Wissenschaft heraus begründet: „Das Prinzip der wissenschaftlichen Redlichkeit und Selbstkritik des einzelnen Wissenschaftlers/ der einzelnen Wissenschaftlerin sollte auch im Hinblick auf die Kommunikation mit der Öffentlichkeit bzw. mit den Medien Geltung erlangen und gestärkt werden. Wissentliche, nicht durch Daten bzw. Evidenzen gedeckte Übertreibung von Forschungsergebnissen gegenüber den Medien (*Hype*), die den Prinzipien wahrhafter innerwissenschaftlicher Kommunikation widerspricht, muss als Verstoß gegen gute wissenschaftliche Praxis gelten und entsprechend sanktioniert werden (ebd., 2014, S. 21, Hervorhebung i.O.).“ Auf Seiten der Medien empfiehlt die von den deutschen Wissenschaftsakademien eingesetzte Arbeitsgruppe zwecks Prävention und Sanktionierung sensationalistischer Berichterstattung u.a. „die Einrichtung eines Wissenschaftspresserats nach dem Vorbild des Deutschen Presserats oder in direkter Anbindung an diesen (...), der Beschwerden über unfaire und fahrlässige Berichterstattung beurteilt, eklatante Fehlleistungen rügt und entsprechende Kodizes bearbeitet (ebd., 2014, S. 24).“ Ausgangspunkt dieser Überlegung ist die Ziffer 14 im *Pressekodex* des *Deutschen Presserates*, welche speziell für den Bereich der Medizin eine adäquate Berichterstattung einfordert³. Zusammenfassend lassen sich diese Empfehlungen an Wissenschaft und Medien als Versuch deuten, ihr jeweiliges Streben nach Sichtbarkeit im Sinne einer Generierung von Aufmerksamkeit in der gesamtgesellschaftlichen Öffentlichkeit nicht nur stärker normativ zu regulieren, sondern auch die Beobachtungsnotwendigkeit von Wissenschaft durch die Medien zu betonen. Entsprechend lobt der wpk-Vorsitzende Martin Schneider (2014, S. 81) die Empfehlungen der Akademien als „das wohl klarste Bekenntnis zur gesellschaftlichen Bedeutung eines unabhängigen Wissenschaftsjournalismus, das es von Seiten der Wissenschaft je gegeben hat.“

- Längst hat der Wettbewerb um Sichtbarkeit auch die wissenschaftlichen Institutionen erreicht. Speziell die Universitäten haben auf diese Entwicklung u.a. mit einem Ausbau ihrer Referate für Presse- und Öffentlichkeitsarbeit reagiert. Darüber beobachten die Universitäten verstärkt ihre Außenwahrnehmung zum Beispiel durch die Politik

³Konkret heißt es im Pressekodex: „Bei Berichten über medizinische Themen ist eine unangemessen sensationelle Darstellung zu vermeiden, die unbegründete Befürchtungen oder Hoffnungen beim Leser erwecken könnte. Forschungsergebnisse, die sich in einem frühen Stadium befinden, sollten nicht als abgeschlossen oder nahezu abgeschlossen dargestellt werden (Deutscher Presserat, 2013, S. 7).“ Die daran anschließende Empfehlung der Akademien ist umstritten: Lutz Tillmanns (2014), Geschäftsführer des *Deutschen Presserates*, vertrat auf einem Symposium zunächst die Auffassung, dass der Pressekodex die Wissenschaftsberichterstattung im Prinzip bereits adäquat abdeckt, weil Wissenschaft prinzipiell kein Sonderfall des Journalismus darstellt. Dem lässt sich entgegen, dass die im Pressekodex wegen ihrer Relevanz für Patienten bereits gesondert für die Medizinberichterstattung eingeforderte evidenzbasierte Berichterstattung angesichts der zunehmenden Bedeutung wissenschaftlichen Wissens zum Beispiel für politische Entscheidungsprozesse eben auch für den Wissenschaftsjournalismus im Allgemeinen explizit als Norm definiert werden sollte.

und versuchen, diese Außenwahrnehmung in ihrem Sinne zu beeinflussen. Zu diesem Ergebnis kommen Marcinkowski u. a. (2013, S. 283) nach Auswertung einer bundesweiten Befragung von Hochschulleitungen, Senatsmitgliedern und Pressesprechern. Ihr Fazit: Wissenschaftspopularisierung habe für die Presse- und Öffentlichkeitsarbeit von Universitäten zugunsten institutioneller Imagebildung an Bedeutung verloren: „Die Wissenschaftskommunikation [gemeint ist hier vorrangig die Presse- und Öffentlichkeitsarbeit der Universitäten, Anm. C.M.] der Zukunft steht damit nicht primär im Dienste gesellschaftlicher Aufklärung, sondern ist ein Mittel zum Zweck der Selbstvermarktung wissenschaftlicher Einrichtungen, die sich im politisch gewollten Wettbewerb behaupten müssen (ebd., 2013, S. 283).“

- Die wissenschaftlichen Literaturdatenbanken verzeichnen in jüngerer Vergangenheit einen starken Anstieg wissenschaftlicher Fachartikel, die nach ihrer Veröffentlichung wegen mangelnder Qualität - oftmals sogar wegen eines wissenschaftlichen Fehlverhaltens - wieder zurückgezogen werden mussten (z.B. Fang u. a., 2012). Sie werden in den Literaturdatenbanken durch entsprechende Mitteilungen sichtbar gemacht. Zum einen erfüllen diese sog. *retraction notes* also eine Transparenzfunktion. Zum anderen haben *retraction notes* aber auch das Potenzial, Wissenschaftler durch die Angabe von Gründen für die Zurücknahme der Fachartikel zu beschämen, etwa durch die Offenlegung eines wissenschaftlichen Fehlverhaltens. Diese Form der Sichtbarmachung adressiert den wissenschaftsinternen Selbststeuerungsmechanismus Reputation und wirkt damit gewissermaßen sanktionierend. Zwar machen *retractions* nur einen Bruchteil der wissenschaftlichen Literatur aus und offen ist zudem, ob speziell der im Rahmen dieser Analysen diagnostizierte Anstieg von *retractions* wegen Fehlverhalten als Warnsignal für zunehmende Abweichungen von der Norm guter wissenschaftlicher Praxis zu werten ist oder doch eher als ein ermutigendes Zeichen dafür, dass das Wissenschaftssystem solche Abweichungen vermehrt erkennt und auch noch im Nachhinein ahndet. Aber allein die durch diesen sichtbar gewordenen Anstieg angestoßene mediale Diskussion über die Eignung des wissenschaftlichen Kommunikationssystems zur Qualitätssicherung inklusive der dazu zum Einsatz kommenden Peer Review (z.B. van Noorden, 2011) vermag das wissenschaftliche Selbststeuerungspotenzial (wissenschafts-)öffentlich in Frage zu stellen. Das setzt zum Beispiel die Fachverlage immer wieder neu unter Handlungsdruck: Denn Wissenschaftsjournalisten beobachten die *policies* der Journale zum Umgang mit minderwertiger wissenschaftlicher Qualität kritisch, etwa auf dem Blog *retractionwatch.org*. Mit ihrer Forderung nach mehr Transparenz bei den *retraction-policies* der Fachzeitschriften finden die Autoren dieses Blogs wiederum selbst in wissenschaftlichen Fachmedien wie *Nature* Gehör (vgl. Marcus u. Oransky, 2011). Idealerweise regt die journalistische Sichtbarmachung von Fehlverhaltensfällen also einen (wissenschafts-)öffentlichen Diskurs über „gute Wissenschaft“ sowie über die wissenschaftsimmanenten Strukturen zur Qualitätssicherung an. Die Erarbeitung von Regeln zur Sicherung guter wissenschaftlicher Praxis durch eine von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) als direkte Reaktion auf den medial skandalisierten Betrugsfall Herrmann/Brach Mitte der 1990-er Jahre eingesetzte internationale Kommission kann als Beleg für die wechselseitige Responsivität der verschiedenen Formen von Wissenschaftskommunikation gelten (vgl.

1. Erkenntnisinteresse

DFG, 2013, S. 13). Speziell im Publikationswesen bekennen sich mittlerweile viele Fachzeitschriften zu den Empfehlungen des 1997 gegründeten *Committees on Publication Ethics*, welches die Förderung wissenschaftlicher Integrität im Publikationswesen zum Ziel hat und u.a. Empfehlungen für den Umgang mit fehlerhaften Fachartikeln gibt (vgl. COPE, 2009).

- Die Evaluation von Wissenschaft auf allen Systemebenen begründet in Wissenschaft und Politik einen Bedarf an verlässlichen Performanzindikatoren. Die Bibliometrie entwickelt entsprechende Instrumente zur Bewertung von Leistungsunterschieden, indem sie zuvorderst die *scholarly communication* in Form von wissenschaftlichen Publikationen mit den darin enthaltenen Angaben analysiert und die daraus gewonnenen Informationen zu Performanzindikatoren zum Beispiel für einzelne Wissenschaftler verdichtet. Ein solcher Performanzindikator, dem gemeinhin eine hohe Definitionsmacht zugeschrieben wird, ist der von Hirsch (2005, S. 16569) vorgeschlagene h-Index, welcher die Wirkung der Publikationen eines Wissenschaftlers widerspiegeln soll. Demnach hat ein Wissenschaftler einen Hirsch-Index h , falls h seiner N Publikationen mindestens h -mal, die restlichen $(N-h)$ Publikationen höchstens h -mal zitiert wurden. Inzwischen gibt es sogar Ansätze, Profilanalysen ganzer Forschungsförderorganisationen wie der DFG mittels *funding acknowledgments* in Fachaufsätzen vorzunehmen (vgl. Sirtes, 2013). Denn neben der Offenlegung von Interessenkonflikten dokumentieren diese *funding acknowledgments* auch die Förderaktivitäten von Forschungsförderorganisationen, sodass die Analyse dieser Form von Wissenschaftskommunikation im Prinzip Reflektionspotenzial für die Forschungsförderer verspricht. Was ist die Bibliometrie angesichts dieser Beispiele also anderes als eine angewandte Form der Wissenschaftskommunikationsforschung mit Schwerpunkt auf der Entwicklung von Indikatoren zur Beobachtung wissenschaftlicher Leistungen? Wie in der Kommunikationswissenschaft⁴ lässt sich aber auch in der Bibliometrie eine Definition von Qualität nur annäherungsweise erreichen. Als Konsequenz ist die wissenschaftliche Evidenz bibliometrischer Leistungskennziffern keineswegs eindeutig, sondern angreifbar und fragil. Zum Beispiel diskutiert Hirsch (2005, S. 16571) selbst die Schwächen des von ihm vorgeschlagenen h-Index. In Anlehnung an die Systemtheorie Niklas Luhmanns weist Hornbostel (1997, S. 16) aber darauf hin, dass es müßig sei, „danach zu fragen, ob z.B. Wissenschaftsindikatoren tatsächlich 'gute' Forschung identifizieren (...) Wissenschaftsindikatoren sind Teil einer Selbstbeobachtung von Wissenschaft. Sie sind dabei direkt auf existierende Selbstbeschreibungen bezogen. Sowohl diese Selbstbeobachtung als auch eine Beobachtung der Beobachtung sind damit von der paradoxen Konstitution selbstreferentieller Systeme betroffen.“ Aus Sicht einer integrativen Wissenschaftskommunikationsforschung erscheinen deshalb die gesamtgesellschaftlichen Aushandlungsprozesse wissenschaftlicher Leistungsindikatoren ergiebiger, also der (wissenschafts-)öffentliche Diskurs darüber, *welche* Leistungen *wie* sichtbar gemacht werden sollen. Und tatsächlich finden solche Diskurse längst statt und werden durch die Institutionen des Wissenschaftssystems selbst initiiert. Zum Beispiel informierte die DFG 2010 via Pressemitteilung über ihre Initiative „Qualität statt Quan-

⁴Zur Qualitätsdiskussion zum Beispiel im Journalismus vgl. Arnold (2008).

tität“ (vgl. DFG, 2010) und stieß damit eine bundesweite Debatte über die zunehmende Orientierung an publikationsbasierten Leistungskennziffern in der Wissenschaft an. Gemäß dieser Regelung dürfen Wissenschaftler in ihren Förderanträgen und Berichten an die DFG nur noch eine begrenzte Zahl besonders aussagekräftiger Publikationen nennen. Zuvor konnten sie beliebig viele Fachartikel angeben. Die DFG wertet diese 2014 wieder etwas abgeschwächte Regelung als „Zeichen dagegen, dass bei der Vergabe von Fördergeldern und Positionen zunehmend numerische Indikatoren auf der Basis von Publikationsverzeichnissen erstellt werden, was aus Sicht der DFG einen hohen Publikationsdruck auf Forscherinnen und Forscher ausübt und auch bereits wiederholt zu Falschangaben in Publikationsverzeichnissen geführt hat (ebd., 2014).“

- Umgekehrt besteht mitunter auch ein Interesse, Wissenschaft nicht zu kommunizieren und damit auch gerade *nicht* sichtbar bzw. transparent zu machen. Ein Beispiel dafür ist der Publikationsbias. Generell begünstigt das wissenschaftliche Publikationssystem die Veröffentlichung von klaren und eindeutigen Ergebnissen. Indifferente oder gar negative Ergebnisse haben dagegen schlechtere Veröffentlichungschancen in einer Fachzeitschrift (Schwarzer u. a., 2008, S. 144). Dieses Problem hat in jüngerer Vergangenheit offenbar zugenommen: Fanelli (2012, S. 895) identifizierte zwischen 1990 und 2007 in den wissenschaftlichen Literaturdatenbanken einen Anstieg des Anteils von Fachartikeln, in denen Ergebnisse vorab aufgestellte Hypothesen voll oder zumindest zum Teil stützen, um etwa ein Fünftel, wobei er Unterschiede zwischen Disziplinen und Staaten fand. Mitunter werden nicht signifikante Ergebnisse aber erst gar nicht mehr zur Publikation eingereicht, weil dies zum Beispiel mit wirtschaftlichen Interessen kollidieren könnte. Dabei sind gerade auch negative Resultate für den wissenschaftlichen Fortschritt von großer Bedeutung. Ein konkretes Problem ist der Publikationsbias vor allem bei der Erstellung systematischer Übersichtsarbeiten in der Medizin, wie sie von der *Cochrane Collaboration* vorgenommen werden. Auch das *Institut für Qualität und Wirtschaftlichkeit im Gesundheitswesen (IQWiG)* ist auf möglichst vollständige Studiendaten angewiesen, um den Nutzen von Medikamenten gegen ihre Kosten abwägen zu können. Durch einen Publikationsbias kann der medizinische Nutzen einer Therapie dagegen schlimmstenfalls überschätzt werden. Die internationale Initiative *AllTrials* setzt sich deshalb dafür ein, alle klinischen Studien sowie ihre Methodologie und Ergebnisse vollständig zu veröffentlichen und damit sichtbar zu machen (AllTrials, 2013). Eine kontroverse Diskussion über die Nutzungsbedingungen der von der europäischen Zulassungsbehörde *European Medicines Agency (EMA)* bereit gestellten klinischen Studiendaten dokumentiert die hohe (wissenschafts-)öffentliche Sensibilität für dieses Thema - zumal in diesem Fall patientenrelevante Wissenschaftskommunikation mit den wirtschaftlichen Interessen der Pharmaindustrie kollidiert (z.B. IQWiG, 2014, Grabar u. Schweitzer, 2014). Nicht zuletzt die Kritik in der Fach- und Medienöffentlichkeit und der daraus resultierende Druck dürfte in diesem Fall eine Anpassung der Nutzungsbedingungen der von der EMA bereit gestellten Informationen zu klinischen Studien begünstigt haben.

Dieser kurze (und notwendigerweise selektive) Problemaufriss lässt drei Schlüsse zu: Erstens wird die separate Untersuchung von *scholarly communication*, *science communication* sowie

1. Erkenntnisinteresse

der Kommunikation über Wissenschaft zum Beispiel durch den Journalismus oder durch die Politik dem Forschungsbedarf über Wissenschaftskommunikation nicht gerecht. In der Praxis bilden diese Formen von Wissenschaftskommunikation längst ein Amalgam mit nur schwer kalkulierbaren Rückwirkungen auf die Handlungsweisen der beteiligten Akteure. Als Metapher für eine solche Konstellation verwendet Friedrich Dürrenmatt (1986) das Motiv *Vom Beobachten des Beobachters der Beobachter*. Es gibt diesem Buch den Titel⁵ und drückt aus, dass jeder Akteur gleichermaßen beobachtet und selbst beobachtet wird - aber dazu später mehr. Solche komplexen Beobachtungskonstellationen unterschiedlicher Akteure begründen den Bedarf, stärker die Wechselwirkungen verschiedener Formen von Wissenschaftskommunikation zu beforschen - zumal sich alle Formen von Wissenschaftskommunikation womöglich ohnehin an ähnlichen Normen orientieren sollten (vgl. acatech u. a., 2014).

Zweitens beschränkt sich der Reflektionsbedarf über Wissenschaftskommunikation nicht auf einen begrenzten Nutzerkreis. Vielmehr ist das kommunizierte Wissen auch außerhalb der Wissenschaft als Steuerungsressource unverzichtbar geworden. Es kann von unterschiedlichen Rezipienten mit verschiedenen Fragestellungen und Intentionen genutzt werden. Auch die Wissenschaft selbst ist für ihre Selbstorganisation auf adäquate Wissenschaftskommunikation angewiesen. Das Beispiel der *funding acknowledgments* verdeutlicht das Steuerungspotenzial von Wissenschaftskommunikation im Prinzip. Paradoxerweise geht mit dem Bedeutungsgewinn kommunizierter Wissenschaft aber auch ein Autoritätsverlust des kommunizierten Wissens einher, welcher auf die Fragilität und Konfligenz wissenschaftlicher Evidenz zurückzuführen ist und Wissenschaftskommunikation in der Praxis vor besondere Herausforderungen stellt. Die umstrittene Nutzung bibliometrischer Daten zur Steuerung von Wissenschaft zum Beispiel durch die Politik kann als besonders anschauliches Beispiel für dieses Problem gelten - zumal sie die Autonomie wissenschaftlicher Selbststeuerung mehr oder weniger direkt tangiert.

Drittens ist Wissenschaftskommunikation - wie jede Form von Kommunikation - interessegeleitet: „Erst die jeweils konkreten Interessen sind es, die kommunikatives Handeln überhaupt erst entstehen lassen (Burkart, 2002, S. 57).“ Deshalb eignet sich die Analyse von Akteurskonstellationen als Ausgangspunkt zur explorativen Entwicklung eines integrativen Modells von Wissenschaftskommunikation, mit dem die vorliegende Arbeit einen Beitrag zur aktuellen wissenschaftlichen Diskussion leisten möchte. Die oben skizzierten Facetten von Wissenschaftskommunikation lassen schon erste Elemente eines solchen Modells erahnen. Sie bedürfen aber erst noch einer theoriegeleiteten Fundierung und empirischen Prüfung, bevor sie adäquat zu einem integrativen Modell von Wissenschaftskommunikation zusammengefügt werden können. Wie dies gelingen kann, soll im Folgenden beschrieben werden.

Modellentwicklung am Beispiel Exzellenzinitiative Grundlage dieses Vorhabens ist die Bearbeitung eines konkreten Fallbeispiels, welches alle drei oben genannten Punkte adressiert. Ein Ereignis, welches diese Bedingungen adäquat erfüllt, ist die Exzellenzinitiative von Bund und Ländern: ein politisch motiviertes Forschungsförderprogramm zur Stärkung von Spitzenforschung an deutschen Universitäten und ihrer internationalen Sichtbarkeit⁶ (vgl. BLK 2005

⁵Für diesen Hinweis und die Empfehlung bedanke ich mich bei Prof. Holger Wormer.

⁶Stichtag für die Literatur zur Exzellenzinitiative war der 01.04.2015.

und 2009). Mit ihrem Gesamtvolumen in Höhe von 4,6 Milliarden Euro bis 2017 ist die Exzellenzinitiative ein besonders anschauliches Beispiel für den zunehmenden Wettbewerb der deutschen Universitäten um Drittmittel. Gleichzeitig sieht sich die Wissenschaftspolitik mit hohen öffentlichen Erwartungen an die politische Steuerbarkeit von Wissenschaft konfrontiert, wobei Journalisten eine Kritik- und Kontrollfunktion zukommt. Das begründet eine komplexe Akteurskonstellation mit vielfältigen, divergierenden Interessen.

Darüber hinaus steht eine Steuerung nach wissenschaftspolitisch gerahmten und öffentlich diskutierten Qualitätskriterien potenziell im Konflikt mit der Qualitätsbewertung, wie sie für die wissenschaftsinterne Kommunikation in Form von Begutachtungsprozessen typisch ist. Die Aushandlung der Förderentscheidungen auf Grundlage dieser Kriterien in einem durch die Medien beobachteten Prozess zwischen Bund, Ländern und den beteiligten Institutionen des deutschen Wissenschaftssystems führt letztlich zur Frage, wie autonom die Wissenschaft ein solches Auswahl- und Begutachtungsverfahren gestalten kann - und welche Folgen dies für die Reputationszuweisung hat, welche eigentlich durch die Wissenschaft vorgenommen wird, in diesem Fall aber potenziell auch medial beeinflusst wird. Da zudem die im Rahmen des Entscheidungsprozesses getroffenen wissenschaftsinternen Selbststeuerungsmaßnahmen von außen nur schwer durchschaubar sind, fallen sie geradezu zwangsläufig hinter öffentlich beobachtbare Leistungsindikatoren zurück - mit ungewissen Folgen für die Akzeptanz dieses und womöglich sogar anderer Peer Review-basierter Verfahren an der wissenschaftlichen Basis.

Außerdem hat die Sichtbarmachung von Leistungsunterschieden durch die Förderentscheidungen Rückwirkungen auf die Universitäten selbst zur Folge - etwa in Form einer proaktiven Kommunikationspolitik gegenüber der (Wissenschafts-)Öffentlichkeit zwecks Generierung von Aufmerksamkeit und des Nachweises der eigenen Leistungsfähigkeit im universitären Wettbewerb. Damit stellt die Exzellenzinitiative ein Beispiel für die divergierenden Interessen dar, welche mit Wissenschaftskommunikation verbunden sind. Die Exzellenz-Debatte konstituiert also eine Beobachtungskonstellation, deren Analyse Fortschritte für das Verständnis von Wissenschaftskommunikation verspricht. Schließlich bietet das Fallbeispiel Exzellenzinitiative den Vorteil, an vorangegangene Forschungsarbeiten zu diesem Forschungsförderprogramm anschließen zu können, sodass sich die Wissenschaftskommunikation bei der Exzellenzinitiative durch Rückgriff auf die Ergebnisse anderer Studien aus mehr Perspektiven betrachten lässt als dies aus forschungsökonomischen Gründen sonst möglich wäre.

Der Plan des Buches Ziel der Arbeit ist die theoriegeleitete Entwicklung eines Modells, welches die verschiedenen Formen von Wissenschaftskommunikation in eine gemeinsame Darstellung integriert. Nach Flick (2011, S. 14) ist „[i]nsbesondere in Feldern, die durch ein geringes Maß an theoretischer Kohärenz gekennzeichnet sind, (...) der Rückgriff auf Theorien-Triangulation zu empfehlen.“ Triangulation bedeutet, dass ein Forschungsgegenstand aus mindestens zwei Perspektiven betrachtet wird. Um den Forschungsgegenstand empirisch zu prüfen, kommen dann in der Regel auch verschiedene Methoden zum Einsatz (methodische Triangulation). Entsprechend gliedert sich die Struktur dieser Arbeit: Im ersten Teil wird der Sichtbarkeitsbegriff am Beispiel der Exzellenzinitiative aus drei unterschiedlichen theoretischen Perspektiven - nämlich aus Sicht von Politik, Wissenschaft und Medien - diskutiert (vgl. Abbildung 1.2). Als Synthese dieser Perspektivierungen wird am Beispiel Exzellenzini-

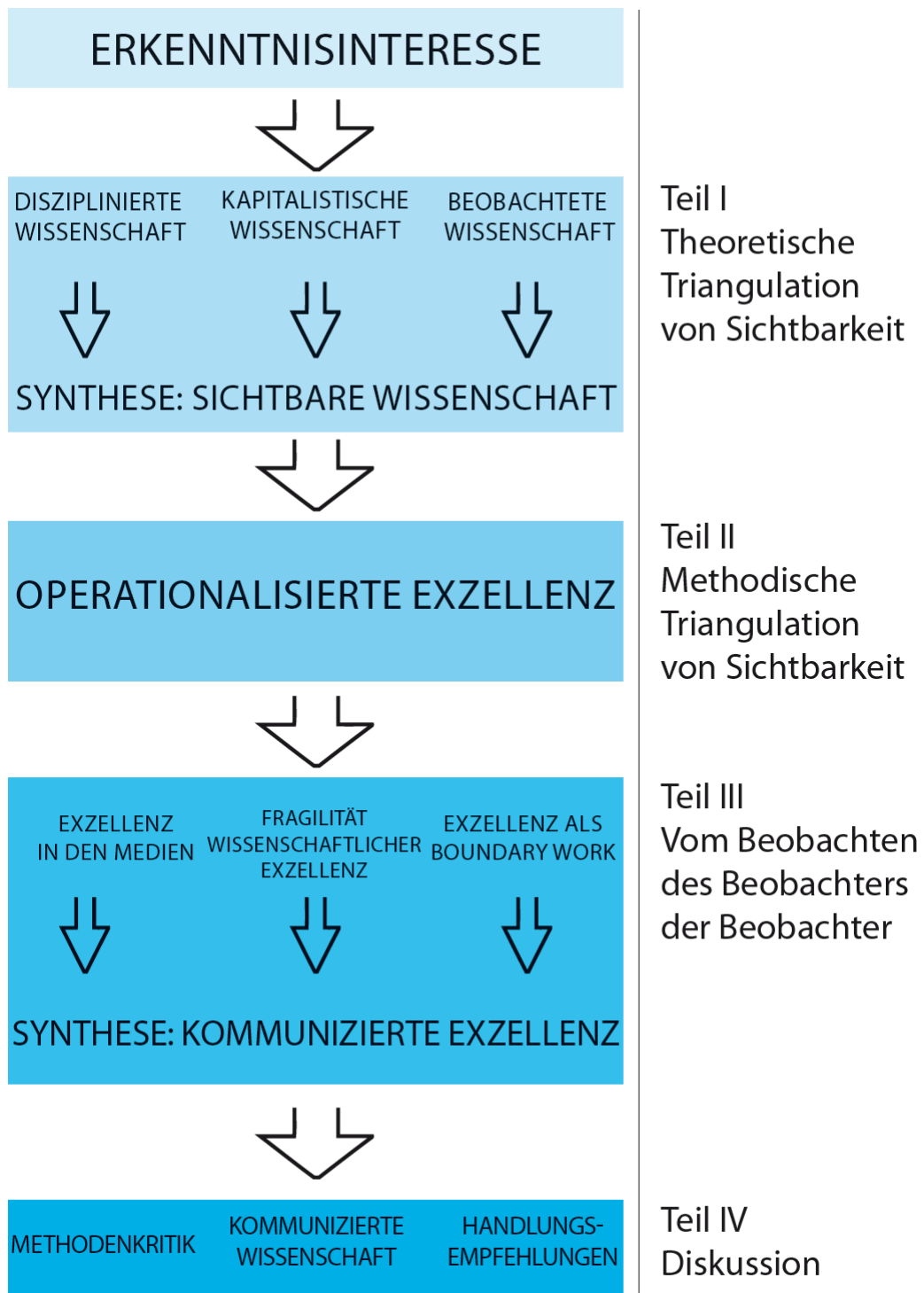
1. Erkenntnisinteresse

tiative ein Entwurf für ein Modell für Wissenschaftskommunikation entwickelt. Der zweite Teil liefert die Anleitung, mit welchen empirischen Methoden die aus der theoretischen Reflektion von Sichtbarkeit abgeleiteten Forschungsfragen bearbeitet und in Messprozeduren umgesetzt wurden. Der dritte Teil stellt die Ergebnisse der vorgenommenen Analysen vor. Schließlich werden diese Resultate im vierten Teil mit Blick auf die Eignung des speziell für die Wissenschaftskommunikation bei der Exzellenzinitiative entwickelten Modells zur Beschreibung von Wissenschaftskommunikation im Allgemeinen diskutiert.

Da es sich bei der Exzellenzinitiative um ein wissenschaftspolitisches Forschungsförderprogramm handelt, bietet sich in Teil I zunächst eine Annäherung aus politischer Perspektive an. Ausgehend von einer Forschungsarbeit US-amerikanischer Soziologen zu den Wirkungen eines medialen Rankings wird in Kapitel 2 ein Mechanismus entwickelt, um die Effekte von Sichtbarkeit auf die Beobachteten zu beschreiben. In Anlehnung an den Disziplin-Begriff Michel Foucaults wirkt Sichtbarkeit demnach vergleichend, differenzierend, hierarchisierend, homogenisierend und ausschließend. Eine Literaturrecherche entlang dieser Kriterien liefert dann in einem zweiten Schritt Hinweise dafür, dass sich mit diesem Sichtbarkeitsmechanismus auch die Effekte von Rankings im Rahmen nationaler Systeme leistungsorientierter Mittelvergabe (LoM) beschreiben lassen, welche zahlreiche Staaten zwecks Leistungssteigerung ihrer Universitätssysteme installiert haben. Dies rückt den Sichtbarkeitsbegriff in die Nähe eines wissenschaftspolitischen Steuerungsinstruments: Obwohl speziell bei der Exzellenzinitiative kein Ranking deutscher Universitäten vorgenommen wurde, finden sich in der Literatur trotzdem Hinweise auf Effekte, welche sich mit dem entwickelten Sichtbarkeitsmechanismus beschreiben lassen. Als Erklärung wird die Hypothese formuliert, dass die Medien auf Grundlage der Förderentscheidungen bei der Exzellenzinitiative ein Quasi-Ranking deutscher Universitäten aufgestellt und damit zu den in der Literatur beschriebenen Wirkungen der Exzellenzinitiative auf das Universitätssystem beigetragen haben.

Das nachfolgende Kapitel 3 fragt nach den Bedingungen, unter denen sich Sichtbarkeit in Form von wissenschaftlicher Reputation überhaupt in einem politisch initiierten Forschungsförderprogramm wie der Exzellenzinitiative herausbilden kann. In Anlehnung an das Kapitalmodell Pierre Bourdieus wird Sichtbarkeit dazu als ein symbolisches Kapital in Form von Wahrnehmung und Anerkennung der Antragsteller durch kompetente Forscherkollegen gedeutet. Dies rückt das Auswahl- und Begutachtungsverfahren der Exzellenzinitiative in den Fokus. Es basiert auf einem Peer Review und dieses wurde federführend von der DFG und dem Wissenschaftsrat im Auftrag von Bund und Ländern organisiert. Im Kontext der Exzellenzinitiative werden DFG und Wissenschaftsrat als *boundary organizations* mit der Aufgabe beschrieben, einen gemeinsamen Nutzen für Wissenschaft und Politik zu generieren: eben dieses symbolische Kapital. Nach diesem Verständnis trägt die Produktion von symbolischem Kapital dazu bei, die mit der Exzellenzinitiative intendierte Leistungsspirale in Gang zu setzen. Wie zu zeigen sein wird, stellt die Produktion symbolischen Kapitals die Wissenschaftskommunikation der *boundary organizations* nicht zuletzt angesichts der Fragilität von Peer Review-Urteilen aber vor eine große Herausforderung. Diese Herausforderung lässt sich nur durch Einschränkungen der Wissenschaftskommunikation, also eine gezielte Nicht-Sichtbarmachung des Entscheidungsprozesses, erreichen.

Abbildung 1.2.: Gliederung der Arbeit



1. Erkenntnisinteresse

Hierzu ist anzumerken, dass das Verfahren unter Beobachtung durch die Medien stand, die im anschließenden Kapitel 4 in Anlehnung an Niklas Luhmann als ein beobachtendes Kommunikationssystem beschrieben werden. Diese Perspektivierung vermag zum einen die Aufmerksamkeit der Medien für die Exzellenzinitiative im Allgemeinen und die geförderten Universitäten im Speziellen zu erklären, also die mediale Sichtbarkeit des Programms und seiner Profiteure. Zum anderen erklärt diese systemtheoretische Perspektivierung die vielfach kritisierte Exzellenz-Rhetorik, welche sich u.a. in der Verleihung inoffizieller Titel wie „Elite-“ oder „Exzellenzuniversität“ manifestiert - trotz der zu erwartenden Fragilität der Förderentscheidungen. Als Heuristik zur Beschreibung der umstrittenen Förderentscheidungen wird der Framing-Ansatz diskutiert, welcher sich besonders gut zur Analyse kontroverser Themen eignet. Denn die Medien schaffen ein gesamtgesellschaftliches Master-Forum, in dem die Akteure des Wissenschaftssystems um die Deutungshoheit im Diskurs über die Förderung von Spitzenforschung konkurrieren. Dadurch entsteht eine mediale Konstruktion wissenschaftlicher Exzellenz, welche wiederum auf die anderen beteiligten Akteure zurückwirkt.

An diese theoretische Triangulation schließt eine Synthese an, welche die in den drei vorangegangenen Kapiteln diskutierten theoretischen Perspektiven zusammenfasst (Kapitel 5). Als Klammer dient Friedrich Dürrenmatts Motiv *Vom Beobachten des Beobachters der Beobachter*. Es beschreibt eben diese Rückwirkungen wechselseitiger Beobachtungskonstellationen auf die gleichermaßen Beobachtenden und Beobachteten. Damit liefert Dürrenmatt eine analytische Grundlage, welche an die zuvor entwickelten Perspektivierungen von Sichtbarkeit anschlussfähig ist. Auf Grundlage des derart abgeleiteten Sichtbarkeitsbegriffs werden in dem Synthese-Kapitel Forschungsfragen entwickelt, welche in Teil III die vorzunehmende Analyse der medialen Exzellenz-Debatte sowie eine Entscheider- und Antragstellerbefragung anleiten. Grundlage dafür ist eine methodische Triangulation in Form von einer Inhaltsanalyse, Leitfaden-Interviews und einem Online-Fragebogen. Die methodische Konzeption des empirischen Vorhabens wird in Teil II der Arbeit dargestellt.

Analysegegenstand der Inhaltsanalyse ist der mediale Diskurs zur Förderung von Spitzenforschung an Universitäten in Deutschland. Denn die Berichterstattung bildet die wissenschaftspolitischen Aushandlungsprozesse von der Ausgestaltung des Förderprogramms Exzellenzinitiative bis hin zu den angelegten Bewertungskriterien ab. Abgesichert wurden diese Ergebnisse durch Interviews mit den verantwortlichen Redakteuren der Analysemedien. Um mögliche Rückwirkungen des medialen Diskurses auf die Handlungsweisen der beteiligten Akteure zu prüfen, wurden im Anschluss daran Interviews mit Entscheidern aus dem Beauftragungsausschuss, welcher die Förderentscheidungen getroffen hat, geführt. Die Akzeptanz der Entscheidungen wurde darüber hinaus mittels einer Online-Befragung der Antragsteller untersucht.

Die so gewonnenen empirischen Resultate werden in Teil III dargestellt und vor dem Hintergrund der in Teil I ausgearbeiteten theoretischen Perspektivierungen reflektiert. Denn „Triangulation wird nur dann angemessen aufschlussreich sein, wenn darin nicht nur methodische Zugänge, sondern auch die mit ihnen verbundenen theoretischen Perspektiven verknüpft werden (Flick, 2011, S. 25).“ Die damit einhergehende analytische Strukturierung soll dann den Weg für ein integratives Modell von Wissenschaftskommunikation ebnen, welches im abschließenden vierten Teil aufbauend auf den Ergebnissen entwickelt und mit den bislang vor-

liegenden Modellen verglichen wird. Nach einer kritischen Diskussion der Studienergebnisse eröffnet ein Ausblick weitere Perspektiven für eine integrative Wissenschaftskommunikationsforschung. Handlungsempfehlungen an die Wissenschaftspolitik zur Ausgestaltung einer neuen Initiative von Bund und Ländern nach Auslaufen der Exzellenzinitiative 2017 aus Perspektive der Wissenschaftskommunikationsforschung sowie ein Plädoyer für einen verstärkt politischen Wissenschaftsjournalismus schließen das Forschungsvorhaben ab.

1. *Erkenntnisinteresse*

Teil I.

Theoretische Triangulation von Sichtbarkeit

2. Disziplinierte Wissenschaft

Auf den ersten Blick wirkte die Wissenschaftsberichterstattung der *Tagesschau* am 15. Juni 2012 so gar nicht wissenschaftlich: Wie einen Wahlsieger aus der Politik sahen die Fernsehzuschauer Hans Müller-Steinhagen unter tosendem Applaus auf die Bühne des Festsaals der Technischen Universität Dresden stürmen, im Überschwang der Gefühle beide Arme in die Höhe reißen und kleine Freudensprünge machen. Anlass gab dazu aber weder ein Nobelpreis noch ein wissenschaftlicher Durchbruch. Müller-Steinhagens Verdienst: Der Rektor hatte einen Antrag „durchgebracht“. Nicht irgendeinen Antrag, nein, sondern eine Förderzusage im Rahmen der Exzellenzinitiative für ein unter seiner Federführung entwickeltes Zukunftskonzept der Universität - und das bedeutet: eine Menge Geld. Etwa 400 Gäste waren eigens nach Dresden gekommen, um via Public Viewing mitzufiebern, als auf einer Pressekonferenz in Bonn die vorerst letzten Förderentscheidungen der Exzellenzinitiative bekannt gegeben wurden. Und da Wissenschaft (zunehmend) auch Politik ist, hatte sich auch der sächsische Ministerpräsident unter die Forscher gemischt, um der Dresdner Universität in diesem deutschlandweiten Wettbewerb die Daumen zu drücken. Mit Erfolg, denn als einzige Universität in einem ostdeutschen Flächenland erhielt die TU eine Förderzusage für ihr Zukunftskonzept. Und schaffte es damit an diesem Abend sogar in die *Tagesschau*, welche Fragen der Forschungsförderung ansonsten eher selten auf der Agenda hat. Dass ihr die Förderentscheidungen bei der Exzellenzinitiative überhaupt eine Nachricht wert waren, lag wohl nicht zuletzt an der besonders exklusiven Form der Anerkennung, welche die Bewilligung eines Zukunftskonzepts den elf im Wettbewerb erfolgreichen Universitäten ganz offensichtlich verschafft. Den Erfolg der TU Dresden vermeldete die *Tagesschau* dann in Anlehnung an die Sportberichterstattung wie folgt: „[S]ie [haben] den Titel nach Dresden geholt - Exzellenzuniversität (Franz, 2012).“

Abbildung 2.1.: Berichterstattung der *Tagesschau* über die Förderentscheidungen der Exzellenzinitiative am 15. Juni 2012 (vgl. Franz, 2012)



2. Disziplinierte Wissenschaft

Wohl keinen anderen Begriff hat die Wissenschaftspolitik in der jüngeren Vergangenheit derart inflationär gebraucht wie das Modewort „Exzellenz“¹, kaum einer wird in den Medien häufiger zitiert, zugleich war aber wohl auch kein anderer Begriff von Beginn an so umstritten. Allein 4,6 Milliarden Euro werden Bund und Länder bis 2017 in zwei Auflagen der Exzellenzinitiative investiert haben, um den „Wissenschaftsstandort Deutschland nachhaltig zu stärken, seine internationale Wettbewerbsfähigkeit zu verbessern und Spitzen im Universitäts- und Wissenschaftsbereich sichtbarer zu machen (BLK, 2005, S.1).“ Aber sichtbar *für wen*? Für die Zuschauer der *Tagesschau*? Die zitierte Exzellenzvereinbarung gibt darauf keinen Hinweis, sodass die als Zielbeschreibung genannten Sichtbarkeitsbegriffe auch bei abwägenden Beobachtern als „rhetorische Floskeln (...) die an PR und Laufsteg erinnern“ (Neidhardt, 2010a, S. 56) in der Kritik stehen.

Eine Annäherung aus kommunikationswissenschaftlicher Perspektive hilft ebenfalls nur bedingt weiter, weil das Fach bislang noch kein einheitliches Verständnis über Formen und Ziele von Wissenschaftskommunikation entwickelt hat (vgl. dazu zum Beispiel die divergierenden Definitionen von Burns u. a., 2003, S.190 f., Dernbach u. a., 2012, S. 3ff sowie Marcinkowski u. Kohring, 2014, S. 2). Versteht man Wissenschaftskommunikation - wie in dieser Arbeit angestrebt - dagegen als einen integrativen Begriff und ordnet diesem neben der Kommunikation aus der Wissenschaft *heraus* auch die Kommunikation *über* Wissenschaft sowie die Kommunikation *innerhalb* der Wissenschaft zu, verbreitert sich das Spektrum des Sichtbarkeitsbegriffs: Demnach geht die mit der intendierten Visibilitätssteigerung adressierte Zielgruppe über die wissenschaftlichen Fachgemeinschaften hinaus und lässt sich außer durch Publikationen in Fachzeitschriften etwa per Public Relations oder eben „gute Presse“ erreichen - wie im Fall der Erfolgsmeldung der *Tagesschau* über die TU Dresden geschehen. Hinsichtlich seiner Funktion und Effekte vermag die Kommunikationswissenschaft den Sichtbarkeitsbegriff aber nicht weiter zu schärfen. Dagegen liefert eine soziologische Betrachtung Hinweise dafür, dass es sich beim Sichtbarkeitsbegriff der Exzellenzinitiative um mehr als nur eine rhetorische Floskel handelt.

Eine soziologische Annäherung an Sichtbarkeit und ihre Effekte Aus soziologischer Perspektive ist entscheidend, dass die Wissenschaftspolitik mit der Exzellenzinitiative vom vormaligen Egalitätsprinzip deutscher Universitäten abgerückt ist und *überhaupt* gezielt die Sichtbarmachung von Leistungsunterschieden zwischen Universitäten fördert (vgl. Interdisziplinäre Arbeitsgruppe Exzellenzinitiative der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, 2010, S. 35). Zur Analyse der Effekte dieser Form von Transparenz hilft ein soziologischer Klassiker: Michel Foucault (1977, S. 221ff) hat in seinem Buch *Überwachen und Strafen* am Beispiel des Gefängnisses herausgearbeitet, wie Sichtbarkeit einer sog. Dis-

¹Auch international ist die Förderung von Spitzenforschung kaum mehr von der wissenschaftspolitischen Agenda wegzudenken: So nahmen Frankreich, Spanien und andere Staaten die Exzellenzinitiative als Vorbild für eigene Forschungsförderprogramme. Mit dem European Research Council wurde zudem auf europäischer Ebene eine neue Förderinstitution für Spitzenforschung etabliert, welche als einzige Auswahlkriterien für seine drei bedeutendsten Förderlinien - die *Advanced*, *Consolidator* und *Starting Grants* - die Exzellenz von Antragsteller und Arbeitsprogramm nennt (vgl. z.B. European Research Council, 2015).

ziplinarmacht zur Durchsetzung verhilft². Demnach wirkt allein das Wissen um ein jederzeit mögliches Gesehenwerden als anonym-disziplinierender Regulationsmechanismus (siehe Kas-ten).

Exkurs: Überwachen und Strafen

Als Analysemodell für Strukturen, Praktiken und Wirkungen der Disziplinarmacht nutzt Foucault ein 1787 von Jeremy Bentham in Dublin veröffentlichtes Architekturprojekt: das Panopticon. Dieses ist durch einen ausgeklügelten architektonischen Grundriss gekennzeichnet: Einen Gebäudering, in dem Arbeiten und Leben der Häftlinge stattfinden und der so angelegt ist, dass jeder Insasse jederzeit beobachtet werden kann, sowie einem Turm in der Mitte, von dem aus der Aufseher unbemerkt jede Bewegung beobachten kann.

Alternative Entwürfe umfassen einen Turm, von dem aus ein Gangsystem sternförmig ausgeht. Ein Beispiel für diesen Typ ist das Gefängnis in der Turmstraße in Berlin-Moabit. Die beiden Typen gemeinsame Funktionsweise: „Das Panopticon ist eine Maschine zur Scheidung des Paars Sehen / Gesehenwerden: im Außenring wird man vollständig gesehen, ohne jemals zu sehen; im Zentralturm sieht man alles, ohne gesehen zu werden. Diese Anlage ist deswegen so bedeutend, weil sie die Macht automatisiert und entindividualisiert (...) Derjenige, welcher der Sichtbarkeit unterworfen ist und dies weiß, übernimmt die Zwangsmittel der Macht und spielt sie gegen sich selber aus; er internalisiert das Machtverhältnis, in welchem er gleichzeitig beide Rollen spielt; er wird zum Prinzip seiner eigenen Unterwerfung (Foucault, 1977, S. 259 f.).“ Neben dem Gefängnis untersuchte Foucault die Effekte noch am Beispiel des Krankenhauses und der Psychiatrie. Diese Fokussierung auf spezifische Institutionen und die Betrachtung lokaler Praktiken wurde von Foucault selbst als Defizit erkannt, was in seinen Überlegungen zur Gouvernementalität mündete. Diese Heuristik sollte der Analyse des Regierungshandelns dienen. Sie gilt allerdings als unvollendet (Klass, 2008, S. 261). Für die weitere Argumentation dieser Arbeit ist die Kontinuität zu Dürrenmatts Motiv *Vom Beobachten des Beobachters der Beobachter* wichtig: Das Wissen um die Beobachtung beeinflusst das Verhalten der Beobachteten.

²Foucaults Machtbegriff ist weit weniger aufgeladen als zum Beispiel die Auslegung von Pierre Bourdieus Machtbegriff durch Münch (2007) in der Exzellenz-Debatte: „Man muß aufhören, die Wirkungen der Macht immer negativ zu beschreiben, als ob sie nur „ausschließen“, „unterdrücken“, „verdrängen“, „zensieren“, „abstrahieren“, „maskieren“, „verschleiern“ würde. In Wirklichkeit ist die Macht produktiv; und sie produziert Wirkliches. Sie produziert Gegenstandsbereiche und Wahrheitsrituale (Foucault, 1977, S. 250).“ Der Verzicht auf dieses in der Exzellenz-Debatte zum Teil tatsächlich genannte Vokabular, das (keineswegs zwangsläufig!) aus dem Gebrauch der Bourdieuschen Heuristik resultiert, hätte sicherlich auch dem selbst in Akademikerzirkeln sehr überhitzten Diskurs gut getan. Vielleicht war aber gerade auch das Gegenteil beabsichtigt. Anders als Bourdieu interessiert sich Foucault jedenfalls weniger für symbolische Repräsentationen von Macht, sondern ihr tatsächliches Funktionieren. Demnach wirkt Macht „strikt relational, als soziale Beziehung gefasst, als Handlungsgewebe, das nicht nur auf uns lastet und uns unterdrückt, sondern Wissen und Diskurse erzeugt, vernetzt ist in vielfältigen Kräfteverhältnissen und Praktiken und sich in ständigen Auseinandersetzungen ändert (Bublitz, 2008, S. 210).“

2. Disziplinierte Wissenschaft

Da mediale Kommunikation räumliche Distanzen überwindet, vermag sie diese Verbindung von Sichtbarkeit und Disziplin über räumliche Distanzen hinweg zu stabilisieren, wie der Mediensoziologe John Thompson (2005, S. 39ff) argumentiert³. Finden sich auch in der Wissenschaft Hinweise auf die disziplinierende Wirkung des Foucault'schen Sichtbarkeitsmechanismus? Noch dazu durch Medien gestärkt? Und gibt es Analogien speziell zum Sichtbarkeitsbegriff der Exzellenzinitiative?

Während Foucault zuvorderst die Disziplinierung menschlicher Körper untersucht, nutzen die Soziologen Sauder u. Espeland (2009) seine Heuristik, um mittels Interviews die Anpassungsstrategien US-amerikanischer *law schools* auf ein Ranking zu dokumentieren, das jährlich von dem Magazin *U.S. News and World Report* herausgegebenen wird und vorrangig Studierende adressiert. Obwohl die Autoren ihre Ergebnisse allein auf Interviews mit dem Leitungspersonal dieser *law schools* stützen, sind ihre Ergebnisse nützlich, um die Effekte dieser speziellen Form der Sichtbarmachung von Leistungen zu verstehen - zumal in der jüngeren Vergangenheit verschiedene Akteure mit divergierenden Interessen eine Vielzahl solcher Rankings entwickelt haben und die Effekte auf die Beobachteten bislang erst wenig erforscht sind.

Grundsätzlich unterscheiden sich Rankings hinsichtlich ihrer Adressaten und Bewertungsobjekte: Es gibt Rankings für Fächer oder ganze Universitäten, nationale oder internationale Rankings, eindimensionale oder multidimensionale Rankings. Ebenso divers sind die Herausgeber: Neben Medien veröffentlichen auch Forschungsinstitute (*Leiden Ranking* des CW-TS, *Shanghai Ranking* der chinesischen Jiaotong University), Forschungsförderorganisationen (Förderranking der Deutschen Forschungsgemeinschaft) oder andere Unternehmen (Quacquarelli Symonds Ltd University Ranking) solche Ranglisten. Zuletzt erschien das von einem internationalen Forscherkonsortium unter Beteiligung des Centrum für Hochschulentwicklung (CHE) neu entwickelte *U-Multirank*: Ein internationales und vieldimensionales Ranking zur Klassifikation von zunächst mehr als 650 Universitäten, welches in der Zukunft sukzessive um weitere abzubildende Universitäten und Fächer erweitert werden soll.

Als soziale Konstruktionen sind die Ergebnisse all dieser Rankings aber selbst dann nicht miteinander vergleichbar, falls sie in ihrem Bewertungsobjekt übereinstimmen. So schreiben etwa die an *U-Multirank* beteiligten Forscher van Vught u. Ziegele (2011, S. 24): „In university rankings, the rules of the ranking game are equally defined by humans, because there is no scientific theory of what is ‘the best university’. But different to sports, there are no officially recognised bodies that are accepted as authorities that may define the rules of the game. There is no understanding, in other words, that e.g. the Shanghai ranking is simply a game that is as different from the Times Higher game as rugby is from football. And that the organisation making up the one set of rules and indicators has no more authority than the other to define a particular set of rules and indicators. The issue with the some of the current university rankings is that they tend to be presented as if their collection of indicators did reflect the quality of the institution; they have the pretension, in that sense, of being guided by a (non-existent) theory of the quality of higher education.“

Entgegen der wegen ihrer mehr oder wenige komplexen Methodologien suggerierten Exakt-

³Ohne dies allerdings empirisch zu belegen. Für weitere Ausführungen dazu siehe auch (Thompson, 1995, S. 132-134).

heit ist die Evidenz von Rankings also keineswegs hoch, sondern jeweils angreifbar und fragil: Erstens gibt es zwischen den Ranglisten keinen Konsens über die Operationalisierung der Qualität wissenschaftlicher Leistungen, sodass die gewählten Indikatoren und ihre Gewichtung erheblich variieren - und zwar auch bei solchen Ranglisten, die hinsichtlich Adressaten und Zielen übereinstimmen (Dill u. Soo, 2005, S. 500). Zweitens basieren viele Rankings mehr oder weniger auf bibliometrischen Indikatoren, deren Eignung zur Messung wissenschaftlicher Leistungen selbst umstritten ist (van Raan, 2005, S. 134ff). Drittens ließen sich die Ergebnisse mancher Rankings, zum Beispiel das bekannte Ranking der Shanghai Jiaotong University, nicht reproduzieren (Razvan, 2007, S. 31). Und viertens weisen gerade internationale Rankings massive Probleme bei expertenbasierten Bewertungen auf.

Speziell das von den Soziologen Sauder u. Espeland (2009) hinsichtlich seiner Effekte untersuchte Ranking der Zeitschrift *U.S. News and World Report* reduziert die Komplexität universitärer Leistungsmessung, indem es Universitäten und Colleges auf Grundlage ausgewählter Bewertungskriterien einen Platz in einer nationalen Liga zuweist und durch regelmäßige Wiederholungen Auf- und Abstiege dokumentiert. Eine solche Anordnung nach Rängen ist ein Merkmal der Disziplin und erfüllt zwei Funktionen:

„Sie soll die Abstände markieren, die Qualitäten, Kompetenzen und Fähigkeiten hierarchisieren; sie soll aber auch bestrafen und belohnen. Die Reihung wirkt sanktionierend, die Sanktionen wirken ordnend. Die Disziplin belohnt durch Beförderungen, durch Verleihung von Rängen und Plätzen; sie bestraft durch Zurücksetzungen. Der Rang selber gilt als Belohnung oder Bestrafung (Foucault, 1977, S. 234).“

Indem das Ranking von *U.S. News and World Report* einerseits zu Positionsverbesserungen anspornt, andererseits Statusängste hervorruft, beeinflusst es die strategischen Entscheidungen des Managements US-amerikanischer *law schools*. In Anlehnung an die Disziplin-Merkmale Überwachung und Normalisierung beschreiben Sauder u. Espeland (2009, S. 69ff), wie der Sichtbarkeitsmechanismus durch das Ranking in Gang gesetzt wird und sich dann von selbst verstärkt. Foucault (1977, S. 236) charakterisiert diesen Prozess als „vergleichend, differenzierend, hierarchisierend, homogenisierend, ausschließend⁴.“ Denn erstens konstruiert das Ranking mittels eines Katalogs von Bewertungskriterien einen Vergleichsmaßstab hinsichtlich Exzellenz, welches es wie eine Schablone über alle *law schools* legt, um sie miteinander zu VERGLEICHEN. Zweitens misst das Ranking die verschiedenen Teildimensionen von Exzellenz auf metrischen Skalen, sodass zwischen den *law schools* DIFFERENZIERENDE Abstände auf Intervallen sichtbar werden. Durch Kombination und Gewichtung der gewählten Kriterien zu einer gemeinsamen Rangliste wird drittens eine HIERARCHIE der US-amerikanischen *law schools* sichtbar, innerhalb derer sich alle Universitäten und Colleges an dem vorab definierten Exzellenzideal öffentlich messen lassen müssen. Da die Leitungsebenen deshalb Strategien entwickeln, um das Abschneiden bei diesem Ranking durch Anpassung an die Bewertungskriterien zu optimieren, vermag es viertens u.a. die Profile der *law schools* zu HOMOGENISIEREN.

⁴Diese Prozessmerkmale werden in diesem Kapitel noch an weiteren Stellen aufgegriffen. Um die Wiederekenntnis zu befördern und damit das Leseverständnis zu steigern, werden diese Eigenschaften im Folgenden FETT gedruckt.

2. Disziplinierte Wissenschaft

Denn jene *law schools*, welche der Exzellenznorm nicht entsprechen, müssen fünftens fürchten, in der öffentlichen Wahrnehmung von den empfehlenswerten *law schools* AUSGESCHLOSSEN zu werden und einen Reputationsverlust zu erleiden. Deshalb internalisiert das Management der *law schools* die durch die angelegten Kriterien determinierte Logik dieses Rankings und entwickelt Anpassungsstrategien, die - in den Worten von Foucault (1977, S. 236) - „normend, normierend, normalisierend“⁵ auf alle *law schools* der USA wirken, denn: „Difference is now value laden, a shortcoming rather than a viable alternative, and many law schools feel intense pressure to conform as closely as possible to the norm (Sauder u. Espeland, 2009, S. 73).“

Dass die Zeitschrift *U.S. News and World Report* mittels ihres Rankings und der darin enthaltenen methodologisch fragilen Qualitätsvorstellungen in das Selbstbild der beurteilten *law schools* eingreift, provoziert auf deren Leitungsebene Widerstände. Zwischenzeitlich versuchten die Leitungsebenen deshalb, die Wirkungsmacht des Rankings von *U.S. News and World Report* mittels eines Boykotts zu brechen - ohne nachhaltigen Erfolg⁶. Für Foucault sind solche Widerstände konstitutiv für die Etablierung und Stabilisierung der Disziplin. Sauder u. Espeland (2009, S. 75) schließen deshalb: „While Foucault’s focus is on how discipline shapes self-understanding, rankings can be construed as a compulsory organizational identity, one that members first rejected.“ Maasen u. Weingart (2008, S. 152) kommen in einem Aufsatz über die Effekte von Rankings zu einem ähnlichen Schluss: „Weil die Universitäten vermuten, dass die Öffentlichkeit auf die Rankings reagieren wird, werden Rankings (...) zu Anleitungen zur (Selbst-)Steuerung. So gesehen, stellen Rankings eine Form imaginierter Öffentlichkeit dar (...) Insbesondere die hoch selektive Interpretationsarbeit, die universitäre Pressestellen in Bezug auf Rankings leisten, belegt deren Relevanz für die Selbststeuerung.“

Eine solche Kopplung der eigenen Identität an das Abschneiden in einem durch ein journalistisches Medium aufgestellten Ranking und den dafür genutzten Leistungsindikatoren stellt für Peter Weingart (2012, S. 29) einen Hinweis für die Medialisierung von Wissenschaft auf organisationaler Ebene dar⁷. Umgekehrt deuten Blattmann u. a. (2014, S. 408) „die (anhaltende)

⁵Link (2008, S. 242) weist auf die für das Verständnis dieser Schlüsselstelle von *Überwachen und Strafen* problematische Übersetzung des französischen Begriffs *normalisation* hin und korrigiert mit Blick auf die gängige Foucault-Rezeption der sog. Normalisierungsgesellschaft: „Die deutsche Übersetzung ist (...) in vielen Kontexten prekär, da sie den semantischen Kern von 'Standard' in Richtung (allgemein kulturelle) 'Normalität' verschiebt (...) Je stärker man in 'normalisation' also die industrielle Normung (Standardisierung) betont sieht, um so mehr erweist sich die 'Normalisierungs-Gesellschaft' als 'Normungs-Gesellschaft'.

⁶In Deutschland gab es ebenfalls Boykottversuche speziell gegen das Ranking, welches das CHE in Kooperation mit der Wochenzeitung *Die Zeit* herausbringt. Wie im Fall des Rankings von *U.S. News and World Report* gab es Bestrebungen, mit den Kritikern in einen Dialog zu treten. So gewährte *Die Zeit* Vertretern der *Deutschen Gesellschaft für Soziologie* redaktionellen Platz, um ihre Argumente vorzubringen. Kontrastiert wurde diese Kritik durch eine Stellungnahme des CHE (vgl. Blattmann u. a., 2014, S. 399).

⁷In der Medien- und Kommunikationsforschung stellt Medialisierung keine geschlossene Theorie dar, sondern einen Ansatz zur Analyse der „Wechselbeziehung zwischen medienkommunikativem und soziokulturellem Wandel (Hepp, 2014, S. 190).“ Die Abgrenzung zum Begriff der Mediatisierung ist unscharf, sodass beide Begriffe vor allem im deutschsprachigen Raum mitunter synonym gebraucht werden. Mitunter meint speziell Mediatisierung auch die Durchdringung gesellschaftlicher Bereiche durch Medientechnologie. Peter Weingart formuliert seine Medialisierungshypothese ausgehend von der Systemtheorie Niklas Luhmanns und postuliert eine engere Kopplung der gesellschaftlichen Teilsysteme Wissenschaft und Medien (Weingart, 2001). Die Medialisierungshypothese umfasst zwei Teildimensionen: ein gestiegenes Interesse der Massenmedien an Themen aus der Wissenschaft wie es etwa Bauer (2012) und Elmer u. a. (2008) dokumentieren

mediale Aufmerksamkeit für die Rankings von Forschungseinrichtungen und Universitäten (...) als die Ausübung einer Kontrolle [durch die Medien, Anm. C.M.] über das Wissenschaftssystem.“ In Deutschland ist die Historie der Rankings in der Wissenschaft tatsächlich eng mit den journalistischen Medien verknüpft: So erschienen ab Ende der 1980-er Jahre die ersten Rankings in journalistischen Medien, u.a. in *Capital* und *Der Spiegel* (Lange, 2010, S. 323). Dass Medien eine ausgeprägte Affinität für Rankings haben, dokumentiert auch die Kooperation der Wochenzeitung *Die Zeit* mit dem spezialisierten CHE bei der Erstellung und Veröffentlichung eines Fächerrankings. Ein weiteres Beispiel für ein von Medien entwickeltes Ranking ist das „World University Ranking“, welches von dem englischen Fachmagazin *Times Higher Education* herausgegeben wird und das neben dem von der chinesischen Jiaotong University veröffentlichten „Shanghai Ranking“ zu den wohl bekanntesten internationalen Ranglisten ganzer Universitäten zählt.

Ohne Zweifel tragen die Medien also sowohl durch die Aufstellung eigener Rankings, als auch durch die Berichterstattung über andere Rankings zur Sichtbarmachung von Leistungsunterschieden zum Beispiel von Universitäten bei. Aber Marcinkowski u. a. (2013, S. 268) kamen bei einer bundesweiten Befragung von Hochschulleitungen, Senatsmitgliedern und Pressesprechern zu dem Ergebnis, dass die Medien- und Kennzahlenorientierung der Hochschulen zwei voneinander unabhängige Effekte eines intensivierten Wettbewerbs um zusätzliche Drittmittel darstellen. Hintergrund ist ein Wandel der Staatlichkeit in zahlreichen Universitätssystemen nach dem Vorbild des *New Public Management*⁸, welches sich in Deutschland während der 1990-er Jahre verfestigte. Diese Reformen bringen zunehmend unternehmerisch handelnde Universitäten⁹ hervor (Maasen u. Weingart, 2008, S. 144). Gemäß der *Maxime Value for Money* müssen sie in regelmäßig vorgenommenen Evaluationen Rechenschaft über ihre Leistungsfähigkeit abgeben. Damit scheint auch die Wissenschaft in der von Power (1997, S. 43ff) skizzierten Auditgesellschaft angekommen zu sein. Dass öffentlich finanzierte Hochschulen auf politisch konstruierten Quasi-Märkten in einem intensivierten Wettbewerb stehen, werten Marcinkowski u. a. (2013, S. 278 f.) als Ursache für ihre zunehmende Medienorientierung und

konnten sowie eine zunehmende Orientierung der Wissenschaft an den Erwartungen der Massenmedien. Weingart interessiert sich vor allem für die Rückwirkungen der zunehmenden Medienorientierung auf das Wissenschaftssystem. Zur weiteren Operationalisierung der zweiten Medialisierungshypothese schlägt er vor, zwischen Programm-, Interaktions- und Organisationsebene zu differenzieren (Weingart, 2012, S. 26ff). Weingarts Medialisierungshypothese wird mittlerweile auch in der internationalen scientific community rezipiert (vgl. dazu den Sammelband von Rödter u. a., 2012).

⁸Zwar handelt es sich bei NPM um kein kohärentes Modell, doch finden sich in zahlreichen Staaten Reformen, welche zumindest zum Teil Elemente dieses Konzepts - z.B. eine Neuausrichtung der Organisationsstrukturen durch mehr Autonomie und Dezentralisierung von Management-Autoritäten oder eine Stärkung des Wettbewerbgedankens - enthalten. Speziell für Deutschland beschreiben Bogumil u. a. (2013, S. 66) den Status Quo des Transformationsprozesses wie folgt: „Ein nach wie vor starker Staat steht neben einer wesentlich gestärkten Universitätsleitung, einer Stärkung von Wettbewerbselementen und einer Schwächung der akademischen Selbstverwaltung.“ In Nordrhein-Westfalen zeichnet sich aktuell aber eher eine gegenläufige Entwicklung ab.

⁹Anders als zum Beispiel Clark (1998) mit seinem Konzept der „entrepreneurial university“ beschränken Maasen u. Weingart (2008, S. 142) die unternehmerische Universität nicht auf einzelne Bereiche, etwa den Technologietransfer, sondern beziehen den Begriff auf das gesamte Aufgabenspektrum der Universität: „Was von einer Universität angeboten oder nachgefragt wird, muss als marktfähige Ressource erscheinen und sich mit professioneller Kompetenz 'managen' lassen.“

2. Disziplinierte Wissenschaft

folgen deshalb: „In Deutschland kann die Medienorientierung als eine politisch vermittelte angesehen werden.“

Die Medialisierungshypothese von Peter Weingart deckt aber speziell diesen wissenschafts*politischen* Aspekt nicht ab. Stattdessen müsste man auch noch Weingarts komplementäre Hypothese von der Politisierung der Wissenschaft hinzuziehen, um das wissenschaftspolitische Steuerungspotenzial von Sichtbarkeit adäquat zu beschreiben. Denn für Rankings interessieren sich eben nicht nur die Medien, sondern auch die Politik: Zum Beispiel wurde das vor kurzem vorgestellte *U-Multirank* mit Mitteln der Europäischen Kommission entwickelt, um die Performanz von Universitäten - so zumindest der Anspruch - vielfältiger und zuverlässiger abzubilden als andere Ranglisten (vgl. Science, 2014, S. 676). Und Rainer Lange (2010, S. 328) vom Wissenschaftsrat, dem wichtigsten Beratungsgremium der Wissenschaftspolitik in Deutschland, teilt die von Espeland u. Sauder (2007) an anderer Stelle vorgetragene Kritik an den reaktionären Effekten von Rankings auf die Beobachteten nicht: „Verhaltensänderungen sind grundsätzlich durchaus beabsichtigt; Rankings beanspruchen nicht, neutrale, folgenlose Messungen zu sein, sie sollen zu einer Leistungssteigerung anspornen.“ Grundsätzlich versprach sich der Wissenschaftsrat (1985, S. 10ff) sogar schon Mitte der 1980-er Jahre von einer Sichtbarmachung der Leistungsprofile neue Anreizstrukturen für Reformen an den deutschen Universitäten.

Im Vergleich zu Peter Weingarts Medialisierungs- und Politisierungshypothesen bietet die Heuristik von Foucault (2005, S. 170ff) den Vorteil, medienvermittelte Sichtbarkeit über den Disziplinbegriff in das umfassendere Konzept der Gouvernamentalität zu integrieren und für die Analyse des Verhältnisses von Wissenschaft, Medien *und Politik* nutzbar zu machen. Zudem liefern die fünf oben genannten Prozessmerkmale des Sichtbarkeitsmechanismus eine klare Operationalisierung der disziplinierenden Effekte von Sichtbarkeit auf die Beobachteten. Ausgehend von diesen Eigenschaften soll deshalb im Folgenden geprüft werden, ob sich mit dem von Foucault abgeleiteten Sichtbarkeitsmechanismus auch Wirkungen wissenschaftspolitischer Steuerungsinstrumente beschreiben lassen.

Sichtbarkeit im Kontext wissenschaftspolitischer Steuerung Zahlreiche Staaten haben in der jüngeren Vergangenheit nationale Systeme leistungsorientierter Mittelvergabe (LoM) für ihre Universitäten eingeführt, d.h. sie koppeln die staatliche Geldzuteilung an ihre Universitäten mehr oder weniger direkt an die Ergebnisse regelmäßig und *ex post* vorgenommenener Evaluationen universitärer Leistung. Hicks (2012, S. 253ff) unterscheidet in ihrer Analyse der LoM-Modelle von mehr als einem Dutzend Staaten drei Evaluationsebenen: Forschergruppen, Fakultäten und Universitäten. Dabei steigt mit zunehmender Größe der Analyseeinheit die Bedeutung quantitativer Leistungsindikatoren: Auf Ebene der Forschergruppe kommt das Peer Review zum Einsatz, d.h. die Bewertung durch kompetente Forscherkollegen. Auf Ebene der Fakultäten werden im sog. informierten Peer Review auch Kennziffern bei der Bewertung berücksichtigt. Und auf Ebene der Universitäten basieren die Evaluationen allein auf quantitativen Performanzindikatoren. Ein Extremfall stellt das tschechische Modell dar: Seit 2004 regelt es die gesamte staatliche Mittelvergabe für Forschung und Entwicklung an Universitäten ausschließlich mittels bibliometrischer Leistungsindikatoren sowie Patenten. Ziel ist die Entpolitisierung der staatlichen Mittelvergabe, nachdem die Institutionen des tschechischen

Wissenschaftssysteme während der sozialistischen Ära eng mit der Kommunistischen Partei verwoben waren. Linkova u. Stöckelová (2012, S. 623ff) dokumentieren aber ausgerechnet am Beispiel Tschechiens, wie allein schon die Wahl der Bewertungskriterien anwendungsorientierte Forschung belohnt und damit die vermeintlich objektive Evaluationsmethodik zunehmend politisiert: „It encourages the production of certain types of knowledge and technologico-legal objects (such as patents) while disqualifying other types. In this way, it reconfigures society (...) This is politics *par excellence* (Linkova u. Stöckelová, 2012, S. 620).“ Man kann es aber auch als eben jene „politische Anatomie des Details“ interpretieren, die Foucault (1977, S. 178) als Merkmal von Disziplin nennt und im Fall von Tschechiens LoM-Modell offenbar Forschung begünstigt, die einen wirtschaftlichen Nutzen verspricht.

Deshalb können nationale LoM-Modelle als Indiz dafür gelten, dass der von Foucault abgeleitete Sichtbarkeitsmechanismus auch zur Beschreibung der Effekte wissenschaftspolitischer Steuerungsinstrumente nützlich ist. Ähnlich der Methodik von Rankings konstruieren die wissenschaftspolitisch vordefinierten Bewertungskriterien von LoM-Modellen Analyseraster, die im Rahmen regelmäßig vorgenommener Evaluationen zwecks eines Leistungsvergleichs über die Universitäten gelegt und fortentwickelt werden. Ein zweites Beispiel dafür ist das britische *Research Excellence Framework (REF)*, das aus dem letztmals 2008 vorgenommenen *Research Assessment Exercise (RAE)* hervorgegangen ist und erstmals Ende 2014 Ergebnisse auf Grundlage einer informierten Peer Review lieferte (im Folgenden Research Assessment Framework, 2012, S. 4ff). Die vergleichende Evaluation erfolgte in den Kategorien *outputs*, *impact* und *environment*, wobei die Fachbereiche jeweils auf einer Ordinalskala bis zu vier Sterne erreichen konnten, sodass eine DIFFERENZIERENDE Bewertung ihrer Leistungsstärke möglich ist. Die gewichtete Verdichtung dieser Einzelleistungen zu einem einheitlichen sog. Qualitätsprofil hat eine Leistungshierarchie der Fachbereiche sichtbar gemacht, indem diese für ihre Gesamtleistung wiederum bis zu vier Sterne erhielten und sich damit gleichsam in Leistungsklassen einordnen lassen.

Dass nationale LoM-Modelle generell starke Effekte auf die Universitäten haben, führt Hicks (2012, S. 258) neben der Aussicht auf zusätzliche Fördermittel darauf zurück, dass die nationalen LoM-Modelle bei den Beobachteten Anreize für Reputationsgewinne setzen bzw. die Sorge um AUSSCHLIESSENDE Reputationsverluste durch derartige Klassifizierungen hervorrufen. Übereinstimmend damit erklärte Marginson (1997, S. 74) die mobilisierende Wirkung des australischen LoM-Modells schon in den 1990-er Jahren mit seiner HIERARCHISIERENDEN Wirkung: „Nothing less than the positional status of every institution were at stake; the process of competitive ranking had a compelling effect, leading to the rapid spread of a reflective culture of continuous improvement.“

Durch ihre Anreiz- und Kontrollfunktion kommt der Sichtbarmachung von Leistungsunterschieden also eine explizit wissenschaftspolitische Steuerungsfunktion zu. Dabei übernehmen die Medien wegen ihrer gesamtgesellschaftlichen Reichweite potenziell die Funktion von Multiplikatoren der aus den Evaluationen resultierenden Reputation. Speziell das REF sollte Informationen über die Leistungsfähigkeit der Universitäten in einer Form erzeugen, die in ihrer Komplexität reduziert und deshalb sowohl für die Politik, als auch für eine interessierte Öffentlichkeit verständlich sind: „The assessment outcomes provide benchmarking information and establish reputational yardsticks, for use within the higher education (HE) sector and

2. Disziplinierte Wissenschaft

for public information (Research Assessment Framework, 2012, S. 4).“

Deshalb deutet die Wissenschaftsforschung nationale LoM-Modelle auch als einen Lösungsansatz für ein klassisches Prinzipal-Agent-Problem zwischen Mittelgeber und Mittelempfänger auf Grundlage eines *social contracts for science* (z.B. van der Meulen, 1998; Wang u. Hicks, 2013). Die der Wirtschaftswissenschaft entlehnte Prinzipal-Agent-Theorie beschreibt die Beziehung eines Auftraggebers (Prinzipal) zu einem von ihm Beauftragten (Agent). Damit liefert diese Theorie ein Modell, um hierarchisches Handeln zu erklären. Speziell die Metapher eines *social contracts for science* veranschaulicht eine mehr oder weniger informelle Übereinkunft, nach welcher die Politik (Prinzipal) der Wissenschaft (Agent) autonome Selbststeuerung zugesteht und ihr als Gegenleistung zum Beispiel für technologische Fortschritte ausreichend finanzielle Ressourcen zur Verfügung stellt (z.B. Guston, 2000, S. 62). Diagnosen zum Wandel der Wissensproduktion wie zum Beispiel *Mode-2*, *post-normal science* oder *triple-helix of innovation*¹⁰ können als Indiz dafür gelten, dass dieser *social contract for science* inhaltlich stets neu ausgehandelt und angepasst wird¹¹. Dabei wird Universitäten als Organisationszentren von Wissenschaft eine Schnittstellenfunktion zwischen Wissenschaft und ihrer Umwelt zugesprochen.

Das in der Wissenschaftsforschung diskutierte Problem der Prinzipal-Agent-Beziehung besteht nun konkret darin, dass das Verhältnis des Prinzipals (Politik) zum Agenten (Wissenschaft) durch eine Informationsasymmetrie gekennzeichnet ist. Entsprechend sucht der Prinzipal (Politik) nach Wegen, verlässliche Informationen über die Leistungen des Agenten (an den Universitäten organisierte Wissenschaft) zu generieren, etwa durch Evaluationen. In Anlehnung an Power (1997, S. 82, S. 99ff und S. 128 f.) lassen sich nationale LoM-Modelle als Audits in Form von *second order control systems* mit dem Ziel deuten, die Qualität der in den Universitäten etablierten Strukturen zur Leistungskontrolle zu sichern und durch die Verteilung zusätzlicher Mittel sowie Reputation Anreize zu ihrer weiteren Verbesserung zu geben. Es handelt sich also gewissermaßen um eine Kontrolle der Kontrolle. Folgt man der Argumentation von Power, geht die Bedeutung nationaler LoM-Modelle sogar über die Funktion hinaus, welche ihr die Wissenschaftsforschung zuschreibt, denn: „Audit is much more

¹⁰Maasen (2008, S. 25 f.) arbeitet drei Gemeinsamkeiten dieser Diagnosen heraus: Erstens die zunehmende Produktion von Wissen in transdisziplinären Verbünden, welche Disziplinen und Praxisdomänen überschreiten. Zweitens das Postulat vielfältiger Übersetzungen und Transformationen des produzierten Wissens entsprechend der Interessen und Konzepten der daran beteiligten Produzenten. Und drittens die Produktion neuen Wissens in neuartigen und vielfältigen Formen vernetzter Forschung. Dieser Wandel motiviere verstärkt zu Steuerungsmaßnahmen in die Forschungsaktivitäten und ihre Zielsetzungen. Zudem vollziehe sich eine Hinwendung zu anwendbarer Forschung. Für Weingart (1997) stellen diese Diagnosen, welche auch über die Wissenschaftsforschung hinaus auf beachtliche Resonanz gestoßen sind, mit Blick auf die noch frühere Diagnose der *Finalisierung der Wissenschaft* (Böhme u. a., 1973) freilich nur eine Form alten Weins in neuen Schläuchen dar. Unverändert blieben die Probleme derartiger Diagnosen: „As in the case of 'finalization', the descriptive content of the 'new forms' should, in all likelihood, turn out to be much less straightforward than suggested by the fashionable acronyms and catch-words (ebd., 1997, S. 611).“

¹¹Zum Beispiel zeigen Hessels u. a. (2009) am Beispiel der niederländischen Chemie, wie sich die Auslegung eines gesellschaftlichen Nutzens von Wissenschaft als wesentlicher Vertragsinhalt dieses *social contracts for science* im Zeitverlauf ändert: „The meaning of relevance changes together with changing ideas about the potential benefits of scientific research (...) Sometimes the notion is even an empty shell, which the actors use to their own advantage (ebd., 2009, S. 398 f.).“

than a natural and self-evident response to problems of principal-agent accountability. The idea of audit shapes public conceptions of the problems for which it is the solution (ebd. 1997, S. 7).“ Anders formuliert: LoM-Modelle schaffen erst das öffentliche Bewusstsein für die Leistungsanforderungen, an denen sich Universitäten messen lassen müssen - und liefern gleich die Informationen darüber mit, welche Universitäten diesen Anforderungen am besten gerecht werden. Ein aktuelles Beispiel dafür liefert wieder das REF und das in diesem Rahmen neu definierte Evaluationskriterium *impact*, welches die Wirkung von Forschung außerhalb der wissenschaftlichen Gemeinschaft adressiert und eine intensive Diskussion u.a. über die Operationalisierung dieses neuen Kriteriums ausgelöst hatte - und zwar in Wissenschaft (vgl. Martin, 2011 und Smith u. a., 2011) und Öffentlichkeit (vgl. Jump, 2015).

Vor diesem Hintergrund lassen sich Evaluationen auch als „rituals of verification“ - so der von (Power, 1997) gewählte Untertitel seines Buches - oder als „form of confessional accounting“ (ebd., 1997, S. 128) deuten¹². Disziplin als ein Element der Auditgesellschaft¹³ (ebd., 1997, S. 129) schärft speziell den Blick dafür, wie diese politisch motivierte und durch Medien vermittelte Sichtbarmachung der Leistungsunterschiede von Universitäten organisational internalisiert wird, d.h. in Prozesse der akademischen Selbststeuerung übergeht - offenbar nicht immer mit beabsichtigten Effekten an der wissenschaftlichen Basis: Zum Beispiel dokumentiert Good (2014, S. 71 f.) am Beispiel Tschechiens, wie sich die Wissenschaftler an die Methodik des dort zum Einsatz kommenden LoM-Modells anpassten, indem sie einerseits zwar mehr publizierten, andererseits aber zunehmend in tschechischen Fachzeitschriften mit geringerem Ansehen veröffentlichten. Good (2014, S. 72) bezweifelt deshalb, dass das tschechische LoM-Modell diesbezüglich tatsächlich leistungsfördernd wirkt: „Output (...) has grown in the Czech research and innovation system as a result of the Evaluation Methodology. Given widespread opportunistic behaviour the question is whether quality has grown too.“ Zuvor war bereits Butler (2003, S. 154) zu einem ähnlichen Ergebnis für Australien gekommen: Auch sie identifizierte einen Anstieg von Fachartikeln australischer Forscher, den sie als Reaktion auf

¹² Auch Michaels (2011) deutet Evaluationen als akademische Rituale.

¹³ Power (1997, S. 129) argumentiert an dieser Stelle unscharf: Einerseits grenzt er Audits explizit vom Disziplin-Element Überwachung ab, welches er mit dem Foucault zugeschriebenen Begriff der Kontrollgesellschaft in Verbindung setzt, obwohl Foucault (1977, S. 269) selbst von einer „Disziplinargesellschaft“ spricht. Andererseits bezeichnet er Audits als *second order control systems*, nutzt also selbst den Kontrollbegriff in einer wichtigen Charakterisierung von Audits. Eigentlich aber verortet er kontrollierende Elemente in Anlehnung an Foucaults Überwachungsbegriff in den organisationalen sog. *first order control systems*, also zum Beispiel den Universitäten, sodass er zu dem Schluss kommt: „The audit society is (...) hardly identical with the surveillance society and (...) may even subsume it Power (1997, S. 129).“ Diese Definitionsprobleme deuten an, dass die von Power vorgenommene analytische Trennung von Kontroll- und Anreizmechanismen wohl nicht stringent durchzuhalten ist. Das Zitat von Foucault auf Seite 21 dieser Arbeit mag als Indiz dafür gelten: Dort deutet er den Rang zugleich als Belohnung und Bestrafung, d.h. dass für die Disziplin sowohl stimulierende Anreize, als auch sanktionierende Kontrollen charakteristisch sind. Dass sich *Überwachen und Strafen* argumentativ insgesamt sicherlich stärker im kontrollierenden Bereich des Spektrums zwischen Anreiz und Kontrolle bewegt, dürfte auf das Analyseobjekt Gefängnis zurückzuführen sein. Mit Blick auf die Charakterisierung von Audits sei angesichts dieser begrifflichen Unschärfe deshalb an dieser Stelle auf einen Hinweis verwiesen, den Power (1997, S. 7) selbst zu Beginn seines Buches über die Auditgesellschaft gegeben hat und der explizit zur terminologischen Offenheit ermutigt: „The power of auditing is the vagueness of the idea and to comprehend the audit exposition it matters less what different audit practices there 'really are', the endless agony of definitions, than how the idea of audit has assumed such a central role.“

2. Disziplinierte Wissenschaft

das dortige LoM-Modell deutete. Zugleich sank die Zahl der Zitationen dieser Publikationen, weil offenbar auch die australischen Wissenschaftler nunmehr verstärkt in Fachzeitschriften mit geringerem *impact* publizierten.

Auch auf organisationaler Ebene erzielen die nationalen LoM-Modelle Wirkung, wie der Wissenschaftsforscher Jochen Gläser feststellt: „[T]hey change the attitude of universities towards research. As long as the state was absent-minded, universities could leave research and its quality to their academics. RES [Research Evaluation Systems, Anm. C.M.] change this situation by signalling that research performance is *observed*, and that these observations may trigger actions. In order to keep control of their environment, universities need not only to gain control of the interpretation of their evaluation (...) They also need to take control of their research (Gläser, 2007, S. 256, Hervorhebung C.M.).“ Es handelt sich also um eine komplexe Beobachtungskonstellation mit wechselseitigen Rückwirkungen auf die Handlungsweisen der beteiligten Akteure. Als Folge wird in der Wissenschaftsforschung u.a. eine HOMOGENISIERUNG des universitären Fächerspektrums diskutiert. „[A]ny competitive situation motivates universities to create 'critical masses' in order to gain a 'competitive advantage'. Since research belonging to the mainstream is much more likely to achieve the required critical mass, and since not all fields are equally easy to amalgamate, the procedure of creating coherent research units of a minimal size is necessarily selective in that it tends to crowd out non-mainstream and small „incompatible“ fields. Competitive RES create incentives for universities to favour the mainstream against other approaches and thus contribute to a loss of diversity (Gläser, 2007, S. 260).“

Zusammenfassend liefert die vorgenommene Literaturübersicht Hinweise dafür, dass sich mit dem von Foucault abgeleiteten Sichtbarkeitsmechanismus auch die Effekte von Rankings im Rahmen nationaler Systeme leistungsorientierter Mittelvergabe beschreiben lassen. Denn in den zitierten Studien wurden alle fünf Prozessmerkmale des von Foucault abgeleiteten Sichtbarkeitsmechanismus identifiziert. Speziell die Medien übernehmen dabei die Funktion der Distribution der im Rahmen dieser LoM-Modelle verliehenen Reputation. Es soll an dieser Stelle aber nicht verschwiegen werden, dass die Effekte nationaler LoM-Modelle auf die Universitätssysteme und deren Performanz bislang erst ansatzweise erforscht sind. Das gilt vor allem hinsichtlich möglicher Unterschiede zwischen den Effekten der verschiedenen zum Einsatz kommenden LoM-Modelle (vgl. Butler, 2010; Luvel, 2010; Wang u. Hicks, 2013). Deshalb ist auch kein Vergleich zur deutschen Exzellenzinitiative möglich, für die diesbezüglich bislang ebenso wenig Daten vorliegen¹⁴. Trotzdem sollen im Folgenden Hinweise dafür geprüft werden, ob Bund und Länder mit der Exzellenzinitiative - entsprechend der eingangs zitierten Exzellenzvereinbarung - den von Foucault abgeleiteten Sichtbarkeitsmechanismus angestoßen haben. In diesem Fall müssten entsprechende Wirkungen in der Literatur zur Exzellenzinitiative beschrieben sein.

¹⁴Die Veröffentlichung eines datengestützten Berichts zum Programmverlauf der Exzellenzinitiative durch DFG und Wissenschaftsrat ist für den Juni 2015 vorgesehen (BLK, 2009, S. 6); im Januar 2016 wird eine von der Gemeinsamen Wissenschaftskonferenz einberufene internationale Expertenkommission einen Evaluationsbericht vorlegen.

Sichtbarkeit und ihre Effekte bei der Exzellenzinitiative Beobachter deuteten die von der damals SPD-geführten Bundesregierung zum Auftakt der Exzellenzinitiative ausgerufene Suche nach *Leuchttürmen der Wissenschaft* als „metaphorischen Vorgriff auf eine neue Wissenschaftspolitik (Barlösius, 2008).“ Anders als im Rahmen nationaler LoM-Modelle fördern Bund und Länder bei der Exzellenzinitiative an Universitäten zeitlich befristete Projekte, welche *ex ante* in einer Peer Review begutachtet worden waren. Die Vergabe der Fördergelder erfolgte im Wettbewerb. Als Antragsteller konkurrierten erstmals Universitäten miteinander um staatliche Drittmittel in drei Förderlinien: Graduiertenschulen zur Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses, Exzellenzcluster zur Förderung von Spitzenforschung sowie Zukunftskonzepte zum projektbezogenen Ausbau universitärer Spitzenforschung.

Bei Graduiertenschulen und Exzellenzclustern handelt es sich um Instrumente zur unmittelbaren, inhaltsbezogenen Förderung ausgewählter Forschungsgebiete. Konzeptionell schließen sie - bei höherem Finanzvolumen - an die Graduiertenkollegs und Sonderforschungsbereiche aus dem Förderportfolio der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) an, welche diese beiden Förderlinien der Exzellenzinitiative ebenfalls betreut. Zukunftskonzepte fördern die Forschung an deutschen Universitäten dagegen mittelbar und strukturbezogen. Diese dritte Förderlinie, welche durch den Wissenschaftsrat betreut wird, ist in Deutschland ohne Vorbild. Aktuell fördern Bund und Länder 45 Graduiertenschulen mit insgesamt etwa 60 Millionen Euro jährlich, 43 Exzellenzcluster mit insgesamt etwa 292 Millionen Euro jährlich sowie elf Zukunftskonzepte mit insgesamt etwa 142 Millionen Euro jährlich. Die Finanzierung übernimmt zu drei Vierteln der Bund und zu einem Viertel das Sitzland der geförderten Universität.

Damit steht die Exzellenzinitiative exemplarisch für den von Bloch u. Sorensen (2015, S.33) diagnostizierten internationalen Trend hin zu großen Formaten bei der Forschungsförderung. Dass in letzter Instanz des Entscheidungsverfahrens zur zweiten Programmphase immerhin zwei von drei Vollarträgen in allen drei Förderlinien bewilligt wurden (DFG, 2012b), sollte nicht über die hohe Selektivität des Wettbewerbs hinwegtäuschen. Möller u. a. (2012, S. 22) bewerten die vorgeschaltete Skizzenphase als das eigentliche Selektionsmoment: Bei Graduiertenschulen und Exzellenzclustern war nur jeder vierte Antragsteller, der eine Projektskizze eingereicht hatte, überhaupt zur Einreichung eines Vollartrags aufgefordert worden¹⁵.

Indem Bund und Länder zusätzlich zur Grundfinanzierung Projektmittel im Wettbewerb direkt an Universitäten vergeben, brechen sie mit dem vormaligen Egalitätsprinzip deutscher Universitäten und setzen - analog zu einer der fünf Prozesseigenschaften von Focaults Sichtbarkeitsmechanismus - erstmals Anreize zur vielfach angemahnten sog. DIFFERENZIERUNG des deutschen Hochschul- und Forschungssystems (DFG u. Wissenschaftsrat, 2008, S. 63). Der Wissenschaftsrat (2010, S. 12 f.) unterscheidet vier Typen von Differenzierung: vertikale,

¹⁵Dabei konstatieren Möller u. a. (2012, S. 21) eine Abnahme der Antragsaktivität für Projektskizzen für Graduiertenschulen und Exzellenzcluster. Dieser Rückgang lässt sich ihrer Meinung nach nicht allein damit erklären, dass die bereits geförderten Graduiertenschulen und Exzellenzcluster für die Vollartragsphase gesetzt waren. Möller u. a. (2012, S. 21) machen zwei Deutungsvorschläge für den Rückgang der Projektanträge für Graduiertenschulen und Exzellenzcluster: Zum einen vermuten sie „Ermüdungserscheinungen“ an den Universitäten in Bezug auf die Vergabe wettbewerblicher Fördermittel. Zum anderen waren universitätsinterne Vorselektionsmechanismen etabliert worden. Das ist ein Hinweis für Internalisierung der Wettbewerbslogik durch die Universitäten - zumal Fortschritte bei der Strategiefähigkeit der Universitäten ein Ziel der Exzellenzinitiative war.

2. Disziplinierte Wissenschaft

horizontale, funktionale und institutionelle Differenzierung. Die vertikale Differenzierung entspricht einer Hierarchisierung der Universitäten hinsichtlich ihrer Leistungsfähigkeit in einer bestimmten Dimension, etwa Forschung. Dagegen meint die horizontale Differenzierung die Herausbildung multidimensionaler Universitätsprofile entlang verschiedener gesellschaftlicher Bedürfnisse wie praxisnaher Ausbildung, Kooperationen mit der regional ansässigen Wirtschaft oder die Bearbeitung thematischer Schwerpunkte (etwa Kunst, Sport oder Technik). Der Prozess der funktionalen Differenzierung bringt die mehrdimensionalen Anforderungen an das Hochschulsystem mit dem Aufgabenspektrum unterschiedlicher Hochschultypen in Einklang. Schließlich begreift die institutionelle Differenzierung einzelne Universitäten als Treiber von Differenzierung, indem sie diese gestalten oder darauf reagieren. Der Wissenschaftsrat (2010, S. 6) empfiehlt Bund und Ländern, Anreize für eine funktionale Differenzierung des deutschen Hochschulsystems in mehreren Dimensionen zu setzen¹⁶. Inwiefern wirkt die Exzellenzinitiative in dieser Hinsicht differenzierend?

Obwohl auch der wissenschaftliche Nachwuchs durch die strukturierte Doktorandenausbildung vor allem in den Graduiertenschulen, aber auch in den Exzellenzclustern profitiert, gilt die Exzellenzinitiative vornehmlich als Instrument zur Förderung von *Spitzenforschung* an Universitäten (z.B. Ash, 2010, S. 263). Dagegen fand zum Beispiel die universitäre Lehre in der ersten Exzellenzvereinbarung keine Berücksichtigung¹⁷. Dieser Fokus auf Forschung gilt im Prinzip auch für die Ende 2012 angelaufene zweite Programmphase der Exzellenzinitiative, wenngleich Bund und Länder in einer Protokollnotiz (!) zur zweiten Exzellenzvereinbarung betonten, dass im Rahmen der vorzunehmenden Begutachtung der einzureichenden Projektanträge auch „innovative Konzepte zur forschungsorientierten Lehre als Kriterium in die Bewertung einbezogen, aber nicht aus Mitteln der Exzellenzinitiative gesondert gefördert werden können (BLK, 2009, S. 7).“ Als übergreifende Förderkriterien aller drei Förderlinien benannte die BLK (2009, S. 3) stattdessen „Exzellenz von Forschung und in der Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses auf mindestens einem breiten Wissenschaftsgebiet“, ein „Gesamtkonzept zur Vernetzung der Disziplinen und zur internationalen Vernetzung in der Forschung“ sowie „universitätsübergreifende bzw. außeruniversitäre Kooperation“. Als förderfähig speziell für ein Zukunftskonzept galten zudem nur solche Universitäten, welche Forschungsstärke durch die Bewilligung mindestens je einer Graduiertenschule und eines Exzellenzclusters nachwiesen. Mit Blick auf die Fokussierung von Forschung kommt der Wissenschaftsrat (2010, S. 26) deshalb selbst zu dem Schluss: „Die Exzellenzinitiative allein kann und wird nicht die notwendige horizontale Differenzierung des deutschen Hochschulsystems entlang einer Vielzahl von Differenzierungsparametern hervorbringen.“ Allerdings ist nicht auszuschließen, dass in der öffentlichen Wahrnehmung eine „gefühlte“ - vor allem vertikale - Differenzierung entstehen könnte.

Stattdessen macht die Zahl pro Universität bewilligter Projekte Leistungsunterschiede hin-

¹⁶siehe auch die aktuellen Empfehlungen zur Differenzierung in den vom Wissenschaftsrat (2013a, S. 48) skizzierten „Perspektiven des deutschen Wissenschaftssystems“.

¹⁷Als Grund dafür nennt Gaethgens (2010, S. 271), der als Präsident der Hochschulrektorenkonferenz selbst an der Ausgestaltung der Exzellenzinitiative beteiligt war, die Wahrung der Länderhoheit über die universitäre Lehre: „Eher wäre das berühmte Kamel durch das Nadelöhr gegangen, als dass die Bundesländer ein Engagement des Bundes für eine Aufgabe zugelassen hätten, die erkennbar nur der Länderzuständigkeit unterlag.“

sichtlich der Forschungsperformanz im deutschen Universitätssystem öffentlich sichtbar. Auf Grundlage der Ergebnisse der ersten Programmphase kritisiert Hartmann (2010, S. 371ff) eine Konzentration von Projektmitteln an wenigen Universitäten, welche die Mehrzahl der Universitäten auch über den Förderzeitraum der Exzellenzinitiative hinaus zunehmend von Spitzenforschung AUSZUSCHLIESSEN drohe. Schon früh hatte er deshalb vor einer Aufspaltung des Universitätssystems in „Elite- und Massenuniversitäten“ (Hartmann, 2006, S. 448) gewarnt. Dagegen verleiht die Etikettierung mit dem - wenngleich inoffiziellen - Gütesiegel „exzellent“ geförderten Universitäten und Fachbereichen einen Reputationsgewinn (z.B. Gerhards, 2010, S. 119). Davon profitieren vor allem Universitäten mit bewilligtem Zukunftskonzept: Sie firmieren gemeinhin als „Exzellenz-“ oder eben „Eliteuniversitäten“. Diese die Exzellenzinitiative begleitende sog. Exzellenz-Rhetorik sowie damit assoziierte Markenbildungsprozesse an den Universitäten hätten die deutsche Forschung aber „in den Strudel der medialen Kommunikation hineingerissen (Münch, 2007, S. 313).“ Dies bedrohe die Glaubwürdigkeit der Wissenschaft, denn: „Im Griff der medialen Massenkommunikation ist auch im akademischen Feld wahrhaftiges Reden auf Dauer nicht mehr möglich (Münch, 2007, S. 313).“ Zudem stehe die Exzellenzinitiative exemplarisch dafür, wie „der politisch gesteuerte Wettbewerb um Forschungsressourcen die Wissenschaft den Darstellungszwängen der öffentlichen Kommunikation unterwirft (...) Da es kein erprobtes Wissen über Forschungsleistungen, ihre Messung und ihre Steuerung gibt, wird maßgeblich in öffentlichen Definitionskämpfen über die Zuschreibung von wissenschaftlicher Exzellenz entschieden (Münch, 2009, S. 485).“ Hinter solcher - leider recht polemisch formulierter - Kritik steckt nicht zuletzt die Sorge vor einer fremdgesteuerten Wissenschaft. Mit Blick auf die Wahrnehmung und Anerkennung Geförderter rückt aber auch Schreiterer (2010, S. 86) den Sichtbarkeitsbegriff ungeachtet der unscharfen Zielformulierung in der Exzellenzvereinbarung in die Nähe eines wissenschaftspolitischen Steuerungsinstruments: „Eine vertikale Differenzierung nach der wissenschaftlichen Reputation oder gar nach dem Prestige der einzelnen Universitäten sollte damit [mit der Exzellenzinitiative, Anm. C.M.], zumindest nach offizieller Lesart, zwar nicht einhergehen. Doch egal, ob intendiert oder nur stillschweigend gebilligt, gehören solche Effekte *de facto* zu den unvermeidlichen, sichtbarsten und vermutlich auch folgenschwersten Implikationen dieser Art von Stärkung der (Forschungs-)Universität als Institution.“ Der Förderatlas der DFG lässt einen solchen Schluss bislang aber noch nicht zu.

Ohne Zweifel stellt die medial verstärkte symbolische Gratifikation neben der Aussicht auf zusätzliche Fördermittel eine wichtige Anreizstruktur für die Mobilisierungswirkungen dar, welche der Exzellenzinitiative zugeschrieben werden (z.B. Brandt u. a., 2012, S. 133). Auf politischer Ebene legten zahlreiche Bundesländer während der ersten Programmphase eigene Landesexzellenzinitiativen bzw. Kompensationsprogramme auf, um ihre Universitäten, die keine Förderbewilligung erhalten hatten, fit für die zweite Programmphase der Exzellenzinitiative zu machen (vgl. dazu Simon u. a., 2010, S. 180ff). Vor allem aber regte die Exzellenzinitiative auf den Leitungsebenen der Universitäten intensive Profilbildungsprozesse an, wie Brandt u. a. (2012, S. 67ff) mittels einer Reihe von Interviews mit Hochschulleitungen dokumentieren konnten. Am Beispiel der Exzellenzinitiative und eines ähnlichen Forschungsförderprogramms in Frankreich zeichnet Musselin (2013, S. 1170) darüber hinaus nach, wie der Verweis auf die in diesem Rahmen vorgenommenen Begutachtungen den Hochschullei-

2. Disziplinierte Wissenschaft

tungen die Umsetzung entsprechender Reformmaßnahmen erleichterte: „The self-discipline introduced by external reviews is further reinforced by the fact that academic leaders at the head of universities are also using external academic reviews as a management tool. University managers and their staff mobilize these reviews to legitimate decisions made at the university-level (Musselin, 2013, S. 1170).“ Allerdings erkannte der Wissenschaftsrat (2010, S. 26 f.) als Folge dieser Reformmaßnahmen schon früh Tendenzen zur HOMOGENISIERUNG der Universitätsprofile, welche dem eigentlichen wissenschaftspolitischen Ziel einer funktionalen Differenzierung des deutschen Hochschulsystems widersprechen:

„Würde der spezifische Leistungsbereich, auf welchen die Exzellenzinitiative ausgerichtet ist, zum alleinigen strategischen Schwerpunkt aller Universitäten, so käme es vielmehr zu unerwünschten Vereinheitlichungen. Ein solches Vereinheitlichungsrisiko deutet sich auch als eine Nebenfolge des Exzellenzwettbewerbs an. Fast alle Universitäten wählen zunehmend die Ausrichtung auf den Leistungsbe-
reich der international sichtbaren Spitzenforschung als alleiniges Unterscheidungsmerkmal, während die Attraktivität anderer Profilmerkmale durch diese Dominanz der Forschungsexzellenz stark eingeschränkt wird. Das kann zu Dysfunktionen im Universitätssystem führen. Zudem ist „Exzellenz“, die als Kategorie der Differenz gelten soll, in der Gefahr, zu einer Kategorie von Ähnlichkeit zu werden, indem die Selbstbeschreibung als exzellente Forschungsinstitution vielerorts zum Standard geworden ist.“

Die jüngsten Empfehlungen des Wissenschaftsrats zu den *Perspektiven des deutschen Wissenschaftssystems* lassen sich deshalb auch als Versuch deuten, diesen Tendenzen zur HOMOGENISIERUNG zu begegnen - und damit die Wirkung der eingesetzten Sichtbarkeitsspirale abzuschwächen bzw. zu modifizieren (vgl. im Folgenden Wissenschaftsrat, 2013a, S. 47ff). Demnach empfiehlt der Wissenschaftsrat Bund und Ländern zwar, die Mobilisierungseffekte der Exzellenzinitiative für Forschung zu konservieren, zugleich aber neue Impulse für eine stärkere funktionale Differenzierung des deutschen Universitätssystems in mehreren Leistungsdimensionen zu setzen. Berufungen auf sog. Merian-Professuren sollen der zunehmenden Projektförmigkeit der Forschung begegnen und zudem auch für andere Leistungsbereiche - genannt werden Lehre, Transfer und Infrastrukturleistungen - von Universitäten zur Profilbildung eingeworben werden können. Bei den Empfehlungen zur 2017 auslaufenden Exzellenzinitiative differenziert der Wissenschaftsrat (2013a, S. 67ff) zwischen den drei Förderlinien: Erfolgreiche Graduiertenschulen und Exzellenzcluster sollen ggf. in neue Förderformate - sog. Liebig-Zentren, DFG-Forschungscluster und konzeptionell erweiterte DFG-Graduiertenkollegs - überführt werden können. Die DFG (2015) selbst schlägt u.a. die Etablierung sog. Exzellenzzentren vor. Dabei handelt es sich um ein neues Förderformat, welches die Exzellenzcluster konzeptionell weiterentwickelt, indem bei längerer Förderlaufzeit zum Beispiel die bislang vorgenommene Trennung von Forschung und forschungsorientierter Lehre aufgehoben werden soll.

Dagegen empfiehlt der Wissenschaftsrat (2013a, S. 72), die wettbewerbliche Förderung der Zukunftskonzepte vorerst auszusetzen: „Der Wissenschaftsrat geht davon aus, dass die mit der Exzellenzinitiative angestoßene Dynamik die nächsten etwa zehn bis 15 Jahre trägt (...) In zehn bis 15 Jahren kann ein neuer öffentlichkeitswirksamer Wettbewerb um innovative institutionelle Strategien an Hochschulen mit einem großen Fördervolumen und unter Integration

der weiteren Leistungsdimensionen der Wissenschaft sinnvoll sein.“ Offenbar geht der Wissenschaftsrat also davon aus, dass der öffentliche Charakter des Wettbewerbs und die in diesem Kontext gegenüber einer breiten Öffentlichkeit erzielte Leistungstransparenz - ganz im Sinne des von Foucaults Disziplinbegriffs abgeleiteten Sichtbarkeitseffekts - zur Mobilisierung der deutschen Universitäten beigetragen hat (vgl. auch ebd. 2013a, S. 13). Selbst eine mögliche Aussetzung der Förderung von Zukunftskonzepten sollte aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass der Wettbewerb um internationale Sichtbarkeit in der Spitzenforschung ab 2017 in die nächste Runde gehen wird - wenngleich seine konkrete Ausgestaltung bislang offen ist. Ende 2014 fassten die Regierungschefs von Bund und Ländern einen Grundsatzbeschluss zu einer neuen Bund-Länder-Initiative in Nachfolge der Exzellenzinitiative, für welche sie die bislang gemeinsam für die Exzellenzinitiative bereit gestellten Fördermittel auch nach deren Auslaufen im Jahr 2017 im selben Umfang zur Verfügung stellen wollen. Über die konkrete Ausgestaltung soll aber erst 2016 unter Einbeziehung der Ergebnisse einer Programmevaluation der Exzellenzinitiative, welche durch eine international zusammengesetzte Expertenkommission im Auftrag der Gemeinsamen Wissenschaftskonferenz (GWK) vorgenommen wird, final entschieden werden (ebd., 2014, S. 1).

Die konkrete Ausgestaltung der neuen Bund-Länder-Initiative wird auch den sich verändernden Rahmenbedingungen im deutschen Wissenschaftssystem Rechnung tragen: Eine Grundgesetzänderung räumt dem Bund mehr Gestaltungsspielräume an den Universitäten ein (Bundesgesetzblatt, 2014, S. 2438). Dazu heißt es bei der GWK (2014, S. 1): „Auf Grundlage der geplanten neuen verfassungsrechtlichen Gestaltungsspielräume sollen die Hochschulen bei der Ausbildung fachlicher und strategischer Profile unterstützt werden, die sich auf alle Leistungsbereiche beziehen können. Vorgesehen ist auch, Kooperationen von Hochschulen untereinander, mit außeruniversitären Forschungseinrichtungen und der Wirtschaft sowie exzellente grundlagen- und anwendungsorientierte Spitzenforschung in Universitäten zu fördern.“ Hinsichtlich der Details einer neuen Bund-Länder-Initiative ist bislang aber noch keine Einigung in Sicht.

Als Zwischenfazit ist zu konstatieren, dass sich in der Literatur einige Prozessmerkmale des von Foucaults Disziplinbegriff abgeleiteten Sichtbarkeitsmechanismus finden. Anders als bei nationalen LoM-Modellen war bei der auf Projektförderung basierenden Exzellenzinitiative zwar kein Ranking aller deutschen Universitäten offiziell durch die Politik vorgenommen worden, sodass dieses Forschungsförderprogramm auch nicht im selben Maße als VERGLEICHEND und HIERARCHISIEREND gelten kann wie die nationalen LoM-Modelle. Aber trotzdem ließen sich in der Literatur drei Prozessmerkmale des von Foucault abgeleiteten Sichtbarkeitsmechanismus identifizieren: DIFFERENZIERUNG, HOMOGENISIERUNG und AUSSCHLIESSUNG. Das muss kein Widerspruch sein: Vielmehr begründet die genannte Exzellenz-Rhetorik sowie die damit assoziierte Vergabe inoffizieller Titel wie „Elite-“ und „Exzellenzuniversität“ die Hypothese, dass die Berichterstattung der Medien über die Exzellenzinitiative VERGLEICHEND und HIERARCHISIEREND auf die Universitäten wirkte, etwa durch die Aufstellung eines eigenen Quasi-Rankings durch die Medien auf Grundlage der Förderentscheidungen bei der auf Spitzenforschung zielenden Exzellenzinitiative.

Sollte dies zutreffen, würden die Medien eine zentrale Funktion im Kontext der Wissenschaftskommunikation bei der Exzellenzinitiative übernehmen, indem sie zur Wirkung dieses

2. Disziplinierte Wissenschaft

Forschungsförderprogramms beitragen. Hinsichtlich der Bedeutung der Medien ist darüber hinaus zu berücksichtigen, dass die Datengrundlage der hier referierten Literatur zu den Wirkungen der Exzellenzinitiative auf das deutsche Wissenschaftssystem - wie oben angesprochen - sehr begrenzt ist. Ob die Exzellenzinitiative tatsächlich DIFFERENZIEREND, HOMOGENISIEREND oder AUSSCHLIESSEND wirkt, kann an dieser Stelle deshalb nicht abschließend beurteilt werden. Mit umso größerer Spannung sind deshalb die datenbasierten Berichte von DFG und Wissenschaftsrat zum Verlauf der Exzellenzinitiative sowie der Abschlussbericht der mit der Evaluation dieses Forschungsförderprogramms beauftragten internationalen Expertenkommission zu erwarten. Gerade diese Unsicherheit hinsichtlich der Effekte dieses Forschungsförderprogramms steigert aber nochmals die Bedeutung der Berichterstattung über die Exzellenzinitiative in den Medien, weil sich das darin transportierte Bild über die Effekte der Exzellenzinitiative - wenngleich oftmals auf anekdotischer Evidenz basierend - umso besser verfestigen kann und dann wiederum selbst Effekte auf die an der Exzellenzinitiative beteiligten Akteure hat. Es handelt sich also um eine Konstellation, welche sich mit Friedrich Dürrenmatts Motiv *Vom Beobachten des Beobachters der Beobachter* beschreiben lässt.

Fazit Ranglisten stellen ein typisches Merkmal intensivierter Wettbewerbe um Ressourcen in der Wissenschaft dar. Schon vor der Erstellung erster Universitätsrankings in Deutschland oder der Etablierung nationaler LoM-Modelle schrieb der Wissenschaftssoziologe Richard (Whitley, 1982, S. 351) dazu allgemein: „The more groups [of scientists, Anm. C.M.] depend on their scientific status for legitimacy and resources the more likely some sort of ranking system will become established around distinct scientific ideals, and the more scientific establishments will seek to influence the formation and interpretation of those ideals.“ Am Beispiel des Rankings von *U.S. News and World Report* dokumentieren Sauder u. Espeland (2009), wie solche Ranglisten prinzipiell disziplinierend auf die Beobachteten wirken. Der zugehörige Sichtbarkeitsmechanismus mit fünf Merkmalen konnte in diesem Kapitel aus der Heuristik Michel Foucaults abgeleitet werden.

Darüber hinaus wurde in diesem Kapitel die Rolle der Medien herausgearbeitet: Entweder erstellen sie die Rankings selbst oder sie wirken durch ihre Berichterstattung als Multiplikatoren mit gesamtgesellschaftlicher Reichweite für die im Kontext von Rankings verliehene Reputation. Damit können sie im Prinzip zur disziplinierenden Wirkung von Rankings beitragen. Denn zum Beispiel gilt speziell für nationale LoM-Modelle: Je enger die Kopplung der Mittelzuweisung an die Evaluationsergebnisse und je transparenter der Leistungsvergleich für die breite Öffentlichkeit, desto größer die zu erzielenden Mobilisierungseffekte an Universitäten (Gläser, 2007, S. 251).

Gläser u. von Stuckrad (2014, S. 43ff) haben eine generelle Typologie für verschiedene Einflussfaktoren auf die Wirkung unterschiedlicher wissenschaftspolitischer Steuerungsinstrumente vorgeschlagen - darunter auch solche, die nicht auf einem Ranking basieren. Zusätzlich zu den beiden bereits genannten zählen dazu u.a. die verliehene Reputation, die Autorität des evaluierenden Akteurs sowie die Gültigkeit der durch die Evaluation generierten Informationen. Demnach bezieht der zu evaluierende Akteur seine Autorität aus seiner Kontrolle über die zu verteilenden Ressourcen. Die Gültigkeit der durch die Evaluation generierten Informationen variiert: Zum Beispiel werden numerischen Informationen eine geringe Reich-

haltigkeit zugeschrieben, weil sie nach Ansicht der Autoren kaum Hinweise darauf enthalten, warum Forschung eine bestimmte Qualität aufweist - ganz im Gegensatz zu den detaillierten Begutachtungen von Projektanträgen in der Exzellenzinitiative¹⁸.

Speziell der Exzellenzinitiative bescheinigen die Autoren grundsätzlich eine große Wirkung. Dass die Grundfinanzierung der deutschen Universitäten jeweils sehr begrenzt ist und die zusätzlichen Mittel der Exzellenzinitiative deshalb lukrativ sind, ist dafür nur ein Grund. Darüber hinaus war die Autorität der evaluierenden Institutionen (DFG und Wissenschaftsrat) nach Ansicht von Gläser u. von Stuckrad (2014, S. 45) ebenso groß wie die Erwartungshaltung der jeweils zuständigen Landesministerien an das Abschneiden der Universitäten in ihrem jeweiligen Bundesland. Außerdem hatte das Abschneiden bei der Exzellenzinitiative Konsequenzen für die Reputation der Universitäten.

Tatsächlich fanden sich bei der vorgenommenen Literaturrecherche Hinweise darauf, dass die Exzellenzinitiative disziplinierend auf das deutsche Universitätssystem wirkt - und zwar ohne Aufstellung eines offiziellen Rankings. Ausgehend von der Exzellenz-Rhetorik war alternativ als Hypothese die Erstellung eines Quasi-Rankings deutscher Universitäten durch die Medien auf Grundlage der Förderentscheidungen bei der Exzellenzinitiative formuliert worden. Dass die momentane Datenlage noch keine sicheren Schlüsse über die Effekte der Exzellenzinitiative auf das deutsche Universitätssystem zulässt, steigert die Deutungshoheit des in den Medien dargestellten Bilds dieses Forschungsförderprogramms - und damit auch potenziell die disziplinierende Wirkung der medialen Konstruktion wissenschaftlicher Exzellenz, denn: „[A]ny public and transparent information about research performance of universities is comparative information that inevitably creates a competitive situation. Universities that are publicly compared to each other compete for reputation because they depend on public opinion and on academics' choices of employers (Gläser, 2007, S. 251).“

Entsprechend erleichtert wirkte nach Bekanntgabe der vorerst letzten Förderentscheidungen bei der Exzellenzinitiative TU-Rektor Hans Müller-Steinhagen, als er im eingangs zitierten Nachrichtenbeitrag der *Tagesschau* Rede und Antwort stand: „Wir haben in den vergangenen Jahren enorm hart gearbeitet. Wir haben uns durchaus gute Chancen ausgerechnet. Dass aber alle vier Anträge bewilligt worden sind, übersteigt alle Erwartungen. Wir sind, ich bin, einfach nur glücklich (zit. nach Franz, 2012).“ Die zu Beginn des Kapitels dargestellte Zuschreibung des inoffiziellen Titels „Exzellenzuniversität“ an die TU Dresden durch die *Tagesschau* ist ein besonders anschauliches Beispiel für eine HIERARCHISIERENDE Berichterstattung der Medien auf Grundlage des VERGLEICHSMASSTABS Spitzenforschung. Durch Zuspitzung auf das Exzellenz-label wurde die neu gewonnene Reputation der TU Dresden einem Millionenpublikum vermittelt. Die Medien wirkten in diesem Fall wie ein Katalysator für Reputation - ohne diese aber selbst zu verleihen. Die speziell der Reputationszuweisung zu Grunde liegende Wissenschaftskommunikation ist als zweite Perspektivierung von Sichtbarkeit Gegenstand des nachfolgenden Kapitels.

¹⁸dazu mehr in Kapitel 3

2. *Disziplinierte Wissenschaft*

3. Kapitalisierte Wissenschaft

Wie wird eine Universität exzellent in einem Forschungsfeld? Eine Anleitung lieferte die *Tagesschau* am Tag der vorerst letzten Förderentscheidungen bei der Exzellenzinitiative. Im selben Beitrag, auf den schon im vorigen Kapitel Bezug genommen worden war, verriet Michael Brand den Fernsehzuschauern sein Erfolgsgeheimnis - und brachte es sogar auf eine geradezu verblüffend einfache Formel: „Man braucht immer auch Einzelcharaktere, die tolle Ideen haben: künftige Nobelpreisträger. Aber Wissenschaft ist heute auch in großen Teilen auch ein Geschäft eines Teams (zit. nach Franz, 2012).“ Am Zentrum für Regenerative Therapien hatte Brand als Direktor die Fortsetzung der Förderung als eines von nunmehr zwei Exzellenzclustern an der TU Dresden erfolgreich vorangetrieben. Nach den Feierlichkeiten beim Public Viewing im Festsaal der TU nahm er das Team der *Tagesschau* mit in sein Labor. Zwar arbeitet dort bis heute kein Nobelpreisträger. Und es sei außerdem dahingestellt, ob nicht der Name dieses Exzellenzclusters auch ein Beispiel für die vielfach kritisierte Exzellenz-Rhetorik darstellt, welche in diesem Fall ihren Ursprung nicht im Journalismus, sondern in der Wissenschaft selbst hätte. Um aber zu veranschaulichen, wohin die vielen Fördermillionen der Exzellenzinitiative fließen, bot die an dem Dresdner Exzellenzcluster betriebene Grundlagenforschung allemal genug Erklärungspotenzial. Denn die bereits erzielten Fortschritte bei der Erforschung eines Modellorganismus stellen nach Ansicht des Berichtautors perspektivisch sogar einen medizinischen Nutzen des Forschungsvorhabens in Aussicht: „Das Zentrum für Regenerative Therapien gehört zu den weltweit besten seiner Art. Die Forscher um Professor Brand verstehen immer besser, wie es Zebrafischen gelingt, zerstörte Organe mit Hilfe ihrer Stammzellen wieder herzustellen. Wer den Fisch versteht, kann vielleicht den Menschen heilen - Forschung auf Top-Niveau (Franz, 2012).“

Abbildung 3.1.: Berichterstattung der *Tagesschau* über die Förderentscheidungen der Exzellenzinitiative am 15. Juni 2012 (vgl. Franz, 2012)



3. Kapitalisierte Wissenschaft

Die *Tagesschau* identifiziert in ihrem Bericht also gleich drei Merkmale wissenschaftlicher Exzellenz: die Qualifikation der am Forschungsvorhaben beteiligten Wissenschaftler („künftige Nobelpreisträger“, „Geschäft eines Teams“), die Originalität ihres Arbeitsprogramms („tolle Ideen“) sowie einen Anwendungsbezug („Wer den Fisch versteht, kann vielleicht den Menschen heilen“). Die DFG entwickelte speziell für Exzellenzcluster ein Evaluationsraster mit insgesamt 13 solcher Kriterien (inklusive der drei genannten), indem sie die in der Exzellenzvereinbarung wissenschaftspolitisch vordefinierten Förderkriterien operationalisierte. Auch für Graduiertenschulen und Zukunftskonzepte gab es entsprechende Kriterienkataloge¹.

Diese Kriterien kombinieren Elemente der klassischen Forschungsförderung mit strukturellen Kriterien, die Innovationen im deutschen Forschungssystem stimulieren sollen. Konkret handelte es sich im Fall der Exzellenzcluster zum Beispiel um Konzepte zur Gleichstellung von Männern und Frauen in der Wissenschaft oder einen Mehrwert durch Kooperationen mit weiteren Einrichtungen. In Analogie zu einem Kartenspiel brachten die Antragsteller ihre damit beschriebenen Ressourcen gleichermaßen als Einsatz und Trumpf in den Wettbewerb um die Förderung von Spitzenforschung mit ein, d.h.: Je besser sie diesen Kriterien gerecht wurden, desto höher waren ihre Bewilligungschancen. Umgekehrt drohte im Fall des Misserfolgs aber ein Verlust des Einsatzes, etwa durch Abwanderung exzellenter Forscher an geförderte Institutionen, welche dann ja womöglich mit besseren Forschungsbedingungen werben konnten.

Sichtbarkeit als symbolisches Kapital Mit der Analogie zu einem Kartenspiel veranschaulicht der französische Soziologe Pierre Bourdieu sein Kapitalmodell (Bourdieu u. Wacquant, 2006, S. 127 f.). Bourdieu (1983, S. 185ff) differenziert drei ineinander konvertierbare Kapitalgrundformen: ökonomisches, kulturelles und soziales Kapital². Im Fall eines beantragten Exzellenzclusters ließen sich etwa Mehrwerte durch Interdisziplinarität oder Kooperationen mit externen Partnern im Bereich der außeruniversitären Forschung (Max-Planck-Institut, Helmholtz-Zentrum, Fraunhofer-Institut o.Ä.) als Formen sozialen Kapitals deuten. Vorhandene Drittmittel wären ein ökonomisches Kapital, welches sich wiederum in Formen kulturellen Kapitals einlösen ließe: etwa zur Beschäftigung qualifizierten wissenschaftlichen Personals, das wiederum ein originelles Forschungsprogramm zur Positionierung der beantragten Einrichtung auf dem betreffenden Forschungsgebiet im internationalen Kontext entwickelt. Aber

¹Eine Dokumentation der von der DFG entwickelten Analyseraster von Graduiertenschulen und Exzellenzclustern für die Begutachtung der sog. Vollanträge im Vorfeld der zweiten Programmphase der Exzellenzinitiative liefern Möller u. a. (2012, S. 43 f.). Bei den Graduiertenschulen gab es zwölf, bei den Exzellenzclustern 13 Bewertungskriterien. Sie wurden jeweils zu drei Oberkriterien verdichtet, für welche die Gutachtenden im Anschluss an eine Begehung vor Ort Noten vergaben. Die Ergebnisse wurden allerdings nicht vollständig veröffentlicht, sondern sind nur in anonymisierter und aggregierter Form publiziert (vgl. Möller u. a., 2012, S. 77ff). Nach Angaben der DFG dienten die Noten lediglich als Interpretationshilfe für die in den ebenfalls anzufertigen Protokollen dokumentierten Gutachteraussagen. Für die Zukunftskonzepte war der Wissenschaftsrat zuständig.

²Ökonomisches Kapital umfasst Formen materiellen Reichtums und ist in Geld umtauschbar. Kulturelles Kapital kann in inkorporierter, objektivierter und institutionalisierter Form vorliegen. Inkorporiertes Kulturkapital umfasst verinnerlichte kulturelle Kompetenzen und ist damit körpergebunden. Objektivierte Kulturkapital ist zwar materiell übertragbar (z.B. Bücher), nicht aber die zu seiner Anwendung erforderlichen Kompetenzen. Institutionalisiertes Kulturkapital liegt zum Beispiel in Form von Bildungstiteln vor und legitimiert inkorporiertes Kapital rechtlich. Soziales Kapital meint die Ressourcen, die man aus Beziehungen ziehen kann, etwa durch die Zugehörigkeit zu einem Netzwerk (Bourdieu, 1983, S. 185ff).

auch Qualifizierungsprogramme für den wissenschaftlichen Nachwuchs lassen sich als solche Investitionen deuten, weil sie perspektivisch kulturelles Kapital - nämlich Forscher, deren Qualifikation zum Beispiel durch eine Promotion insitutionalisiert wird - hervorbringt. Auch Investitionen in Gleichstellungsmaßnahmen lassen sich vor dem Hintergrund der Gewinnung kulturellen Kapitals deuten³. Tabelle 3.1 liefert eine Systematik der Kapitalsorten bei der Exzellenzinitiative. Dazu wurden exemplarisch die Förderkriterien für Exzellenzcluster den einzelnen Kapitalsorten zugeordnet.

Über wie viel Kapital welcher Art ein Akteur zu einem bestimmten Zeitpunkt verfügt, bestimmt seine relationale Stellung in einem mehrdimensionalen Raum, den Bourdieu als Feld bezeichnet und als Abbild der sozialen Welt begreift⁴. Auch die bei der Exzellenzinitiative zur Antragstellung berechtigten deutschen Universitäten kann man in einem solchen Feld entsprechend ihrer Kapitalausstattung relational zueinander verortet sehen. Bourdieu deutet jedes Feld als Schauplatz von Kämpfen um die Bewahrung oder Veränderung von Kräfteverhältnissen zwischen den darin positionierten Akteuren (Bourdieu, 1998, S. 20). In seiner allgemeinen Feldtheorie hat Bourdieu (2014, S. 339) herausgearbeitet, wie Wahrnehmung und Anerkennung der Grundkapitalformen „Konzentrationsprozesse des Kapitals“ anstoßen können. Eine solche Kapitalakkumulation würde erfolgreiche Universitäten gewissermaßen sichtbarer machen, im Fall eines Misserfolgs könnte aber schlimmstenfalls auch Kapital von dort abfließen, etwa an die erfolgreicherer Universitäten. Um die Kartenspiel-Analogie wieder aufzunehmen: Der Einsatz ginge verloren.

Entscheidend für die Ingangsetzung der von Bourdieu postulierten Konzentrationsprozesse des Kapitals sind Wahrnehmung und Anerkennung der Grundkapitalformen, aus denen dann ein sog. symbolisches Kapital hervorgehen kann: „Jede Art von Kapital (ökonomisches, kulturelles, soziales) tendiert (in unterschiedlichem Grade) dazu, als symbolisches Kapital zu funktionieren (so daß man vielleicht genauer von *symbolischen Effekten des Kapitals* sprechen sollte), wenn es explizite oder praktische Anerkennung erlangt (Bourdieu, 2001, S. 311, Her-

³Bourdieu ermutigte dazu, seine Denkwerkzeuge an den jeweiligen Untersuchungsgegenstand anzupassen. Dies brachte ihm den Vorwurf der Beliebigkeit ein: „Es liegt der Verdacht nahe, dass letztlich beliebig viele Kapitalsorten ge- und erfunden werden konnten, je nach Zweck und Kontext (Fröhlich u. a., 2009, S. 404).“ Kritik rief zudem die Übertragung des Kapitalbegriffs auf andere Bereiche außerhalb der Wirtschaft hervor: „Die Ausdehnung impliziert einerseits, dass andere gesellschaftliche Bereiche ähnlich funktionieren wie die Wirtschaft, und andererseits, dass andere Formen des Kapitals ähnlich funktionieren wie das ökonomische Kapital (Rehbein u. Saalman, 2009b, S. 139).“ Die Kapitalformen seien nur schwer miteinander zu vergleichen: „Kulturelles Kapital wird im Gegensatz zu ökonomischem Kapital meist angewendet, ohne verausgabt zu werden (Fröhlich u. a., 2009, S. 404).“ Außerdem befänden sich die Kapitalsorten auf unterschiedlichen Wirklichkeitsebenen: „[D]as ökonomische ist nicht in gleicher Weise real, wie das soziale (Rehbein u. Saalman, 2009b, S. 139).“ Schwerer könnte mit Blick auf die Fragestellung dieser Arbeit der Vorwurf wiegen, dass Bourdieu seinen Kapitalbegriff stets in Relation zu einem Nationalstaat entwickelte (z.B. Bourdieu, 2014). Dagegen hat er die Ressourcen transnationaler Netzwerke nicht untersucht (Fröhlich u. a., 2009, S. 404). Die Universitäten befinden sich aber gerade in einem zunehmend globalen Wettbewerb um Ressourcen und schmieden auch globale Netzwerke.

⁴Auch der Feldbegriff provozierte Kritik, u.a. weil sein Status in Bourdieus Gesamtwerk ebenso unklar bleibt wie das Verhältnis zwischen Institution, Organisation und Feld (Fröhlich u. a., 2009, S. 404). Und obwohl Bourdieu selbst Felder nach dem Vorbild des sozialen Raums darstellt, bezieht sich letzterer Begriff eigentlich auf die gesamte Gesellschaft. „Das Verhältnis von Feld und Raum erläutert Bourdieu nicht weiter. Ob die Felder nun in diesem Raum enthalten sind, als Replikationen des Raums vorzustellen sind oder sich auf einer anderen analytischen Ebene ansiedeln, bleibt unklar (Rehbein u. Saalman, 2009a, S. 102).“

Tabelle 3.1.: Logik der Kapitalsorten am Beispiel Exzellenzcluster (eigene Darstellung in Anlehnung an Müller 2014, S. 56)

Kapitalsorte	Substrat	bei der Exzellenzinitiative	Inkorporierung	Konvertierbarkeit	Schwundrisiko
ökonomisches Kapital	Geld	Drittmittel	-	hoch	zeitliche Förderbefristung
soziales Kapital	Beziehungen	wissenschaftliches Umfeld, Mehrwert durch Interdisziplinarität, Kooperationen im In- und Ausland	-	gering	
kulturelles Kapital	Wissen	Qualität des Forschungsprogramms, Qualität der beteiligten Forscher, Originalität und Risikobereitschaft, Management, Konzepte der Gleichstellungsförderung, Konzepte der Nachwuchsförderung	Bildung	mittel	Mobilität von Forschern; wissenschaftlicher Wettbewerb um Ideen
symbolisches Kapital		Wahrnehmung und Anerkennung der Kapitalformen: „Reputation“			

vorhebung i.O.).“ Symbolisches Kapital ist also Distinktion, Unterscheidung, Hervorhebung, Reputation oder eben einfach kurz: „visibility“ (ebd., 2001, S. 310). Es zieht weiteres Kapital an, weil es Vertrauen schafft und damit gewissermaßen eine Orientierungsfunktion erfüllt:

„Wenn man weiß, daß symbolisches Kapital Kredit ist, und dies im weitesten Sinne des Wortes, d.h. eine Art Vorschuß, Diskont, Akkreditiv, allein vom *Glau-ben* der Gruppe jenen eingeräumt, die die meisten materiellen und symbolischen *Garantien* bieten, wird ersichtlich, daß die (ökonomisch stets sehr aufwändige) Zurschaustellung des symbolischen Kapitals einer der Mechanismen ist, die (si-cher überall) dafür sorgen, daß Kapital zu Kapital kommt (Bourdieu, 1987, S. 218, Hervorhebung i.O.).“

Dabei geht Bourdieu davon aus, dass dieser Kapitalgewinn umso größer ausfällt, je besser ein Akteur bereits im Feld positioniert ist. Zu einem ähnlichen Ergebnis kam der Wissenschaftssoziologe Robert K. Merton (1968, S. 57ff), auf dessen Schriften im Kontext der Exzellenz-Debatte oft Bezug genommen wurde (vgl. z.B. Münch, 2007). Ausgehend von Interviews mit Nobelpreisträgern formulierte er die Beobachtung, dass die wissenschaftliche Gemeinschaft auf hohe Reputation übermäßig reagiert, während Leistungen bei geringerer Reputation weniger beachtet werden. Diesen Effekt bezeichnete Merton als Matthäus-Effekt („Denn jenen, die haben, denen wird gegeben werden“)⁵. In Abgrenzung dazu liegt der Vorteil von Bourdieus Kapitalmodell nun gerade darin, dass er Wahrnehmung und Anerkennung in Form von symbolischem Kapital als Kombination unterschiedlicher Kapitalsorten modelliert und damit den Blick für die Transformationsprozesse zwischen den verschiedenen Kapitalformen schärft. Diese Kapitalumwandlungen treiben gewissermaßen die Leistungsspirale voran, welche mit der Exzellenzinitiative zwecks Sichtbarmachung international sichtbarer Spitzen im deutschen Universitätssystem laut Exzellenzvereinbarung in Gang gesetzt werden sollte. Dabei verfügen die Spitzen über das meiste symbolische Kapital.

Schon Latour u. Woolgar (1986, S. 198ff) nutzten in ihrer klassischen Laborstudie Bourdieus Heuristik und entwickelten auf dieser Grundlage ihre „Cycles of Credit“, mit denen sie die Reputationszuschreibung von Forschern beschrieben. In der Bildunterschrift zur zugehörigen Grafik bringen sie den Prozesscharakter des Modells auf den Punkt: „The diagram shows that the complete circle is the object of the present analysis, rather than any one particular section (ebd., 1986, S. 200).“ Im Fall der Exzellenzinitiative sind derartige Konzentrations- und Transformationsprozesse des Kapitals am Beispiel der Rekrutierung zusätzlichen wissenschaftlichen Personals an Graduiertenschulen und Exzellenzclustern dokumentiert (vgl. Sondermann u. a., 2008, S. 56-67; Gerhards, 2010, S. 121-125). Zwar stammen diese Berichte noch aus der Implementierungsphase der Exzellenzinitiative, aber sie belegen - neben Problemen - durchaus auch Erfolge der Einrichtungen bei der durch die Exzellenzförderung ermöglichten Personalgewinnung (Sondermann u. a., 2008, S. 58). Dabei wird symbolisches Kapital (Wahrnehmung

⁵Merton (1968, S. 62) diskutierte den Matthäus-Effekt sogar explizit für den Wettbewerb zwischen den Universitäten - und weist auf die Probleme für den Neuaufbau von Strukturen für Spitzenforschung hin: „These social processes of social selection that deepen the concentration of top scientific talent create extreme difficulties for any efforts to counteract the institutional consequences of the Matthew principle in order to produce new centers of scientific excellence.“

3. Kapitalisierte Wissenschaft

und Anerkennung der Forschungsstärke des Geförderten) zunächst in zusätzliches ökonomisches Kapital (Drittmittel) umgewandelt und dann für kulturelles Kapital (z.B. Berufung von Professoren) eingelöst.

Damit liefert das Kapitalmodell Pierre Bourdieus eine Heuristik zur Analyse der mit der Exzellenzinitiative intendierten Ingangsetzung einer Leistungsspirale im deutschen Universitätssystem. Sichtbarkeit lässt sich als ein symbolisches Kapital deuten, welches die Akkumulation zusätzlichen Kapitals fördert. Im Folgenden soll nun der Erwerb symbolischen Kapitals bei der Exzellenzinitiative beschrieben werden.

Die Produktion symbolischen Kapitals per Peer Review Bourdieu (2014, S. 337) definiert symbolisches Kapital als „diejenige Kapitalform, die aus der Beziehung zwischen einer beliebigen Kapitalsorte und den Akteuren entsteht, die so sozialisiert sind, daß sie diese Kapitalsorte erkennen und anerkennen.“ In der Wissenschaft gelten kompetente Forscherkollegen als am besten geeignet, um die Qualität wissenschaftsbezogener Angelegenheiten zu beurteilen⁶. Ihre Kompetenzen bündelt die Wissenschaft im sog. Peer Review, welches als Kernelement wissenschaftlicher Selbststeuerung gilt (Neidhardt, 2010b, S. 280). Trotzdem ist der Begriff nicht eindeutig definiert: Es gibt verschiedenste Begutachtungsgegenstände und auch die Ausgestaltung der Begutachtung variiert. Für die Exzellenzinitiative hatten DFG und Wissenschaftsrat ein komplexes, mehrstufiges Entscheidungsverfahren entwickelt, in dem zuletzt Neu- und Fortsetzungsanträge miteinander um eine Förderung konkurrierten (vgl. Abbildung 3.2)⁷.

Kernelement des Verfahrens war eine Gruppenbegutachtung („Panel Peer Review“), bei der mehrere Gutachtende die beantragten Projekte bewerteten⁸. Im Fall von Graduiertenschulen und Exzellenzclustern präsentierten die Antragsteller ihre Vorhaben im *panel*, bei den Zukunftskonzepten fanden Vor-Ort-Besuche an den Universitäten statt. Eine im Anschluss an die Gruppenbegutachtung vorgenommene Online-Befragung der Gutachtenden von Graduiertenschulen und Exzellenzclustern⁹ kam zu dem Ergebnis, dass die klassischen wissenschaftlichen Begutachtungskriterien hinsichtlich der Qualität des Forschungsprogramms oder der beteiligten Wissenschaftler für die persönliche Urteilsbildung der *peers* wichtiger waren als

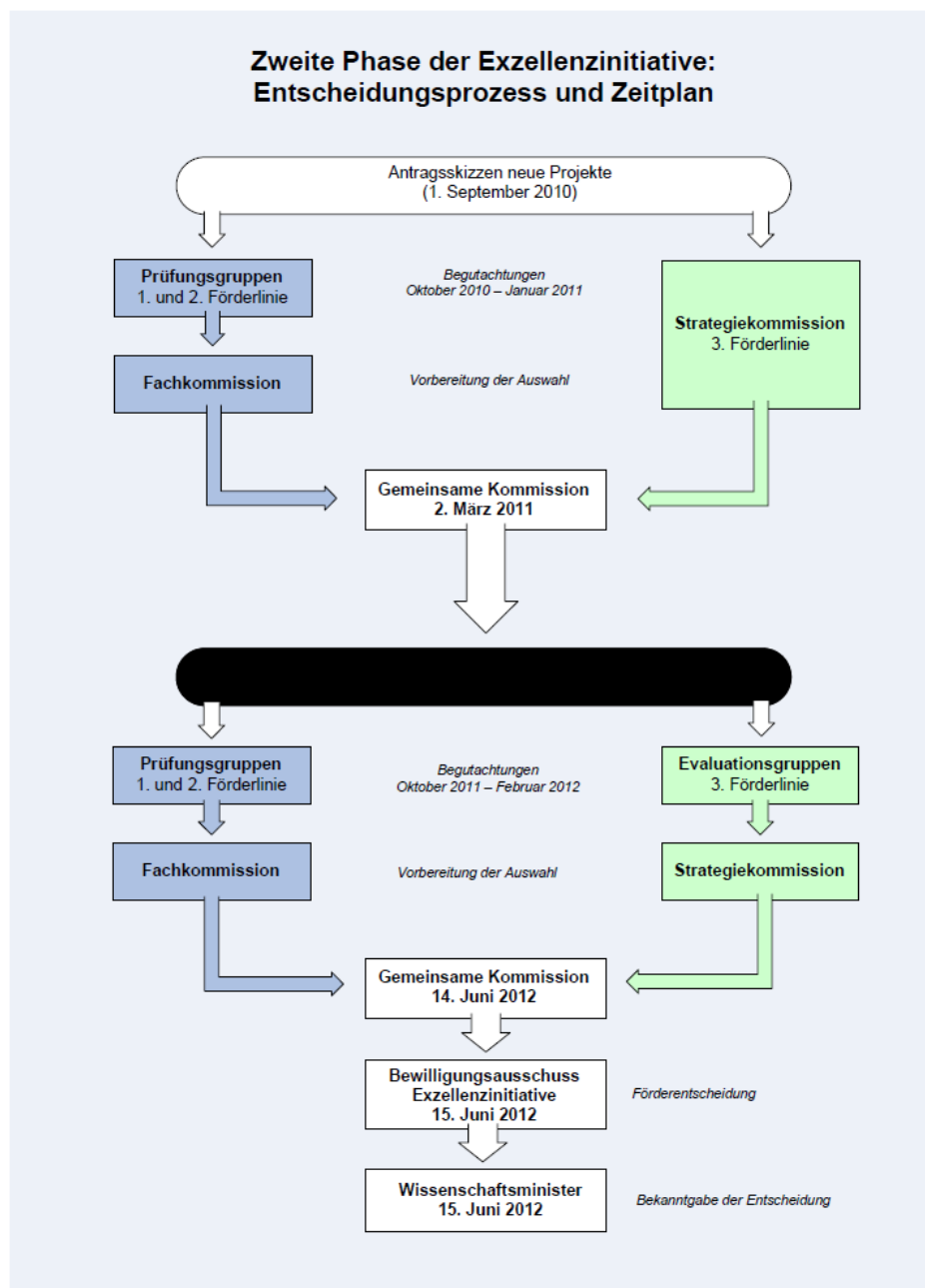
⁶Zwar hat die Wissenschaft - so zumindest die Einschätzung von Neidhardt (2010b, S. 283) - den Anspruch aufgegeben, objektivierbare Geltungsansprüche für „richtige“ Forschung zu identifizieren. Aber sie hat den Verzicht auf absolute Maßstäbe für Forschungsqualität mit der Annahme aufgefangen, über den Konsens hervorragender Experten seien „vernünftige Wetten“ (Toulmin, 1983) darüber möglich, ob eine Forschung etwas taue oder nicht (zit. nach Hornbostel, 1997). Falls eine autoritative Wahrheitsinstanz prinzipiell nicht verfügbar sei, gebe es über die Urteilsbildung hervorragender Experten doch einen bestmöglichen sozialen Ersatz für rein methodische Bestimmbarkeit.

⁷Die folgende Darstellung des Entscheidungsverfahrens der Exzellenzinitiative ist stark gestrafft und bezieht sich, falls nicht anders angegeben, auf den Auswahl- und Begutachtungsprozess zur zweiten Programmphase. Die erste Stufe der Begutachtung, in der Projektskizzen von Neuanträgen begutachtet worden waren, findet an dieser Stelle keine Berücksichtigung, weil dazu keine Daten vorliegen - obwohl diese erste Stufe die größte Selektivität bei der Antragsstellung aufzeigt (siehe Kapitel 1). Eine ausführlichere Darstellung des gesamten Prozesses speziell für Graduiertenschulen und Exzellenzcluster liefern aber wieder Möller u. a. (2012, S. 15-23).

⁸Für Graduiertenschulen und Exzellenzcluster variierte die Zahl der Gutachtenden pro Panel zwischen acht und 18 Personen.

⁹Von den insgesamt 440 zur Teilnahme an der Befragung eingeladenen Gutachtenden, füllten 394 *peers* den Fragebogen vollständig aus.

Abbildung 3.2.: Darstellung des Entscheidungsverfahrens zur zweiten Programmphase der Exzellenzinitiative aus der Pressemappe der DFG (2012c) zur Bekanntgabe der Förderentscheidungen am 15. Juni 2012



3. Kapitalisierte Wissenschaft

die für die Exzellenzinitiative spezifischen strukturellen Kriterien wie Gleichstellungsmaßnahmen oder Kooperationen (Möller u. a., 2012, S. 45ff).

Hinsichtlich der Entscheidungsgrundlage gaben mehr als die Hälfte der Befragten an, zusätzlich zu den von der DFG bereit gestellten Informationen wie dem Vollantrag eigenständig vollständige Publikationslisten sowie Leistungsindikatoren der beteiligten Wissenschaftler recherchiert zu haben. Die DFG hatte darauf nicht zuletzt mit Blick auf ihre Initiative *Qualität statt Quantität*¹⁰ eigentlich bewusst verzichtet, um der Qualität des beantragten Forschungsprogramms wieder mehr Gewicht zu verleihen. „Die Befragungsergebnisse veranschaulichen das dieser Entscheidung inhärente Dilemma: Da bibliometrische Angaben offenbar von einem großen Teil der Gutachterinnen und Gutachter als wichtig für eine Leistungsbewertung angesehen werden, bedeutet die Entscheidung, sie nicht bereitzustellen, nicht zugleich, dass sie nicht beschafft würden und dadurch auch in die Begutachtung einfließen - dies allerdings mit dem Nachteil, dass im Verfahren keine Kontrolle mehr über die Qualität und Verlässlichkeit der Informationen ausgeübt werden kann (ebd., 2012, S. 39).“

Als Resultat der Gruppenbegutachtung stand ein Protokoll sowie eine von den Gutachtern vorgenommene individuelle Benotung der beantragten Projekte entsprechend der von der DFG entwickelten Kriterien. Eine vom Senat der DFG eingesetzte Fachkommission (zuständig für Graduiertenschulen und Exzellenzcluster) und eine von der Wissenschaftlichen Kommission des Wissenschaftsrats eingesetzte Strategiekommission (zuständig für Zukunftskonzepte) entsandte jeweils Berichterstatter in die entsprechenden Begutachtungsgruppen. Die Berichterstatter informierten die übrigen Mitglieder der Fach- bzw. Strategiekommission über die Ergebnisse der Gruppenbegutachtung. Auf dieser Grundlage bereiteten Fach- und Strategiekommission die Auswahl der Projekte vor, welche eine Gemeinsame Kommission beider Gremien dem sog. Bewilligungsausschuss zur Förderung empfahl. Diesem Bewilligungsausschuss gehörten die Mitglieder der Gemeinsamen Kommission, die zuständigen Minister der Länder und die Bundesministerin für Bildung und Forschung an. Die Mitglieder der Gemeinsamen Kommission besaßen die Stimmenmehrheit gegenüber den Ministern. Letztere übernahmen schließlich die Bekanntgabe der Förderentscheidungen - auf eben jener Bonner Pressekonferenz am 15. Juli 2012, welche Müller-Steinhagen und Brand wie oben berichtet im Festsaal der TU Dresden via Public Viewing gemeinsam verfolgten.

Zwar liegen hinsichtlich der Einschätzung und Akzeptanz dieses Begutachtungs- und Auswahlverfahrens seitens der Antragsteller kaum Daten vor¹¹. Aber die an der Gruppenbegutachtung von Graduiertenschulen und Exzellenzclustern beteiligten *peers* hatten in der bereits erwähnten Online-Befragung das Verfahren in großer Mehrheit als „sehr geeignet“ oder „geeignet“ bewertet, um die besten Projekte im Rahmen der Exzellenzinitiative zu identifizieren (Möller u. a., 2012, S. 67). Dagegen überrascht es mit Blick auf die wissenschaftliche Literatur zum Thema Peer Review kaum, dass eben dieses Ergebnis zum Beispiel im *Tagesspiegel* mit einem gewissen ironisch-skeptischen Unterton vermeldet wurde: „Elitegutachter sind mit sich zufrieden“ überschrieb Burchard (2012, S. 24) ihren Bericht zur Studie.

¹⁰ vgl. dazu die entsprechende Pressemitteilung der DFG (2010) sowie die Information zur Anpassung dieser Regelung (DFG, 2014).

¹¹ Die Strategiekommission und die Geschäftsstelle des Wissenschaftsrats hatten die Antragsteller für ein Zukunftskonzept im Frühjahr 2008 u.a. zu ihrer Einschätzung des Begutachtungs- und Auswahlverfahrens befragt (s.u.).

Das Bild des Begutachtungs- und Auswahlverfahrens in den Medien ist hinsichtlich seiner Wirkung nicht zu unterschätzen, weil es die Wahrnehmung der Entscheidungsfindung beeinflussen kann. Reinhart (2012, S. 50) kommt in seiner Bestandsaufnahme der Peer Review-Forschung sogar zu dem grundsätzlichen Ergebnis, dass „ein großer Teil des publizierten Materials zu Peer Review (...) als Leitartikel, Meinungsjournalismus oder Erfahrungsberichte“ einzuordnen, aber trotzdem als relevant für die Forschung zu bewerten ist, weil sich darin „auch darstellt, welches Bild von Peer Review in der Wissenschaftsgemeinschaft vorhanden ist.“ Zu ergänzen wäre, dass dies nicht nur für die Einschätzung in der Wissenschaftsgemeinschaft gilt, sondern zum Beispiel auch für Politik. Sein Fazit nach Lektüre dieser Quellen ist,

„dass ein Bewusstsein dafür vorhanden ist, dass die wissenschaftlichen Begutachtungsverfahren auf dem Prüfstand stehen. Auch jene Autoren, die mit den etablierten Verfahren vollauf zufrieden sind und faktisch keinen Grund zur Kritik sehen, gestehen zumindest ein, dass die vorhandenen Zweifel ernst genommen und beantwortet werden müssen. Das Problem besteht nun darin, dass sich kein Konsens darüber abzeichnet, worin die Stärken und Schwächen der Verfahren bestehen (...) Eigentlich handelt es sich dabei um eine ernste Krisensituation, da die Wissenschaft in ihrem zentralen Funktionieren angegriffen wird und selbst eingestehen muss, dass die eigenen Mittel zur Verteidigung wenig hergeben (ebd., 2012, S. 54).“

Was ist dran an der Kritik? Der folgende Exkurs liefert einen Überblick über die Ergebnisse der Forschung zum Peer Review und legt dabei einen Fokus speziell auf die Fragilität wissenschaftlicher Urteilsfindung. Die Darstellung der Ergebnisse kann an dieser Stelle nur in aller Kürze erfolgen¹². Der Exkurs soll vor allem dafür sensibilisieren, dass die wissenschaftliche Evidenz zur Fragilität wissenschaftlicher Urteilsfindung selbst fragil und konfligierend ist.

Exkurs: Zur Fragilität wissenschaftlicher Urteilsfindung im Peer Review Die Mehrzahl der wissenschaftlichen Studien zum Peer Review diskutiert die Begutachtung von Manuskripten im Publikationswesen. Zur Begutachtung von Forschungsförderanträgen liegen dagegen weniger Forschungsarbeiten vor (ebd., 2012, S. 56). Davon behandeln wiederum nur wenige Studien speziell Gruppenbegutachtungen von Forschungsförderanträgen (Olbrecht, 2014, S. 28). Im Fall der Exzellenzinitiative schlossen sich zudem noch weitere Verfahrensstufen an die Gruppenbegutachtung an. Dafür ist wiederum ein alternativer Zugriff auf jene Literatur erforderlich, welche die Auswahlprozesse jener Gremien untersucht, die - ähnlich dem Bewilligungsausschuss - auf Grundlage von Begutachtungsergebnissen die Förderentscheidungen in letzter Instanz treffen.

Studien zur Peer Review nehmen mehr oder weniger explizit Bezug auf das von Robert K. Merton (1972) postulierte Ethos der Wissenschaft, einem „gefühlsmäßig abgestimmte[n] Komplex von Normen und Werten, der für den Wissenschaftler als bindend betrachtet wird

¹²Ausführliche Darstellungen des Forschungsstands zum Peer Review liefern Olbrecht (2014) und Reinhart (2012).

3. Kapitalisierte Wissenschaft

(ebd., 1972, S. 46).“ Konkret nennt Merton Kommunismus, Uneigennützigkeit, Universalismus und organisierten Skeptizismus als normative Eigenschaften von Wissenschaftlern. Dabei bezeichnet die Norm des Universalismus den Grundsatz, Wahrheitsansprüche unabhängig von sozialen oder individuellen Eigenschaften von Forschenden zu bewerten. Der organisierte Skeptizismus verlangt die unvoreingenommene Überprüfung wissenschaftlichen Wissens. Diese beiden normativen Ansprüche lassen sich damit auch als Qualitätsmerkmale von Begutachtungsverfahren auffassen und entsprechend prüfen.

Kontrovers diskutieren viele Studienautoren deshalb vor allem die Reliabilität, Validität und Fairness der Peer Review. Ein Begutachtungsverfahren gilt als reliabel, falls die Peers in hohem Maße in ihrer Bewertung des Begutachtungsgegenstands übereinstimmen. Gemessen an diesem Anspruch an Zuverlässigkeit kann man die Schlussfolgerungen der Literaturübersichten zur Reliabilität der Peer Review im Manuskriptbereich nur als ernüchternd bezeichnen: „The available data are clear. Quite low levels of chance-corrected interviewer agreement are obtained in every area of scientific inquiry, from abstract, manuscript and grant reviews (Cicchetti, 1991).“ Allerdings weist zum Beispiel Hornbostel (1997, S. 200) darauf hin, dass die in vielen Studien angewandte Methodik zur Unterschätzung der Gutachtendenübereinstimmung neigt. Im Bereich der Forschungsförderung analysierten Cole u. a. (1981) das Entscheidungsverfahren der US-amerikanischen *National Science Foundation*: „We may conclude that the fate of a particular grant application is roughly half determined by the characteristics of the proposal and the principal investigator, and about half by apparently random elements which might be characterized as the 'luck of the reviewer draw (ebd., 1981, S. 885).“ Hartmann u. Neidhardt (1990) kommen in einer Studie für die DFG zu einem ähnlichen Ergebnis. Vor dem Hintergrund dieser Ergebnisse stellen sich letztlich aber grundsätzliche Fragen, auf die bis heute noch keine abschließende Antwort gefunden werden konnte: „What degree of precision should we expect from the peer review system? Is it not healthy for science to have substantial disagreement among scientists who evaluate proposals, rather than a single, agreed-upon dogma? At what point does disagreement become dysfunctional for the development of science (Cole u. a., 1981, S. 885)?“

Ob die Peer Review tatsächlich die beste Forschung identifiziert, diskutieren wissenschaftliche Studien in Form einer Validitätsprüfung von Begutachtungsverfahren. Als Validitätskriterium gilt der spätere Erfolg, welcher vor allem mittels bibliometrischer Indikatoren ermittelt wird. Bornmann (2011, S. 230) identifiziert in seinem Review der Literatur nur sieben Studien, welche die Validität der Peer Review untersuchen. Sein Fazit: „[S]ome studies confirm the predictive validity of peer review but others leave room for doubt (ebd., 2011, S. 223).“ Im Fall der Manuskriptbegutachtung wird zum Beispiel gemessen, ob eine in einer Fachzeitschrift veröffentlichte Forschungsarbeit signifikant häufiger zitiert wird als ein Artikel, der zwar von diesem Magazin abgelehnt, aber an anderer Stelle publiziert wurde. Mit Blick auf diese Methodik weist Hornbostel (1997, S. 206) aber auf das Problem hin, dass „Wissenschaftsindikatoren (...) dem Expertenurteil keine 'objektive' Messung gegenüber[stellen], sondern ein anderes, ebenfalls kritisierbares Meßkonstrukt. Die Messungen sind nicht unbedingt unabhängig. Dieselben Momente, die das Peer-Urteil möglicherweise beeinflusst haben (z.B. Reputation des Autors oder Antragstellers) können auch die Rezeption der Ergebnisse beeinflussen.“ Auch zur Prüfung der Validität der Begutachtung von Forschungsförderanträgen hält Reinhart (2012,

S. 61) ein solches Vorgehen für ungeeignet, weil zwei gleichwertige Projekte, von denen eines bewilligt und eines abgelehnt wurde, *per se* vollkommen unterschiedliche Erfolgschancen hätten.

Die Forschung zur Fairness der Peer Review adressiert eine heterogene Vielzahl von Faktoren, welche Begutachtungsentscheidungen verzerren können. Weller (2001, S. 208) differenziert in ihrem Literaturüberblick im Manuskriptbereich vier Arten von Verzerrungen von Gutachtendenentscheidungen: Der *personal bias* meint zum Beispiel Rivalitäten zwischen Gutachter und Begutachtetem. Beim *methodological bias* werden etwa bestimmte Studiendesigns bevorzugt. Vom *conclusion bias* ist zum Beispiel dann die Rede, wenn die im zur Begutachtung eingereichten Manuskript getroffenen Schlussfolgerungen mit die wissenschaftlichen Positionen des Gutachtenden entsprechen oder stützen. Und im Fall des *prestige bias* beeinflussen zum Beispiel die Institution des Autors oder seine Herkunft die Empfehlung des Gutachtenden. Im Bereich der Forschungsförderung beobachteten Travis u. Collins (1991) die Gruppenbegutachtungen von zehn *panels* des *U.K. Science and Engineering Research Council*, in denen Förderentscheidungen auf Grundlage vorab eingeholter Gutachten getroffen werden. Sie fanden Hinweise für eine Form von Vetternwirtschaft, welche interdisziplinär ausgerichtete Projektvorschläge benachteiligen würde: „It is not that committee members are not of goodwill but that they simply do not fight so hard for subjects that are not close to their hearts. On several occasions we observed the SERC secretariat intervene at meetings, pointing out that cross-disciplinary proposals were suffering, not from malice, but from neglect (ebd., 1991, S. 336).“ Langfeldt (2001, S. 836 f.) kam zu dem Ergebnis, dass die Bewilligungschancen speziell für risikoreiche Projekte bei einem großen Förderbudget und wenig scharfen Bewertungskriterien steigen. Sie hatte die Sitzungen von Begutachtungsgruppen des Research Council of Norway beigewohnt und 25 Panelmitglieder befragt. Luukkonen (2012) analysierte das Begutachtungsverfahren des *European Research Council (ERC)* zur Vergabe von *Advanced* und *Starting Grants* mit Blick auf dessen Eignung zur Identifikation sog. *groundbreaking research*, welche der ERC explizit fördern will. Da diese Art von Forschung gemeinhin als risikohaft charakterisiert wird, stellt sie die Peer Review, welche konservative Forschung vermeintlich bevorzugt, vor eine besondere Herausforderung (ebd., 2012, S. 51). Luukkonen befragte 20 *chairs* oder Mitglieder von sieben *panels*, welche letztlich die Förderentscheidungen auf Grundlage vorab eingeholter Gutachten treffen: „The most debated area is the 'grey' boundary area around the line demarcating the proposals that will be funded and those that will not (...) What will tip such proposals to one or the other side of the boundary may depend on contingent factors (ebd., 2012, S. 57).“ Dabei finden sich die Gutachtenden in einer Zwickmühle zwischen verantwortungsbewusstem Umgang mit öffentlichen Geldern und einer gewissen Risikobereitschaft wieder, sodass Luukkonen (2012, S. 58) letztlich konstatiert: „[D]espite the ERC's aims, the peer review process in some ways constraints the promotion of truly innovative research. These constraints arise from the very essence of peer review, namely, its basic function of judging the value of proposed research against current knowledge boundaries. However, this does not necessarily mean that peer review prevents new openings, especially if such an aim is a central evaluation criterium.“ So unentschieden wie Luukkonen lässt sich letztlich die gesamte Forschungsliteratur zur Fairness der Peer Review deuten. Oder in den Worten von Reinhart (2012, S. 63): „Zu jeder beliebigen Form von Bias lassen sich

3. Kapitalisierte Wissenschaft

Arbeiten finden, die einen Bias gefunden haben und solche, die keinen gefunden haben.“

Als Fazit dieses - notwendigerweise ausschnittshaften - Exkurses ist zu konstatieren, dass viele jener Studien, welche die Eignung der Peer Review als wissenschaftliches Selbststeuerungsinstrument kritisch diskutieren, selbst hinsichtlich ihrer Methodik angreifbar und fragil sind. Ihre Ergebnisse eignen sich deshalb vielfach nicht, um den oben dargestellten wissenschaftspolitischen Diskurs auf ein evidenzbasiertes Fundament zu stellen. Im Gegenteil: Die Widersprüchlichkeit der Ergebnisse dürfte diese Debatte sogar eher noch zusätzlich angeheizt haben. Hirschauer (2004, S. 73) führt die Schwächen der Peer Review-Forschung auf das Theoriedefizit vieler Studien zurück. Um speziell die Prozesse der Wissenschaftskommunikation im Entscheidungsverfahren der Exzellenzinitiative besser zu verstehen, wird deshalb im Folgenden theoretischer Anschluss an die *Science and Technology Studies* gesucht.

Exzellenz als *boundary-work* Die Darstellung des Auswahl- und Begutachtungsprozederes der Exzellenzinitiative macht deutlich, dass es angesichts der Komplexität des Entscheidungsverfahrens eigentlich einer organisationssoziologischen Perspektive bedarf, um die Prozesse des Erkennens und Anerkennens der Qualität von Projektanträgen adäquat zu erfassen - zumal in einem mehrstufigen Verfahren¹³. Im Fall der Exzellenzinitiative brachte die Verfahrensbeeteiligung der Bundes- und Landespolitik sogar noch eine weitere Analysedimension mit sich. Denn die mit der Exzellenzinitiative intendierte Sichtbarmachung von Leistungsunterschieden im deutschen Universitätssystem barg vor allem auf Länderebene ein wissenschaftspolitisches Konfliktpotenzial, welches sich durchaus destabilisierend auf die Verfahrensarchitektur hätte auswirken können, nicht zuletzt als Folge journalistischer Beobachtung. Im Bewilligungsausschuss der Exzellenzinitiative trafen die unterschiedlichen Perspektiven von Politik und Wissenschaft schließlich aufeinander.

Dieses potenziell konfliktlastige Arrangement zu stabilisieren, nennt der Wissenschaftssoziologe David Guston (2000) als zentrale Aufgabe von Grenzorganisationen, in diesem Fall von DFG und Wissenschaftsrat. Guston charakterisiert solche *boundary organizations* anhand von drei Merkmalen (im Folgenden ebd., 1999, S. 93): Erstens konstituieren sie Prinzipal-Agent-Verhältnisse (vgl. Kapitel 2) und sehen Vermittler vor. Gemäß Exzellenzvereinbarung beauftragten Bund und Länder (Prinzipal) DFG und Wissenschaftsrat (Agenten) mit der Organisation des Entscheidungsverfahrens und einer weiteren Ausarbeitung der wissenschaftspolitisch vordefinierten Förderkriterien. Da DFG und Wissenschaftsrat wissenschaftliche Exzellenz aber ebenso wenig selbst identifizieren können wie die Ministerinnen und Minister von Bund und Ländern, stellten sie Gutachtendengruppen und Kommissionen zusammen, welche in ihrem Auftrag eine Peer Review vornahmen. Sie waren also selbst Prinzipale, wobei die von ihnen bestellten Gutachtenden nicht nur ihre eigenen Agenten, sondern letztlich auch die Agenten von Bund und Ländern waren. Neben Bund und Ländern hat speziell die DFG noch einen zweiten Prinzipal: Denn als zentrale Selbstverwaltungsorganisation dient die DFG ohnehin der deutschen Wissenschaft¹⁴. Ihre Arbeit gleicht also einem Spagat: „A successful

¹³So kam zum Beispiel Langfeldt (2001) zu dem Ergebnis, dass die Verfahrensorganisation der Begutachtung von Forschungsförderanträgen einen größeren Einfluss auf die Bewilligungen haben kann als die zur Bewertung angelegten Kriterien.

¹⁴Zentrale Gremien werden direkt durch Wissenschaft bestimmt: Der Senat durch die Mitgliederversammlung,

boundary organization will (...) succeed in pleasing two sets of principals and remain stable to external forces astride the internal instability at the actual boundary (Guston, 2001, S. 401).“

Deshalb lässt sich die Qualität der Förderempfehlungen der Gemeinsamen Kommission an den Bewilligungsausschuss auch als Leistungsnachweis für DFG und Wissenschaftsrat gegenüber ihren beiden Prinzipalen deuten. Als Vermittler zwischen den Gutachtenden und den Politikern kamen der Präsident der DFG sowie der Vorsitzende des Wissenschaftsrats in Frage. Beide hatten zuletzt den Vorsitz des Bewilligungsausschusses inne, aber selbst kein Stimmrecht, sodass eine Moderatorenrolle nahe liegt.

Zweitens definieren Grenzorganisationen eindeutige Kompetenz- und Rollenzuweisungen aller Beteiligten. Grundlage dafür sind im Fall der Exzellenzinitiative die beiden Exzellenzvereinbarungen. Darin regeln Bund und Länder weitere Pflichten ihrer Agenten, etwa die Erstellung eines datengestützten Berichts über den Programmverlauf der Exzellenzinitiative bis Mitte 2015 an die Gemeinsame Wissenschaftskonferenz (vgl. BLK, 2009, S. 6). Drittens schaffen Grenzorganisationen sog. *boundary objects*, welche durch einen gemeinsamen Nutzen das Verhältnis von Wissenschaft und Politik stabilisieren:

„Boundary objects (...) may be abstract or concrete. They have different meanings in different social worlds, but their structure is common enough to more than one world to make them recognizable, a means of translation. The creation and management of boundary objects is a key in developing and maintaining coherence across intersecting social worlds (Star u. Griesemer, 1989, S. 393).“

Grenzobjekt bei der Exzellenzinitiative ist das symbolische Kapital, das durch Wahrnehmung und Anerkennung aus dem Begutachtungsprozess hervorgeht. Auf Seiten der Wissenschaft geht es für die Projektnehmer mit einem unmittelbaren Gewinn von Kapital im Sinne der Soziologie Pierre Bourdieus einher, sodass womöglich ein Konzentrationsprozess des Kapitals zu ihrem Gunsten in Gang kommt. Im Sog der erhofften Leistungsspirale soll aber auch die Qualität des deutschen Wissenschaftssystems in der Breite gestärkt werden (BLK, 2005, S. 1)¹⁵. Auf Seiten der Politik kann der Bund nunmehr auf international sichtbare Spitzen im Universitätssystem verweisen und kompensiert damit in gewisser Weise das Abschneiden deutscher Universitäten vor allem in den internationalen Rankings von *Times Higher Education* und dem *Academic Ranking of World Universities* der Jiaotong University. Darin tauchen deutsche Universitäten in der Regel nicht auf den vorderen Plätzen auf¹⁶. Dass einige der mit einem Zukunftskonzept geförderten Universitäten zuletzt Plätze im Ranking von *Times Higher Education* gutmachen konnten, wurde in den Medien auch auf die Exzellenzinitiative zurückgeführt und stellt die Wissenschaftspolitik des Bundes in ein besseres Licht (z.B.

welcher die wissenschaftlichen Hochschulen, größere Forschungseinrichtungen von allgemeiner Bedeutung, der Akademien der Wissenschaft sowie einer Reihe von wissenschaftlichen Verbänden angehören. Die wissenschaftliche Basis wählt wiederum die 48 Fachkollegien, welche für eine vierjährige Amtszeit ehrenamtlich die Qualitätssicherung der Begutachtung bei der Vorbereitung von Förderentscheidungen übernehmen.

¹⁵ Allerdings ist die wissenschaftliche Basis da eher skeptisch: In einer Wissenschaftlerbefragung, an der 2010 mehr als 3100 deutsche ProfessorInnen teilgenommen hatten, hielt nur ein knappes Viertel der Teilnehmer Exzellenzwettbewerbe für Forschung im Allgemeinen als geeignet, um den Wissenschaftsstandort Deutschland zu stärken (Böhmer u. a., 2011, S. 125ff).

¹⁶ Zur Aussagekraft dieser Rankings siehe Kapitel 1.

3. Kapitalisierte Wissenschaft

Vitzthum, 2015). Die Länder wiederum können sich durch prestigeträchtige Projekte an ihren Universitäten im föderalen Wettbewerb profilieren. Damit organisierten DFG und Wissenschaftsrat einen beiderseitigen Nutzen für Wissenschaft und Politik. Gleichzeitig wird dieser gemeinsame Nutzen aber durch die Abkehr vom Egalitätsprinzip der Universitäten strapaziert, weil nicht alle Universitäten von den Exzellenzmitteln profitieren. Für Guston (2000, S. 146) sind solche schwierigen Vermittlungsleistungen eine zentrale Aufgabe von Grenzorganisationen: „This structural position of the boundary organization - existing between politics and science, housing the negotiations of the politics/science boundary, and creating objects of mutual interests to both sides - leads to a perspective for the stability of these organizations.“

Diese organisationssoziologische Betrachtung verspricht auch eine neue Perspektive auf das Peer Review. Reinhart (2012, S. 126ff) nutzt Gustons Konzept der *boundary organization*, um das Begutachtungsverfahren des Schweizerischen Nationalfonds (SNF) zu analysieren, bei dem voneinander unabhängig eingeholte Einzelgutachten die Entscheidungsgrundlage für oder gegen eine Bewilligung darstellen. Als charakteristische Merkmale der Entscheidungsfähigkeit des SNF identifiziert er die Stufenförmigkeit des Verfahrens, eine Rollendifferenzierung der Verfahrensbeteiligten, Verfahrensintransparenz sowie Nichtwissen bzw. institutionelles Vergessen. Demnach produziert ein mehrstufiges Entscheidungsverfahren wie das der Exzellenzinitiative auf jeder Entscheidungsstufe ein Zwischenergebnis, welches von der jeweils nachfolgenden Instanz entsprechend ihrer spezifischen Rolle im Gesamtverfahren als Beurteilungsgrundlage genutzt und weiter bearbeitet wird. Dieser Prozess geht mit einer Verdichtung der Informationen zu jedem zu begutachtenden Antrag einher: Im Fall der Exzellenzinitiative vom umfangreichen Vollantrag bis zu den Empfehlungen an den Bewilligungsausschuss (Ampel-System: Grün = zur Förderung empfohlen, Gelb = zur Diskussion, Rot = nicht zur Förderung empfohlen). Diese organisational erforderliche Komplexitätsreduktion begünstigt institutionelles Vergessen. Beim Übergang von einer Stufe zur nächsten entsteht zudem notwendigerweise Intransparenz nach innen, etwa gegenüber den Antragstellern. Aber auch nach außen ist das Verfahren abgeschirmt, denn die „Intransparenz gegenüber der Umwelt erlaubt eine Stabilisierung der Dreierkonstellation Politik-Forschungsförderung-Wissenschaft (ebd., 2012, S. 141).“ Speziell der Bewilligungsausschuss schuf ein nicht-öffentliches Forum, eine Art *blackbox*, in dem Wissenschaft und Politik mögliche Konflikte austragen konnten.

Diese organisationssoziologische Perspektive ermöglicht es, die Begriffe der Validität und Reliabilität von Peer Review neu zu definieren. Als Validität eines Begutachtungsprozesses bezeichnet Reinhart „die Wahrscheinlichkeit, mit der eine Organisation damit rechnen kann, dass ihre Entscheidungen soziale Realitäten schaffen, ohne dabei auf Widerstände zu stoßen (ebd., 2012, S. 152).“ Den Begriff der Reliabilität bezieht er dagegen auf jene Merkmale, die zur Stabilisierung des Entscheidungsprozesses in Form von Rollendifferenzierung, Stufenförmigkeit, institutionellem Vergessen oder Intransparenz beitragen: „Reliabilität ist damit nicht mehr eine Eigenschaft des Entscheidungsergebnisses, sondern des Entscheidungsprozesses. Dadurch eröffnet sich die Möglichkeit einer differenzierteren Diskussion von Reliabilität, die mehr sagen kann, als ob sie tiefe oder hohe Messwerte für problematisch hält (ebd., 2012, S. 153).“ Die äußere Wahrnehmung des Entscheidungsverfahrens der Exzellenzinitiative als neutral, seriös und unangreifbar erscheint deshalb als ebenso wichtig wie die Verfahrensakzeptanz bei den Antragstellern.

Tatsächlich hob der DFG-Präsident auf der Pressekonferenz zur Bekanntgabe der Förderentscheidungen am 15. Juni 2012 gegen Ende seiner Stellungnahme explizit die Qualität des Auswahl- und Begutachtungsverfahrens hervor, indem er Bezug auf die oben bereits dargestellten Ergebnisse von Möller u. a. (2012) nahm: „Die überwältigende Mehrheit [der Gutachtenden in der Panel Peer Review, Anm. C.M.] hat sich überaus positiv bis begeistert geäußert. Mehr als 93 Prozent hielten die Begutachtungsverfahren für genau richtig, sogar 97 Prozent würden sich noch einmal in der Exzellenzinitiative engagieren. Und auch von den Mitgliedern unserer Kommissionen, international allesamt bestens ausgewiesen und vernetzt, haben wir immer wieder hören können, wie beeindruckt und begeistert sie waren und sind (Kleiner, 2012, S. 5).“

Wahrnehmung des Entscheidungsverfahrens der Exzellenzinitiative Das Auswahl- und Begutachtungsverfahren der Exzellenzinitiative ist in der wissenschaftlichen Gemeinschaft von Beginn an aufmerksam beobachtet worden. Auch hier zeigt sich das für die Peer Review wohl typische Diskursmuster, nach dem spezielle Verfahrensmerkmale konträr gedeutet wurden¹⁷. Ein Beispiel dafür ist die überwiegend internationale Besetzung der Gutachtendengruppen und wissenschaftlichen Mitglieder des Bewilligungsausschusses: Während DFG und Wissenschaftsrat (2008, S. 18 f.) dieses Vorgehen als Maßnahme zur Qualitätssicherung des Auswahl- und Begutachtungsverfahrens begründeten, stieß es bei Kritikern wie Münch (2009, S. 492) auf Skepsis, denn: „In Wirklichkeit sorgt die Internationalität der Kommissionen dafür, dass sich deren Mitglieder besonders leicht von Fassaden blenden lassen, weil sie keine tieferen Kenntnisse von der Wirklichkeit der Forschung in Deutschland haben.“

Allerdings wurde das Entscheidungsverfahren nicht systematisch und unabhängig hinsichtlich seiner Akzeptanz bei den Antragstellern geprüft. Es liegen lediglich die Ergebnisse einer Online-Befragung vor, welche von der Strategiekommission und der Geschäftsstelle des Wissenschaftsrats im Frühjahr 2008 vorgenommen worden war. Daran hatten 27 der 32 Universitäten, die sich um die Förderung eines Zukunftskonzepts während der ersten Programmphase der Exzellenzinitiative beworben hatten, teilgenommen (im Folgenden Strategiekommission, 2008, S. 44ff). Demnach schätzten die Universitätsleitungen das Auswahl- und Begutachtungsverfahren überwiegend positiv ein: Zum Beispiel bewerteten sie die Gruppen der Gutachtenden hinsichtlich deren Internationalität, Expertise und Fairness positiv, wenngleich die Zusammensetzung der Gruppen etwas verhaltener bewertet wurde. Unsicherheiten herrschten dagegen offenbar bei der Auslegung der Förderkriterien. Zudem schätzten sie ihren Informationsstand während des Verfahrens als eher verhalten ein. Aus der Gesamtbetrachtung

¹⁷Eine weitere Parallele zum oben dargestellten Bild wissenschaftlicher Begutachtungsverfahren in nicht-wissenschaftlichen Artikeln ist das Verständnis, mit dem abwägende Beobachter der Exzellenzinitiative auf Verfahrenskritik reagieren. Zum Beispiel argumentiert Neidhardt (2010a, S. 61) mit Blick auf Münch (2007): „Einerseits verdienen es seine Argumente gegen absolute Kennzifferngrößen und pauschale Drittmittelsummen in den Berechnungen von Forschungsleistungen sowie seine Kritik an generalisierten Vorteilsannahmen zugunsten ausgreifender Vernetzungen und massiger Clusterbildungen ernst genommen zu werden (...) Es erscheint auch prinzipiell richtig, dass Münch die Machtkonstellationen in den laufenden Universitätsentwicklungen zur Sprache bringt. Andererseits erscheinen viele Feststellungen bei ihm aber schwach belegt und tendenziös überfolgt. Seine Attacken gegen die EI [Exzellenzinitiative, Anm. C.M.] werden bei völliger Vernachlässigung der gravierenden Probleme der herkömmlichen Universitätsforschung so auf die Spitze getrieben, dass auch beachtliche Argumente oft abseitig werden.“

3. Kapitalisierte Wissenschaft

der Ergebnisse zog die Strategiekommission (2008, S. 55) letztlich aber den Schluss, dass die Verfahrensstruktur „große Akzeptanz“ gefunden hätte.

Angesichts der fehlenden systematischen und unabhängigen Begleitforschung überrascht es wenig, dass das Entscheidungsverfahren der Exzellenzinitiative zudem in vielen Schriften ausführlich diskutiert wurde - dann aber meist auf Grundlage von Spekulationen oder einer vielfach zitierten „anekdotischen Evidenz“. Ein Beispiel für letztere liefern die Erinnerungen Zürns, der selbst Mitglied der Fachkommission war. Er dokumentiert den Zwiespalt eines Gutachterkollegen hinsichtlich der Gewichtung der Förderkriterien im Fall von zwei Exzellenzclustern A und B (zur Förderung empfohlen wurde in diesem Fall letztlich B):

„'A hat sich optimal präsentiert. Eine tolle, junge Gruppe mit enormen Zusammenhalt und großer Kohärenz. Wenn es darum ginge, das Geld dorthin zu geben, wo es den größten Effekt erziele - also das Prinzip des Grenznutzens anzuwenden - dann müsste es nach A gehen. Unsere Aufgabe ist aber eine andere: Wir müssen entscheiden, wo die allerbesten Forscher sind. Und das ist definitiv die Gruppe aus B, die sich nicht allzu viel Mühe gemacht hat, etwas Innovatives und Kohärentes zu entwickeln. Die Besten sind sie aber dennoch und zwar ohne Zweifel.' Eine klare und keinesfalls falsche Interpretation des Spiels. Das Problem besteht darin, dass einem Cluster andernorts und in einem anderen Themengebiet beschieden worden ist, dass es sich um die bundesweit stärkste Gruppe in diesem Feld handele, sie aber nicht die Potenziale zusammengeführt habe und der Antrag nicht ausreichend Neues enthalte. Kurz und gut: Die Kriterien wurden inkonsistent angewandt (Zürn, 2010, S. 224).“

Die Fachkommission hätte nicht als Korrektiv wirken können, weil die Zeit zur Diskussion zu knapp bemessen gewesen sei: Bei Graduiertenschulen und Exzellenzclustern hätten nur 15 bis 20 Minuten pro Antrag zur Verfügung gestanden (ebd., 2010, S. 225). Zudem hätten die Persönlichkeiten der Berichterstatter die Chancen für Förderempfehlungen eines Antrags maßgeblich beeinflusst:

„Nun gibt es aber auch in der Wissenschaft unterschiedliche Persönlichkeiten. Die einen verbreiten Begeisterung, auch dann, wenn sie selbst nur begrenzt begeistert sind. Die anderen wirken nüchtern und abwägend, auch und gerade dann, wenn sie von etwas voll und ganz überzeugt sind. Die Macht des Adjektivs war aber selten so groß wie in diesen Tagen der Entscheidung. Die Fiktion der Vergleichbarkeit von Gutachterkulturen wurde also noch ergänzt um die Fiktion der Vergleichbarkeit von Berichterstattungen. Diese doppelte Fiktion führte unvermeidlich zu Verzerrungen. Aufgrund dieses Verfahrens gewann der Zufall eine unangemessene Bedeutung. Schlimmer noch: Dieser Entscheidungsmechanismus diskriminierte solche Fächer, die vieldimensionale Bewertungskriterien und mit hin eine differenzierende, keine dichotomische Gutachterkultur haben. Während die Lebens- und Naturwissenschaften die Leistungen ihrer Kolleginnen und Kollegen primär auf der Grundlage ihres 'Impacts' vorliegender Publikationen bewerten, nehmen sozialwissenschaftliche Gutachterinnen und Gutachter die internationale

Publikationsleistung in den besten Journals, die gesellschaftliche und theoretische Relevanz des Themas, das Innovationspotenzial des Antrags und auch noch deutschsprachige Monographien in den Blick. Uneingeschränkte Begeisterung entlang aller Kriterien ist kaum möglich. Da haben es diejenigen, die im Wesentlichen nur ein Kriterium heranziehen, viel leichter (ebd., 2010, S. 225 f.).“

Damit adressiert Zürns Kritik gerade jene Aspekte, welche aus der oben dargestellten organisationssoziologischen Perspektive die Reliabilität und Validität eines Begutachtungsverfahrens bestimmen. Er war jedoch nicht der einzige Verfahrenskritiker: Auch Hartmann (2006, S. 450) stempelte schon früh die „Geistes- und Sozialwissenschaften als große Verlierer“ des Exzellenzwettbewerbs ab, wenngleich sie später besser abschnitten. Münch (2007, S. 450) wiederum nahm die Exzellenzinitiative zum Anlass, um vermeintlich generelle „Kartell-, Monopol- und Oligarchiestrukturen“ bei der Vergabe von Fördergeldern zu kritisieren. Zudem fördere „die flächendeckende Institutionalisierung der Forschungsevaluation durch zentralisierte *peer review*-Verfahren (...) standardisierte Normalwissenschaft auf Kosten von Vielfalt, Kreativität, Innovation und offener Wissensevolution (ebd., 2007, S. 450).“

Natürlich sind Zürns Beobachtungen aus der Fachkommission weder für die Exzellenzinitiative noch für die Forschungsförderung im Allgemeinen generalisierbar. Und vor allem Münchs Schriften gelten als sehr umstritten¹⁸. Viel entscheidender aber ist, dass solche und andere Kritiken ungeachtet ihrer wissenschaftlichen Evidenz eine Stimmung an der wissenschaftlichen Basis erzeugen können, welche die Begutachtungsverfahren ins Gerede bringen - und zwar potenziell auch über die Exzellenzinitiative und die Forschungsförderung hinaus. Die Berichterstattung der Medien kann solche prominent vorgebrachten Zweifel befördern. Die Wahrnehmung der Entscheidungsprozesse an der wissenschaftlichen Basis ist aber gerade unter der Bedingung der Fragilität wissenschaftlicher Urteilsfindung in seiner Bedeutung für die Legitimation des Peer Review nicht zu unterschätzen: Denn Lamont (2009), welche den in Panels vorgenommenen Begutachtungsprozess des *American Council of Learned Societies* analysierte, kommt zu dem Ergebnis, dass das Peer Review gerade so gut funktioniert, wie alle glauben, dass es funktioniert:

„[P]anelists think the process works, in part because they adopt a pragmatic conception of 'truth' (or at least what constitutes a 'fair evaluation') as something inevitably provisional and defined by the best standards of the community at the time (...) The performative effects of positing a meritocratic system are comparable to those of having 'faith in the market': the belief creates the conditions of its own existence - within limits (ebd., 2009, S. 240 f.).“

In Deutschland stellt die Exzellenzinitiative von Bund und Ländern ein besonders anschauliches Beispiel für die Entscheidungsfindungsprozesse in der Forschungsförderung dar. Ihr Fördervolumen sowie die ihr auch in akademischen Kreisen zugeschriebene Wirkung auf das deutsche Universitätssystem (vgl. Kapitel 2) rücken das Begutachtungs- und Auswahlverfahren und damit speziell auch das Peer Review als zentrales Element der wissenschaftlichen

¹⁸Die Veröffentlichung seines Buchs *Die Akademische Elite* provozierte eine kontroverse Debatte in der *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* über die Forschungsförderung in Deutschland (vgl. Auspurg u. a., Jansen u. a., 2009). Siehe auch die Buchrezension von Hornbostel (2009).

3. Kapitalisierte Wissenschaft

Selbststeuerung in den Fokus des öffentlichen Interesses. War in Kapitel 2 noch die Rede vom Katalysatoren-Effekt medialer Berichterstattung für die Reputation geförderter Universitäten, birgt eine mögliche Betonung der Fragilität wissenschaftlicher Urteilsfindung das Potenzial zur Delegitimation des Wettbewerbprinzips.

Fazit Dieses Kapitel beschrieb Sichtbarkeit als ein symbolisches Kapital von Universitäten, welche im Rahmen der Exzellenzinitiative gefördert werden. Das symbolische Kapital resultiert aus der Wahrnehmung und Anerkennung, welche die Antragsteller im Rahmen des Peer Review-gestützten Auswahl- und Begutachtungsverfahrens der Exzellenzinitiative durch dafür kompetente Forscherkollegen erwarben. Der eingangs des Kapitels beschriebene Ausschnitt aus dem *Tagesschau*-Bericht über die Förderentscheidungen bei der Exzellenzinitiative stellte einige jener Grundkapitalformen vor, deren Wahrnehmung und Anerkennung Michael Brand vom Exzellenzcluster der TU Dresden besondere Bedeutung für den Fördererfolg beimaß. Da symbolisches Kapital wiederum die Akkumulation weiteren (Grund-)Kapitals fördert, eignet sich Bourdieus Kapitalmodell als Heuristik zur Beschreibung der mit der Exzellenzinitiative intendierten Herausbildung international sichtbarer Spitzen im deutschen Universitätssystem¹⁹.

Ein Blick in die Literatur zeigte aber auch, dass Peer Review-basierte Entscheidungen keineswegs als eindeutig, sondern als angreifbar und fragil wahrgenommen werden. Zwar ist die wissenschaftliche Evidenz entsprechender Studien selbst als fragil einzuschätzen, aber trotzdem erzeugen diese Resultate in Wissenschaft und Öffentlichkeit ein nicht zu unterschätzendes Problembewusstsein, welches den gemeinsamen Nutzen aller an der Exzellenzinitiative beteiligten Akteure - nämlich das symbolische Kapital - potenziell gefährdet. Der Schutz dieses gemeinsamen Nutzens begründet eine Einschränkung der Wissenschaftskommunikation durch die Verfahrensorganisatoren DFG und Wissenschaftsrat, deren Funktion sich als *boundary organizations* deuten lässt. Diese gezielte Verfahrensintransparenz gegenüber der Öffentlichkeit erschwert aber wiederum eine adäquate mediale Berichterstattung über das Entscheidungsverfahren der Exzellenzinitiative. Mangels zuverlässiger Daten hinsichtlich der Akzeptanz des Verfahrens durch die Antragsteller dürfte aber gerade die Darstellung des Entscheidungsverfahrens in den Medien die Wahrnehmung des Begutachtungs- und Auswahlverfahrens an der wissenschaftlichen Basis prägen - ebenso wie das Bild über die Exzellenzinitiative als Forschungsförderprogramm insgesamt.

Damit begründen die Schlussfolgerungen der Kapitel 2 und 3 den Bedarf, die Mechanismen der Medien detaillierter zu betrachten, um damit die mediale Konstruktion wissenschaftlicher Exzellenz besser nachvollziehbar zu machen. Diese dritte - in diesem Fall mediale - Perspektivierung von Sichtbarkeit ist Gegenstand des folgenden Kapitels.

¹⁹Das gilt unabhängig davon, ob dieses Ziel mit der Exzellenzinitiative tatsächlich erreicht wurde. Eine Bewertung darüber ist nicht Gegenstand dieser Arbeit.

4. Beobachtete Wissenschaft

Dass sich Reputation mittels Medien über die wissenschaftlichen Fachgemeinschaften hinaus sichtbar machen lässt und dies sogar als wissenschaftspolitische Anreizstruktur dienen kann, ließ sich in Kapitel 2 am Bericht der *Tagesschau* über das Public Viewing an der TU Dresden gut illustrieren. Wie und wofür Wissenschaft Reputation verleiht, wurde in Kapitel 3 ausgehend vom selben *Tagesschau*-Beitrag und darin auf Grundlage des Interviews mit Michael Brand vom Dresdner Exzellenzcluster beschrieben. Dabei sensibilisierte die sich anschließende Darstellung für die Fragilität der Entscheidungen Peer Review-basierter Verfahren und die daraus resultierenden Folgen für die (wissenschafts-)öffentliche Legitimation dieses in der Forschungsförderung etablierten Steuerungsmechanismus. Beides begründet den Bedarf, Sichtbarkeit auch aus medialer Perspektive zu reflektieren. Für Kapitel 4 sah die Dramaturgie dieser Dissertation deshalb vor, den genannten *Tagesschau*-Bericht auch als Beispiel für die mediale Diskussion der Fragilität von Leistungsmessungen in der Wissenschaft zu verwenden, wie sie - nach Ergebnis der Literaturrecherche in Kapitel 3 - für die mediale Berichterstattung typisch zu sein scheint. Aber auch nach mehrmaliger Ansicht des Beitrags vom 15. Juni 2012 fanden sich darin keine Hinweise auf mögliche Verfahrensschwächen im Ablauf der Förderentscheidungen und ggf. ihrer wissenschaftspolitischen Konsequenzen. Stattdessen betitelte Franz (2012) die TU Dresden als „Exzellenzuniversität“, welche nunmehr den „Aufstieg in den Kreis deutscher Eliteuniversitäten“ geschafft habe. Nun ist eine Berichtslänge von 90 Sekunden zu knapp bemessen, um die im vorigen Kapitel dargestellten Entscheidungsprozesse *en detail* vorzustellen. Ebenso wenig fand sich aber eine kritische Stimme, welche die geradezu gebetsmühlenartig vorgetragene Exzellenz-Rhetorik unterbricht und die möglichen nicht-intendierten Wirkungen des wissenschaftspolitischen Förderinstruments Exzellenzinitiative auf das deutsche Universitätssystem hinterfragt. Wie im Folgenden zu zeigen sein wird, kann der *Tagesschau*-Beitrag aber ausgerechnet deshalb als exemplarisch dafür gelten, wie Journalisten über Unsicherheiten berichten - oder es eben nicht tun.

Der Soziologe Niklas Luhmann beschreibt die Massenmedien als ein beobachtendes Kommunikationssystem. Konstitutiv für die Systemausdifferenzierung ist die Entwicklung von Medientechnologie, welche Kommunikation zwischen Sender und Empfänger über eine Kontaktunterbrechung hinweg ermöglicht¹. Diese Kommunikation über räumliche Distanzen hinweg ist zugleich Voraussetzung dafür, dass massenmedial vermittelte Sichtbarkeit überhaupt zur

¹Obwohl die Systemtheorie Niklas Luhmanns mittlerweile als „Klassiker der Kommunikationswissenschaft“ (Meyen u. Löblich, 2006, S. 277ff) gilt, wird sein 1996 erschienenes Buch *Die Realität der Massenmedien* in diesem Fach durchaus kontrovers diskutiert. Denn ebenfalls in den 1990-er Jahren erschienen aus der Kommunikationswissenschaft heraus eigene Systementwürfe zur öffentlichen Kommunikation, nachdem Luhmanns Systemtheorie zuvor im Fach eher wenig Beachtung geschenkt worden war. Diese zeitliche Koinzidenz des Erscheinens dieser Systementwürfe stieß eine intensive Auseinandersetzung mit der Systemtheorie innerhalb des Fachs an (Wendelin, 2012, S. 353ff). Auf Kritik stießen die Empirieförderung, eine fehlende normative Ausrichtung der Systemtheorie sowie die Grenzziehung des massenmedialen Systems

4. Beobachtete Wissenschaft

disziplinierenden Wirkung wissenschaftspolitischer Steuerungsinstrumente beitragen könnte. Die Zwischenschaltung von Technik schließt aber auch eindeutige Interaktionen zwischen den Kommunikationspartnern aus. Dadurch entsteht eine Kommunikationskomplexität, die sich eben nur noch systemisch regulieren lässt (ebd., 2009, S. 10 f.). In Form von aneinander anschließenden Operationen treibt Kommunikation die Autopoiesis des Systems voran. Explizit ausgenommen von diesen Operationen sind die Prozesse medientechnologischer Verbreitung. Ihnen zugehörig ist allein die sie durchlaufende Kommunikation. Mit anderen Worten: Nicht das Fernsehen kommuniziert, sondern die damit übermittelte Nachricht, etwa zur Exzellenzinitiative in der *Tagesschau*.

Worüber kommuniziert wird, entscheidet das System ausgehend von der Bewertung, ob etwas informativ ist oder nicht². Dieser binäre Code hebt das System der Massenmedien nach Ansicht der Kommunikationswissenschaftlerin Natalie Binczek (2012, S. 189) gegenüber allen anderen von Luhmann beschriebenen gesellschaftlichen Funktionssystemen ab: „Da nämlich alle Kommunikationsprozesse systemtheoretisch als dreiteilige Selektion der Komponenten Mitteilung, Information und Verstehen funktionieren, gilt die Unterscheidung von Information und Nichtinformation als eine basale, die Gesamtgesellschaft betreffende Selektionsleistung. Über die kommunikative Komponente der Information ist das System der Massenmedien potentiell an jede Kommunikation angeschlossen.“

Um die damit einhergehende Kommunikationskomplexität zu bewältigen, beschränkt sich das massenmediale System mittels Selektoren selbst. Zu diesen in der Journalistik als Nachrichtenfaktoren bezeichneten Auswahlkriterien zählen bei Luhmann (2009, S. 42ff) unter anderem Neuheit, Konflikt, Quantitäten, lokale Bezüge sowie Normverstöße. Je ausgeprägter solche Eigenschaften eines Ereignisses sind, desto größer ist sein Nachrichtenwert. In Luhmanns Systemtheorie erhöhen diese Selektoren die Wahrscheinlichkeit, dass massenmediale Kommunikation fortgesetzt wird. Denn das Zustandekommen von Kommunikation muss angesichts ihrer drei Voraussetzungen - Verständnis der Information, Erreichen des Empfängers sowie Annahme der Kommunikation durch den Adressaten - als *per se* unwahrscheinlich gelten. Sich fortsetzen und in einem System konstituieren kann sich Kommunikation deshalb nur, falls sie an eine spezielle gesellschaftliche Funktion anschließt (Luhmann, 1987, S. 191ff), im Fall der Massenmedien an die gesamtgesellschaftliche Bereitstellung selektierter Informationen. Die Nachrichtenwertforschung hat zahlreiche derartige Kataloge von Nachrichtenfaktoren entwickelt. Speziell für Themen aus der Wissenschaft schlagen Badenschier u. Wormer (2012, S. 79) einen angepassten Katalogentwurf vor, welcher letztlich eine Synthese der in diesen Katalogen aufgeführten Kriterien mit zusätzlich im Wissenschaftsjournalismus wirksamen Faktoren

entlang der Technologie: „Da die Grenzen eines Funktionssystems als Sinn Grenzen zu betrachten sind, die sich ausschließlich kommunikativ erschließen lassen, erscheint insbesondere die Abgrenzung nach Verbreitungsmedien fragwürdig (Görke u. Kohring, 1996, S. 19).“ Vor allem aber stellte die systemtheoretische Perspektive einen radikalen Bruch mit dem vorherrschenden Theorieverständnis dar: Denn sie „passt“ (...) nicht zur kritisch-rationalistischen Idee einer kontinuierlichen Annäherung an die Wirklichkeit, von der die sozialwissenschaftlich-empirische Kommunikationswissenschaft geprägt ist (Wendelin, 2012, S. 353).“

²Die Wahl der Leitdifferenz „Information / Nichtinformation“ provozierte in der Kommunikationswissenschaft Widerspruch, weil Information als Element von Luhmanns Kommunikationsbegriff eben nicht exklusiv vom System der Massenmedien in Anspruch genommen werden kann (Meyen u. Löblich, 2006, S. 294). Letztlich konnte im Fach aber kein Konsens darüber erzielt werden, nach welchem Code ein wie auch immer geartetes System öffentlicher Kommunikation denn nun operieren soll (Wendelin, 2012, S. 354).

darstellen soll³.

Zur Analyse der Prozesse massenmedialer Kommunikation schlägt Luhmann (2009, S. 13) vor, die Position eines Beobachters zweiter Ordnung einzunehmen, also eines Beobachters von Beobachtern. Dem liegt die Vorstellung zu Grunde, dass die Tätigkeit der Massenmedien nicht allein als Sequenz von Operationen zu begreifen ist, sondern von *beobachtenden* Operationen. In diesem Sinne ist die Realität der Massenmedien das, „was *für sie* oder *durch sie für andere* als Realität *erscheint* (ebd. 2009, S. 12, Hervorhebung i.O.).“ Luhmann favorisiert einen konstruktivistischen Realitätsbegriff: „Was mit Realität gemeint ist, kann (...) nur ein internes Korrelat der Systemoperationen sein - und nicht etwa eine Eigenschaft, die den Gegenständen der Erkenntnis zusätzlich zu dem, was sie nach Individualität oder Gattung auszeichnet, außerdem noch zukommt. Realität ist denn auch nichts weiter als ein Indikator für erfolgreiche Konsistenzprüfungen innerhalb des Systems (ebd., 2009, S. 15).“

Als systemisches Konstrukt konfiguriert diese zweite Realität der Massenmedien⁴ geradezu zwangsläufig mit den Realitätskonstruktionen anderer gesellschaftlicher Teilsysteme. Dadurch entsteht der Eindruck, die Massenmedien würden die Realität verzerren - etwa durch die Konstruktion eigener Rankings, die hinsichtlich ihrer Methodik angreifbar und fragil sind (vgl. Kapitel 2). Oder eben durch die Vergabe inoffizieller „Elite-“ und „Exzellenz-Titel“ an Universitäten, die bei der Exzellenzinitiative ein Zukunftskonzept eingeworben haben. Dabei stammt der Titel der „Elite-Universität“ ursprünglich aus der Politik: Im Jahr 2004 startete die SPD, welche damals eine rot-grüne Bundesregierung führte, eine Initiative zur Etablierung von ursprünglich einer Elite-Universität nach US-amerikanischen Vorbild in Deutschland

³Das Grundkonzept der Nachrichtenwerttheorie geht auf Walter Lippmann (1964, ursprünglich 1922) zurück und wurde in der Folge weiter entwickelt. Auf große Resonanz stießen u.a. die Kataloge von Galtung u. Ruge (1965) und Östgaard (1965). Staab (2002, S. 613ff) nennt vier Probleme der Nachrichtenwert-Theorie: Erstens suggeriert die Nachrichtenwert-Theorie ein Stimulus-Response-Modell, welches die Themenauswahl allein auf mehr oder weniger „objektive“ Eigenschaften von Ereignissen reduziert und andere journalistische Einflüsse ausblendet (z.B. Platzvorgaben, Einflussnahme des Verlegers, formale und strukturelle Vorgaben). Zweitens kann - mit Ausnahme der exakt bestimmbaren räumlichen Nähe - kein Nachrichtenfaktor den Anspruch auf „Objektivität“ stellen, sodass sie aus methodischer Perspektive auch nicht als unabhängige Variablen eines Kausalmodells taugen. Viele Forschungsarbeiten wählten zudem nicht die eigentliche Selektionsentscheidung als abhängige Variable, sondern die Gewichtung von Meldungen durch Umfang, Platzierung und Aufmachung. „Die Nachrichtenwert-Theorie muß daher weniger als eine Theorie der Nachrichtenauswahl angesehen werden, sondern vielmehr als ein Modell zur Beschreibung und Analyse von Strukturen in der Medienrealität (Staab, 2002, S. 616).“ Drittens bleibt der Ereignisbegriff unscharf: Ein Ereignis ist das Resultat subjektiver Wahrnehmungen vor allem durch die Journalisten und wird z.B. auch durch Pressekonferenzen oder andere Pseudo-Ereignisse künstlich erzeugt. „Unterschiedliche (journalistische) Definitionen von Ereignissen bzw. ihre Präsentation innerhalb verschieden breit definierter Kontexte können daher dazu führen, daß Meldungen, die den gleichen Berichtanlaß haben, unterschiedliche Aspekte des Geschehens thematisieren und damit unterschiedliche Nachrichtenfaktoren akzentuieren (ebd., 2002, S. 615).“ Viertens bleibt der Allgemeinheitsgrad der Nachrichtenwert-Theorie offen, d.h. ihre Gültigkeit für die generelle Nachrichtenauswahl der Massenmedien. Hinweise für die Verallgemeinerbarkeit von Nachrichtenfaktoren zwischen den Ressorts liefert der Katalogentwurf für die Berichterstattung über Themen aus der Wissenschaft, den Badenschier u. Wormer (2012, S. 79) vorgelegt haben: „Our first empirical testing (...) shows that *classical* news factors are relevant in science journalism, too (...) A hypothesis for further research thus is that an only slightly adapted classical catalogue is suitable for the part of science journalism triggered by general daily news (ebd., 2012, S. 80, Hervorhebung i.O.).“

⁴Demnach besteht ihre erste Realität in ihren Operationen: „Es wird gedruckt und gefunkt. Es wird gelesen. Sendungen werden empfangen (Luhmann, 2009, S. 11).“

4. Beobachtete Wissenschaft

(vgl. Zylka, 2004, S. 1). Im sich daran anschließenden wissenschaftspolitischen Diskurs sollte dann nicht mehr nur eine Universität gefördert werden, sondern einige wenige. Statt „Elite-Universitäten“ war zwischenzeitlich von „Spitzen-Universitäten“ die Rede. Da eine institutionelle Förderung von Universitäten zur damaligen Zeit aber nicht mit der föderalen Struktur des deutschen Wissenschaftssystems vereinbar war, konnte die SPD ihren Vorschlag nicht durchsetzen. Als wissenschaftspolitischer Kompromiss mit den damals unionsgeführten Ländern resultierte daraus 2005 nach einem mehr als ein Jahr andauernden Aushandlungsprozess der Beschluss der Exzellenzinitiative. Aber obwohl die zeitlich befristete Projektförderung von Universitäten bei der Exzellenzinitiative klar vom ursprünglichen Ziel der Etablierung von „Elite-Universitäten“ nach US-amerikanischen Vorbild abweicht, wurde die Bezeichnung „Elite-Universität“ im medialen Diskurs weiter verwendet und durch den alternativen Titel „Exzellenzuniversität“ ergänzt.

Kritik an diesen medialen Realitätskonstruktionen ist zumindest aus systemtheoretischer Perspektive unzulässig: „Ein systemtheoretisch geschulter soziologischer Beobachter wird stattdessen beschreiben, daß und wie das System in selbstkonstruierten Zeithorizonten Operation an Operation anschließt, sich dabei immer auf die eigene Informationslage bezieht, um Neuheiten, Überraschungen und damit Informationswerte ausmachen zu können (ebd., 2009, S. 23).“ Vor allem aber erklärt Luhmanns Systemtheorie, wie „das den Massenmedien entnommene Wissen sich wie von selbst zu einem selbstverstärkenden Gebilde zusammenschließt. Man wird alles mit dem Vorzeichen des Bezweifelbaren versehen - und doch darauf aufbauen, daran anschließen müssen (ebd., 2009, S. 9).“ Mangels alternativer wissenschaftlicher Evidenz gilt dies auch für die Wahrnehmung der Exzellenzinitiative sowie des zur Entscheidungsfindung herangezogenen Peer Reviews (vgl. Kapitel 3).

Da die Massenmedien über ihre Themen an alle anderen gesellschaftlichen Teilsysteme gekoppelt sind, generieren sie ein gesellschaftliches Gedächtnis, welches alle Operationen des Gesellschaftssystems prägt und gemeinsame Bezugspunkte zwischen den gesellschaftlichen Teilsystemen erzeugt. Anders formuliert: Massenmedien sind nicht insofern Medien, daß sie Informationen von Wissenden auf Nicht-Wissende übertragen. Sie sind Medien insofern, als sie ein Hintergrundwissen bereitstellen und jeweils fortschreiben, von dem man in der Kommunikation ausgehen kann (ebd., 2009, S. 84). Dabei müssen sich die Medien an Reputationskonstrukten orientieren. Denn aus systemtheoretischer Perspektive muss sich die Umwelt der Wissenschaft bei der Beurteilung von Qualität zwangsläufig an der Reputation von Forschern und Institutionen orientieren, weil sich nur diese Qualitätsindikatoren von außen beobachten lassen. Speziell für den Wissenschaftsjournalismus sind entsprechende Recherche-Empfehlungen als erste Stufe eines zweistufigen Evidenzmodells längst Lehrbuchwissen (z.B. Wormer, 2008b, 352 f.).

Das so erzeugte Hintergrundwissen ist aber keineswegs konsensual, sondern widersprüchlich - und zwar nicht nur im Sinne von Realitätsverzerrungen zwischen System und Umwelt, sondern auch innerhalb des massenmedialen Systems (ebd., 2009, S. 83). Zum Beispiel könnten Positionsverbesserungen deutscher Universitäten in internationalen Forschungsrankings einerseits als ein Indikator für den Erfolg der Exzellenzinitiative herangezogen werden. Andererseits könnten die Massenmedien bei nächster Gelegenheit selbst auf die fragile Evidenz solcher Ranglisten hinweisen - und ihre vorherige Argumentation damit in gewisser Weise *ad*

absurdum führen. Daraus resultieren Unsicherheiten und Widersprüche, die wiederum Anschlusskommunikation provozieren und damit die Autopoiesis des System vorantreiben.

Da die Massenmedien strukturell an alle anderen gesellschaftlichen Teilsysteme - etwa Politik oder Wissenschaft - gekoppelt sind, geben ihre Themen dort Anlass zu Irritationen, wobei jedes System diese Themen auf Grundlage der jeweils eigenen Systemlogik verarbeitet (Luhmann, 2009, S. 86ff). In diesem Sinne erzeugen die Massenmedien Realitätskonstrukte, die als gemeinsame Bezugspunkte zwischen den gesellschaftlichen Teilsystemen in der funktional differenzierten Gesellschaft dienen. Wegen der gesellschaftsweiten Durchsetzungskraft ihrer Themen sind die anderen gesellschaftlichen Teilsysteme, die über keine so große Reichweite verfügen (ebd., 2009, S. 22), auf die Massenmedien als Multiplikatoren ihrer Themen angewiesen. Etwaige Irritationen - z.B. durch Public Relations - bedienen wiederum den chronischen Informationsbedarf der Massenmedien. Luhmann (2009, S. 118) bezeichnet die Funktion der Massenmedien deshalb als „Dirigieren der Selbstbeobachtung des Gesellschaftssystems.“

Damit schärft die systemtheoretische Perspektive Niklas Luhmanns den Sichtbarkeitsbegriff in dreierlei Hinsicht: Durch Bezug auf die Nachrichtenwerttheorie beschreibt sie erstens, warum die Medien überhaupt auf die Exzellenzinitiative aufmerksam werden. Luhmanns konstruktivistischer Realitätsbegriff erklärt zweitens den Gebrauch der Exzellenz-Rhetorik. Und drittens veranschaulicht Luhmanns Funktionszuweisung an die Medien die Wirkungen medialer Konstruktionen wissenschaftlicher Exzellenz als sich selbst verfestigende Konstrukte mit gesamtgesellschaftlicher Reichweite.

Trotzdem ist das Erklärungspotenzial dieser systemtheoretischen Betrachtung von Sichtbarkeit begrenzt. Grund dafür ist Luhmanns Bezug auf die Nachrichtenfaktoren. Aufbauend auf den Annahmen der Nachrichtenwerttheorie geht Luhmann (2009, S. 41ff) davon aus⁵, dass der Nachrichtenwert von Ereignissen gewissermaßen objektivierbar ist und sich damit systemisch verarbeiten lässt⁶. Aber nicht alle Nachrichtenfaktoren sind derart eindeutig objektivierbar wie die exakt messbare räumliche Nähe. Das gilt vor allem in Bezug auf die Darstellung von Unsicherheit, welche nach den in Kapitel 3 dargestellten Recherche-Ergebnissen auch für das Peer Review angenommen wird. Darüber hinaus weist Staab (2002, S. 614) darauf hin, dass sich Ereignissen Eigenschaften auch gezielt zu- oder absprechen lassen, um ihren Nachrichtenwert zu steigern (Staab, 2002, S. 614). Er vermutet deshalb, dass eine „finale Betrachtungsweise“ von Ereignissen durch Journalisten Selektionsentscheidungen beeinflusst. Sie müssen deshalb zumindest als Irritationen, d.h. äußere Einflüsse auf das System, in der systemtheoretischen Betrachtung Luhmanns Berücksichtigung finden. Weischenberg (1994, S. 431) hat mit seinem Zwiebelmodell einen Analyserahmen vorgelegt, der solche äußeren Einflüsse auf das von ihm als Journalismus bezeichnete System abbildet⁷.

Zwar liegt bislang noch keine systematische Untersuchung speziell der medialen Darstellung von Unsicherheiten in wissenschaftlichen Begutachtungsverfahren vor. Aber die Kommunikati-

⁵Luhmann (2009, S. 42) bezieht sich an dieser Stelle explizit auf die Arbeit von Galtung u. Ruge (1965).

⁶Zum Beispiel reduziert Luhmann (2009, S. 42) explizit die Selektionsleistungen der Redaktionen: „Mit Selektion soll hier im übrigen nicht die Freiheit der Auswahl gemeint sein. Auch bezieht der Begriff sich auf das Funktionssystem der Massenmedien und nicht auf ihre einzelnen Organisationen (Redaktionen), deren Entscheidungsfreiheit bei der Auswahl von Nachrichten, die sie bringen, viel geringer ist, als Kritiker oft vermuten.“

⁷vgl. dazu ausführlich Kapitel 7.1.

4. Beobachtete Wissenschaft

onswissenschaft und die Journalistik haben die Darstellung fragiler wissenschaftlicher Evidenz bereits im Allgemeinen analysiert. Da die Ergebnisse für die weitere Entwicklung des Sichtbarkeitsbegriffs bedeutsam sind, sollen sie im Folgenden in einem kurzen Exkurs dargestellt werden.

Exkurs: Darstellung von Unsicherheit in den Medien Einblicke in die Darstellung fragiler wissenschaftlicher Evidenz liefern Studien der *accuracy*-Forschung, der Risikokommunikation sowie der Forschung zum Medizinjournalismus. Die vor allem in den 1970-er und 1980-er Jahren im englischsprachigen Raum etablierte *accuracy*-Forschung betrachtet es als Aufgabe von Journalisten, wissenschaftliche Informationen zu popularisieren. Nach diesem Verständnis handeln Wissenschaftsjournalisten als Vermittler, die nach wissenschaftlichen Kriterien wissenschaftliches Wissen für den öffentlichen Diskurs zur Verfügung stellen und damit zugleich die als defizitär betrachtete *scientific literacy* der Bevölkerung verbessern sollen. Inwiefern die Berichterstattung dieser Zielsetzung gerecht wird, bemesse sich an ihrer Richtigkeit und Vollständigkeit (Kohring, 2006, S. 164ff). Die Studiendesigns unterscheiden sich in der Form der Begutachtung journalistischer Beiträge: durch fachkundige Wissenschaftler, Vergleich der Berichterstattung mit der zugehörigen wissenschaftlichen Originalquelle oder durch eigene Beurteilung. Die Studienautoren kritisieren, dass die journalistischen Beiträge wissenschaftliche Informationen mehrheitlich falsch gewichten oder gar nicht erwähnen. Die Mehrheit enthalte zudem Fehler. Dabei wird zwischen Sach- und Deutungsfehlern unterschieden, wobei letztere schwerer wögen. Allerdings sind die Ergebnisse der *accuracy-Forschung* mit Einschränkungen verbunden. So variieren die Ergebnisse je nach Definition der *accuracy* und des Studiendesigns. Die Ergebnisse von Studien mit unterschiedlichen Designs seien deshalb nicht ohne weiteres miteinander vergleichbar (Dunwoody u. Peters, 1992, S. 207).

Anders als die *accuracy-Forschung* weist die Forschung zur Risikokommunikation den Journalisten eine Funktion als *watchdogs* mit der Aufgabe zu, die Gesellschaft vor möglichen Schäden und gegebenenfalls vor Katastrophen frühzeitig zu informieren. Demnach müssten Wissenschaftsjournalisten Informationen in ihren Sachkontext einordnen, Informationen über die Qualität der zu Grunde liegenden wissenschaftlichen Evidenz liefern und ein Verständnis für etwaige Einschränkungen dieser Evidenz vermitteln (Nelkin, 1995, S. 171). Stattdessen kommen die Studien aber zu dem Ergebnis, dass Journalisten die Risikoschwere mitunter übertreiben, falls sie über außergewöhnliche Risiken berichten. Dagegen spielen sie alltägliche Risiken herunter.

Die Forschung zum Medizinjournalismus basiert auf der Grundannahme, dass Medizinjournalisten eine besondere Verantwortung gegenüber ihren Rezipienten tragen. Die Berichterstattung sei deshalb akkurat, ausgewogen und vollständig zu gestalten. Dazu müssten die Rezipienten über Unsicherheiten in der Bewertung wissenschaftlicher Evidenz zur Wirksamkeit von Behandlungen und Therapien informiert werden. Als Reaktion auf Hinweise über Mängel in der Medizinberichterstattung haben sich in den vergangenen Jahren webbasierte Monitoring-Projekte entwickelt, welche die Medizinberichterstattung der Publikumspresse nach standardisierten Qualitätskriterien bewerten, ihre Einschätzungen veröffentlichten und den Autoren direkt übermitteln.

Die Mehrzahl der Studien stimmen darin überein, dass Journalisten die Fragilität wissen-

schaftlicher Ergebnisse übergehen oder nur unzureichend diskutieren und Forschungsergebnisse in den Medien somit sicherer erscheinen lassen als sie tatsächlich sind (im Folgenden Stocking, 1999, S. 24). Demnach enthielten journalistische Beiträge weniger Informationen, welche die Validität von Forschungsarbeiten einschränken, als die originalen Resultate aus der Wissenschaft. Darüber hinaus würde die den Studien zu Grunde liegende wissenschaftliche Methodik nicht angemessen kritisch diskutiert, sodass dem Rezipienten aus dem Studiendesign resultierende Einschränkungen für die zu untersuchende Fragestellung unklar blieben.

Nach Ergebnissen von Fahnestock (1986, S. 276ff) übersetzen Journalisten Forschungsergebnisse mit fragiler Evidenz häufig in vermeintlich sichere Erkenntnisse. In einer Studie verglich sie die Darstellung ausgewählter wissenschaftlicher Resultate in der Fachzeitschrift *Science* mit ihrer Beschreibung in populären Medien. Demnach seien in der journalistischen Berichterstattung Wörter ausgelassen worden, die in den Originalveröffentlichungen Unsicherheit impliziert hätten. Zu einer ähnlichen Einschätzung gelangt auch Collins (1987, S. 709) in seiner qualitativen Analyse von TV-Dokumentationen zum Leichentuch von Turin und dem Geneva Event: „Generell berichtet das Fernsehen darüber, wie die Wissenschaft eindeutige Erkenntnisse erzeugt.“ Fahnestock (1986, S. 288) folgert deshalb, dass Journalisten Unsicherheiten bewusst herunterspielten, um die wissenschaftliche Relevanz der Forschungsergebnisse als Nachrichtenwert zu steigern⁸. Für Einsiedel (1992, S. 98), die Wissenschaftsnachrichten in der kanadischen Presse analysiert hatte, gleicht die Berichterstattung über Wissenschaft deshalb oftmals (...): „These findings confirm the image of science as remote, elitist, consentient, and a collection of ‘success’ stories.“

Darüber hinaus belegen Studien aus der Risikokommunikation, dass die Medien innerwissenschaftliche Konflikte über die Deutung wissenschaftlicher Evidenz auch hervorheben oder sogar dramatisieren (vgl. Stocking, 1999, S. 28). Das ist auch der Eindruck von Schneider (2010, S. 176): „Scientific uncertainty can (...) be appealing to journalists because it can be made to seem like controversy. Journalists are often seeking conflict - a story - and if a science appears to involve controversy among scientists battling over the truth, that angle may be particularly appealing as news.“ Defizite zeigen sich bei der Gewichtung der vorgetragenen Positionen, denn oft stellen Journalisten Minderheitenmeinungen den tatsächlichen Mehrheitenmeinungen ebenso stark gegenüber und konstruieren durch diese vermeintliche Neigung zur Fairness Konflikte (Stocking, 1999, S. 29). Problematisch wird dies vor allem dann, wenn Journalisten nicht angemessen auf Kampagnen von Interessengruppen reagieren. Als Beispiel für ein solches „manufacturing doubt“ nennen Stocking u. Holstein (2009) die Kampagne der Tabakindustrie aus den 1950-er Jahren, welche gezielt Zweifel an einen Zusammenhang zwischen Rauchen und Lungenkrebs verbreitete und damit die Berichterstattung über Gesundheitsgefahren durch Zigarettenkonsum beeinflusste. Gleiches gilt für die Versuche der Kreationisten, vermeintliche Lücken in Charles Darwins Evolutionstheorie in die Öffentlichkeit zu transportieren und damit ein theistisches Weltbild zu stärken. Die gezielte Konstruktion vermeintlicher wissenschaftlicher Unsicherheit macht die Journalisten - sofern sie diese Täuschungsversuche nicht erkennen - zum Spielball der Interessen anderer Akteure.

Als Fazit dieses kurzen Exkurses ist zu konstatieren, dass Journalisten offenbar Routinen

⁸Tatsächlich identifizierten Badenschier u. Wormer (2012) wissenschaftliche Relevanz als zusätzlichen Nachrichtenwert speziell für den Wissenschaftsjournalismus.

4. Beobachtete Wissenschaft

zum Umgang mit fragiler wissenschaftlicher Evidenz entwickelt haben. Diese beeinflussen den Nachrichtenwert der mitgeteilten Forschungsergebnisse u.a. durch eine Relevanzsteigerung mittels Auslassung wissenschaftlicher Unsicherheit, eine Dramatisierung der Unsicherheit oder eine Inszenierung von Konflikten basierend auf Unsicherheit. Eine adäquate Beschreibung der medialen Exzellenz-Debatte bedarf also zusätzlich zur systemtheoretischen Perspektivierung eines an die Darstellung von Unsicherheit anschließenden Analyserahmens. Dieser wird im Folgenden entwickelt.

Mediales Framing fragiler wissenschaftlicher Evidenz Eine analytische Grundlage, welche die journalistischen Prozesse des Auslassens und Hervorhebens von Eigenschaften eines Ereignisses beschreibt, liefert der kommunikationswissenschaftliche Framing-Ansatz. Obwohl der Framing-Ansatz „derzeit zweifellos [als] einer der zentralen Forschungsbereiche der politischen Kommunikationsforschung“ (Matthes, 2014a, S. 12) gilt, hat sich bislang noch keine kohärente theoretische Fundierung des Framings herausgebildet (ebd., 2014b). Während aber Entman (1993, S. 51) in seinem klassischen Aufsatz das Fehlen eines forschungsleitenden Paradigmas beklagt und eine „scattered conceptualization“ des Framing-Ansatzes kritisiert, sieht D’Angelo (2002) eher die Vorteile eines solchen multiparadigmatischen Forschungsprogramms⁹: „The research program has benefited the communication discipline by encouraging researchers to use specific theories to progressively explicate a complex process (ebd., 2002, S. 870).“ Auf große Resonanz stößt eine Definition von Entman, nach welcher Frames aus vier Elementen bestehen:

Framing essentially involves *selection* and *salience*¹⁰. To frame is to *select some aspects of a perceived reality and make them more salient in a communicating text, in such a way as to promote a particular problem definition, causal interpretation, moral evaluation, and/or treatment recommendation* for the item described (Entman, 1993, S. 52, Hervorhebung i.O.).¹¹

Dabei kann ein einzelner Satz mehr als eines der genannten Frame-Elemente enthalten, andere Sätze wiederum enthalten womöglich überhaupt keines. Sogar ein ganzer Text muss nicht zwangsläufig alle Frame-Elemente beinhalten. Vielmehr bilden sich Frames auf Diskursebene heraus (ebd., 1993, S. 52). Die Kommunikationswissenschaft differenziert zwischen medialen, journalistischen und strategischen Frames¹². Dabei strukturieren die medialen Frames die Berichterstattung. Journalistische Frames bestimmen zum einen, welche Ereignisse von Journalisten als Ereignis begriffen und welche Aspekte dieses Ereignisses ausgewählt werden.

⁹Einen guten Eindruck über die Vielfalt theoretischer Zugänge und darauf basierender empirischer Analysen in der Kommunikationswissenschaft liefert der von D’Angelo u. Kuypers (2010) herausgegebene Sammelband *Doing News Framing Analysis*.

¹⁰Entman (1993, S. 58) präzisiert an anderer Stelle den Begriff *salience*: „It means making a piece of information more noticeable, meaningful or memorable to audiences. An increase in salience enhances the probability that receivers will perceive the information, discern meaning and thus process it, and store it in memory.“

¹¹Entmans Aufsatz hat die kommunikationswissenschaftliche Framing-Forschung so stark beeinflusst, dass Matthes (2014a, S.89) ihn in einer „Top Ten der Forschungsliteratur“ zum Thema auf den ersten Platz setzte.

¹²Auf eine weitere Analyse-Dimension, die Rezipienten-Frames, soll hier nicht weiter eingegangen werden.

Zum anderen determinieren sie, in welchen Kontext die Ereignisse gestellt werden. Mittels strategischen Framing versuchen die am Diskurs beteiligten Akteure die journalistischen und medialen Frames zu ihren Gunsten zu beeinflussen, wie Böcking (2009) im Fall der medialen Debatte über die Stammzellforschung in Deutschland dokumentieren konnte.

Wie aber framen die Medien wissenschaftliche Unsicherheit? Dass die Studienautoren ihren Analysen unterschiedliche Framing-Definitionen zugrunde legen und zudem auch unterschiedliche Methoden verwenden, erschwert die Deutung ihrer Resultate. Dies muss aber nicht zwangsläufig die alleinige Ursache dafür sein, dass die Studienergebnisse mitunter unterschiedlich ausfallen. Zum Beispiel kam Zehr (2000) zu dem Ergebnis, dass die Darstellung von Unsicherheit ein wesentliches Merkmal der medialen Berichterstattung über den Klimawandel darstellt. Anders fielen dagegen die Resultate von Olausson (2009, S. 433) aus: „The frame of certainty is a general feature of the reporting, strengthening the two frames of collective action, a result that is quite different from that of studies of the US media, which display much more scientific uncertainty.“ Als Ursache für die zum Teil widersprüchlichen Ergebnisse kommt also womöglich auch der nationale Kontext in Frage, vor dessen Hintergrund ein bestimmtes Thema diskutiert wird.

Ohnehin ist es für das Forschungsfeld typisch, die Darstellung fragiler wissenschaftlicher Evidenz am Beispiel ausgewählter Themenfelder zu untersuchen. Weaver u. a. (2009, S. 158) hatten die US-amerikanische Wissenschaftsberichterstattung über Nanotechnologie zwischen 2000 und 2008 untersucht und dabei ein Framing wissenschaftlicher Unsicherheiten und Risiken gefunden. Daran schloss sich zeitlich die Entstehung eines weiteren Frames an, welcher Fragen der Regulation in den medialen Fokus rückte. Übertragen auf den Exzellenzdiskurs wirft dieses Resultat die Frage auf, inwiefern eine mediale Diskussion von Unsicherheit im Auswahl- und Begutachtungsverfahren das Peer Review als wissenschaftliches Selbststeuerungsprinzip und damit auch die darauf basierende Exzellenzinitiative unter Legitimationsdruck setzt. Donk u. a. (2012, S. 20), welche das öffentliche Bild der Nanotechnologie in Deutschland zwischen 2000 und 2008 untersuchten, fanden ebenfalls einen Frame, welcher die mit diesem Forschungsfeld assoziierten Risiken und Unsicherheiten direkt adressiert: „The ambivalence of the topic is tackled explicitly here.“

Ruhrmann u. a. (2013, S. 9) analysierten die Fernsehberichterstattung über molekulare Medizin in Deutschland der Jahre 2008 und 2009 und identifizierten in den etwa 200 Beiträgen vier Frames entsprechend der Definition von Entman: *scientific uncertainty and conflict*, *scientifically certain data*, *everyday medical risks* sowie *conflicting scientific evidence*. Der Vorteil der Studie von Ruhrmann u. a. (2013) liegt darin, dass sie die bislang wenig beachtete Darstellung von Unsicherheiten in der Fernsehberichterstattung zum Forschungsgegenstand macht. Leider beschränkten sich die Autoren dabei auf die Framing-Analyse des gesprochenen Textes. Dagegen fand das visuelle Framing, d.h. das Framing durch bildlich vermittelte Informationen¹³, keine Berücksichtigung. Die Auslassung der Analyse visuellen Framings gilt

¹³In Anlehnung an die oben vorgestellte Definition von Entman (1993, S. 52) charakterisieren Geise u. a. (2013, S. 47) das visuelle Framing wie folgt: „Visuelles Framing ist der Prozess und/oder das Ergebnis der Selektion und Akzentuierung der wahrgenommenen Realität in einem kommunikativen Kontext durch Mittel visueller Kommunikation, durch die bestimmte Strukturierungs- und Interpretationsmuster und/oder Handlungsempfehlungen für den beschriebenen Sachverhalt nahegelegt werden und die die Informationsverarbeitung prägen.“

4. Beobachtete Wissenschaft

als Defizit der Framing-Forschung (Geise u. a., 2013, S. 42)¹⁴. Im Fall der Exzellenzinitiative adressierte die Wissenschaftspolitik durch den Gebrauch von Metaphern wie *Leuchttürme der Wissenschaft* aber gerade auch eine Bildebene, welche sich in Form einer redaktionellen Ausgestaltung von Landkarten zur deutschen Forschungslandschaft auch in der medialen Berichterstattung widerspiegelt (Barlösius, 2008, S. 152ff). Deshalb ist eine integrierende Analyse erforderlich, denn „Bild und Text werden meist simultan präsentiert und selten isoliert und ohne ihre wechselseitigen Bezüge rezipiert. Da sich beide Kommunikationsmodi im Framing-Prozess ergänzen und wechselseitig bedingen, dürften sie auch *gemeinsame* Framing-Effekte induzieren (Geise u. a., 2013, S. 48).“

Damit liefert der Framing-Ansatz einen Analyserahmen, welcher das zuvor identifizierte Defizit der systemtheoretischen Betrachtung von Sichtbarkeit aus medialer Perspektive adressiert. Darüber hinaus bietet der Framing-Ansatz den Vorteil, die Diskursivität öffentlicher Diskurse adäquat abzubilden. Er ist damit auch an die gängigen Öffentlichkeitsmodelle anschlussfähig. Letztere charakterisieren Öffentlichkeit als diskursives Forum, welches aus normativer Perspektive die Möglichkeit zur Partizipation bieten soll. Im Folgenden soll ein solches speziell für Wissenschaft entwickeltes Modell, welches sich zudem für die Analyse der medialen Exzellenz-Debatte eignet, vorgestellt werden.

Wissenschaft und Öffentlichkeit Gerhards u. Schäfer (2011, S. 23 f.) schlagen ein normatives Modell einer *gesellschaftlich kontextualisierten wissenschaftlichen Öffentlichkeit* vor¹⁵. Dieses Modell basiert auf dem partizipatorischen Modell des *Public Engagement with Science and Technology (PEST)*¹⁶. Demnach soll öffentliche Kommunikation die gesellschaftliche Aus-

¹⁴Der von Geise u. Lobinger (2013) herausgegebene Sammelband *Visual Framing*, welcher eine Jahrestagung der DGPK-Fachgruppe „Visuelle Kommunikation“ dokumentiert, liefert eine kritische Bestandsaufnahme des Forschungsfelds.

¹⁵vgl. dazu auch allgemein Jünger u. Donges (2013).

¹⁶PEST geht zurück auf das Defizit-Modell des *Public Understanding of Science* (PUS, ab Mitte der 1980-er Jahre) und der *scientific literacy* (ab Mitte der 1960-er Jahre). Eine Systematik der Entwicklung dieser drei Konzepte liefern Bauer u. a. (2007, S. 80). Beide dem PEST vorangegangenen Konzepte basieren auf der Annahme, dass das Wissenschaftsverständnis der Bevölkerung defizitär sei, was wiederum die Legitimation von Wissenschaft gefährde. Der Fokus verlagerte sich dann aber von der reinen Verständnisvermittlung (*scientific literacy*) zum Ziel der Legitimationsbeschaffung (PUS). Dem Wissenschaftsjournalismus wurde im Modell des *Public Understanding of Science* deshalb die Aufgabe zugewiesen, durch akkurate Berichterstattung das Verständnis von Wissenschaft zu erhöhen und damit die Legitimation von Wissenschaft zu steigern. Das PEST-Modell stellt in gewisser Weise einen Wandel dar: „[T]he deficit is not with the public, but with the scientific institutions and expert actors who harbor prejudices about an ignorant public. Henceforth, there can be several deficits: public deficits of knowledge, attitude or trust, but also deficits on the part of scientific and technological institutions and their expert representatives (ebd., 2007, S. 85).“ Diese drei Konzepte prägen die Forschung zum Verhältnis von Wissenschaft und Öffentlichkeit bis heute, wie allein schon der Titel der 1992 gegründeten, einschlägigen Fachzeitschrift *Public Understanding of Science* dokumentiert. Aus der Praxisperspektive lässt sich die aktuelle Debatte um die Gründung eines *Science Media Centre* in Deutschland vor dem Hintergrund der hier diskutierten Modelle deuten. Vorbild ist eine entsprechende Einrichtung in Großbritannien, welche auf eine Empfehlung in einem Sachstandsbericht des *House of Lords Select Committee on Science and Technology* gegründet wurde. Das *Science Media Centre (SMC)* soll das Vertrauen der Öffentlichkeit in die Wissenschaft fördern, indem es zu einer rationalen und akkuraten medialen Berichterstattung beiträgt. Da aber nicht journalistische Qualitätsstandards die Beurteilung kontroverser Diskurse über Wissenschaft leiten, sondern die Meinung wissenschaftlicher

einandersetzung mit Wissenschaft und Technologie befördern. Für die Wissenschaft ist Öffentlichkeit von großer Bedeutung, weil sie auf finanzielle Ressourcen und damit auf eine gesellschaftliche Legitimation angewiesen ist (vgl. Weingart, 2001). Das bedeutet mit Blick auf die Strukturen des deutschen Wissenschaftssystems eine breit geführte Debatte über die Funktion der Universitäten in den vom Wissenschaftsrat (2013a) diskutierten Dimensionen (vgl. Kapitel 2). Vor allem sollten die öffentlich ausgehandelten Positionen nach Ansicht von Gerhards u. Schäfer (2011) auf die wissenschaftspolitischen Aushandlungsprozesse zurückwirken.

Wenngleich nach Kenntnis des Autors keine systematische Analyse eines öffentlichen Diskurses über die Strukturen der deutschen Forschungsförderung vorliegt, liefert der Blick in die Literatur doch Hinweise darauf, dass die national geführten öffentlichen Debatten dem normativen Anspruch dieses Öffentlichkeitsmodells nicht immer gerecht werden: Zum Beispiel beklagen Linkova u. Stöckelová (2012, S. 628) mit Blick auf die Implementierung und Fortentwicklung des im zweiten Kapitel skizzierten tschechischen LoM-Modells eine fehlende öffentliche Diskussion: „[B]oth in the case of the Communist legacy and the more recent economist turn, the politicization of academia has largely remained outside a 'lay' public debate and participation.“ Und auch im Fall der Exzellenzinitiative konstatiert Münch (2009, S. 493), dass „der Diskurs unter stark eingeschränkten Bedingungen abläuft und dementsprechend weit von einer idealen Sprechsituation im Sinne von Habermas (1971) entfernt ist.“

Das Modell einer *gesellschaftlich kontextualisierten wissenschaftlichen Öffentlichkeit* bietet nun gerade den Vorteil, die normativen Vorstellungen des PEST empirisch zugänglich zu machen und in konkrete Analysen öffentlicher Debatten überführen zu können, wie Gerhards u. Schäfer (2011, S. 27ff) am Beispiel der Humangenomforschung dokumentieren. In einem solchen Diskurs haben Akteure aus der Wissenschaft *per se* keine privilegierte Stellung inne. Vielmehr sollen Akteure aus anderen gesellschaftlichen Bereichen ebenfalls in der Öffentlichkeit Gehör finden. Zudem solle die Bewertung wissenschaftlicher Themen offen sein, sodass auch kritische Bewertungen legitim wären. Vor allem aber sind auch andere Interpretationen als rein wissenschaftliche möglich: Zum Beispiel könnten im Begutachtungs- und Auswahlverfahren der Exzellenzinitiative auch regionalpolitische Argumente Berücksichtigung gefunden haben. Gemäß dem Öffentlichkeitsmodell von Gerhards und Schäfer sind solch unterschiedliche Perspektiven wünschenswert, weil sie einen kritischen Umgang mit Wissenschaft und ihrer gesamtgesellschaftlichen Funktion fördern.

Fazit Entgegen dem Modell einer *gesellschaftlich kontextualisierten wissenschaftlichen Öffentlichkeit* berichtete die *Tagesschau* am 15. Juni 2012 anlässlich der vorerst letzten Förderentscheidungen nur sehr einseitig über die Exzellenzinitiative. Mit Müller-Steinhagen und Brand kamen ausschließlich zwei Geförderte zu Wort; kritische Stimmen zur Exzellenzinitia-

Experten, konstatiert Rödder (2014, S. 371): „Verpackt in die Rhetorik einer zweiten, vermeintlich demokratischen Welle der Wissenschaftskommunikation geht es den Lords also weiterhin um das Ziel einer wissenschaftspolitisch initiierten Kommunikationsofferte nach dem Defizit-Modell (Public Understanding of Science, PUS). Es geht um mehr 'understanding', um Akzeptanz, Ressourcen und Legitimation für die Wissenschaft (...) Das SMC macht keinen Hehl daraus, dass es sich als Anwalt der Wissenschaft versteht, und dass sich damit seine Interessen kategorial von denen der Journalisten unterscheiden, wie sich Presse- und Öffentlichkeitsarbeit eben von Journalismus unterscheidet.“

4. Beobachtete Wissenschaft

tive fanden keine Berücksichtigung. Ebenso wenig nahm der Beitrag Bezug auf die Diskussion zur Funktion der Universitäten im deutschen Universitätssystem. Stattdessen entsprach der Bericht dramaturgisch einer ostdeutschen Erfolgsgeschichte, die Franz (2012) am Beispiel der TU Dresden erzählte. Eine - nach den Ergebnissen von Kapitel 3 nicht untypische - Diskussion der Fragilität wissenschaftlicher Urteilsfindung passte da aus dramaturgischer Sicht nicht in das Konzept.

Nun handelt es sich bei dem *Tagesschau*-Beitrag natürlich zunächst nur um einen Einzelfall. Das Beispiel vermittelt aber einen ersten Eindruck von den oben beschriebenen medialen Mechanismen zur Konstruktion wissenschaftlicher Exzellenz, welche als dritte Perspektivierung von Sichtbarkeit Gegenstand dieses Kapitels war. Damit wurde die Wissenschaftskommunikation bei der Exzellenzinitiative ausgehend vom Sichtbarkeitsbegriff aus drei verschiedenen theoretischen Perspektiven reflektiert. Es fehlt bislang aber noch ein Modell, um die dabei herausgearbeiteten Akteurskonstellationen sowie die daraus jeweils resultierenden spezifischen Formen von Wissenschaftskommunikation in eine gemeinsame Darstellung zu integrieren. Ein solches Modell wird im nachfolgenden Kapitel zunächst am Beispiel der Wissenschaftskommunikation bei der Exzellenzinitiative entwickelt. Nach Operationalisierung (Teil II) und empirischer Prüfung (Teil III) dieses neu entwickelten Modells soll dann in einem letzten Schritt in Teil IV dieser Arbeit diskutiert werden, ob sich dieses Modell auch zur Bearbeitung anderer Probleme der Wissenschaftskommunikation eignet.

5. Synthese: Sichtbare Wissenschaft

Die in den vorangegangenen drei Kapiteln am Beispiel der Exzellenzinitiative vorgenommene theoretische Reflektion des Sichtbarkeitsbegriffs hat zahlreiche Beobachtungskonstellationen offen gelegt. Diese Perspektivierungen von Sichtbarkeit gilt es nun im Folgenden zu einem gemeinsamen Modell von Wissenschaftskommunikation zusammen zu fügen, um es dann empirisch zu prüfen. Eine dafür in Frage kommende Heuristik liefert diesmal aber kein Soziologe, sondern ein Schriftsteller: In seiner Novelle *Der Auftrag* überträgt Friedrich Dürrenmatt (1986) - bewusst oder unbewusst - eine Konsequenz der nach dem Physiker Werner Heisenberg benannten Unschärferelation auf das soziale Geschehen. Heisenberg war bei der Erforschung des Atomaufbaus zu der Erkenntnis gekommen, den Messvorgang in sein Rechenmodell integrieren zu müssen, um die Bewegung eines Elektrons zu verfolgen. Denn dessen Ort und Geschwindigkeit lassen sich nur mit einem hochauflösenden Mikroskop bestimmen, welches dabei das Elektron mit kurzwelligem Licht beleuchtet. Je kürzer aber die Wellenlänge, desto größer die Rückstoßgeschwindigkeit, sodass sich letztlich auch die Bewegung des Elektrons durch die Beobachtung ändert.

Eine Aussage darüber, wie sich das Elektron unbeobachtet bewegt hätte, ist gemäß der Quantenmechanik deshalb gar nicht möglich - oder in den Worten Heisenbergs: „Wir können nicht beobachten, ohne das zu beobachtende Phänomen zu stören, und die Quanteneffekte, die sich am Beobachtungsmittel auswirken, führen von selbst zu einer Unbestimmtheit in dem zu beobachtenden Phänomen.“ Das bedeutet, „daß die Beobachtung eine entscheidende Rolle (...) spielt und daß die Wirklichkeit verschieden ist, je nachdem, ob wir sie beobachten oder nicht (ebd. 1978, S. 38).“

Dürrenmatt treibt dieses Beobachtungs-Motiv auf die Spitze, indem er schon im Untertitel seiner in 24 Sätzen formulierten Novelle das Beobachten zu einer Beobachtung zweiter und dritter Ordnung potenziert: *Der Auftrag oder Vom Beobachten des Beobachters der Beobachter* - so der vollständige Titel - erzählt die Geschichte der schon von Berufs wegen beobachtenden Fernsehjournalistin F. Ihr erteilt der Psychiater Otto von Lambert den Auftrag, die näheren Umstände des Todes seiner Frau Tina zu recherchieren und zu dokumentieren. Tina von Lambert war in einem nordafrikanischen Land in der Wüste vergewaltigt und ermordet aufgefunden worden. Sie litt nach Angaben ihres Mannes unter schweren Depressionen und hatte ihr gemeinsames Haus verlassen, nachdem ihr seine penibel angefertigten Beobachtungen ihres Krankheitsverlaufs in die Hände gefallen waren. Diese Beobachtungen übergab Otto von Lambert der F., ebenso wie das Tagebuch seiner Frau, welches wiederum deren Beobachtungen über ihren Mann enthielt.

Kurz vor ihrer Recherchereise nach Nordafrika berichtet F. dem Logiker D. von ihrem Auftrag und den Eindrücken, die sie aus der Lektüre der schriftlichen Beobachtungen gewonnen hatte: „Tina von Lambert habe ihren Mann als ein Ungeheuer beschrieben, aber allmählich, nicht sofort, sondern indem sie eine Facette dieses Menschen um die andere von ihm gleichsam

5. *Synthese: Sichtbare Wissenschaft*

losgelöst, dann wie unter einem Mikroskop mit immer steigender Vergrößerung und in immer schärferem Licht betrachtet, seitenlang beschrieben habe (...) als ob jeder Mensch, filme man ihn so, zu einem von Lambert werde, indem er durch eine so unbarmherzige Beobachtung jede Individualität verliere (Dürrenmatt, 1986, S. 15 f.).“ Den letzten Satz im Tagebuch hatte Tina von Lambert zweimal unterstrichen: „[I]ch werde beobachtet (ebd. 1986, S. 16).“

Nach Meinung von D. sei „das Ganze ein Stück für einen Komödienschreiber, verbürge sich dahinter nicht ein Problem, welches ihn, D., seit langem beunruhige, besitze er doch in seinem Haus in den Bergen ein Spiegelteleskop, ein ungefügiges Ding, das er bisweilen gegen einen Felsen richte, von wo aus er von Leuten mit Ferngläsern beobachtet werde, worauf jedesmal, kaum hätten die ihn mit ihren Ferngläsern Beobachtenden festgestellt, daß er sie mit seinem Spiegelteleskop beobachte, sich diese schleunigst zurückzögen, wobei sich nur die logische Feststellung bestätige, zu jedem Beobachteten gehöre ein Beobachtendes, das, werde es von jenem Beobachteten beobachtet, selber ein Beobachtendes werde, eine banale logische Wechselwirkung, die jedoch, werde sie in die Wirklichkeit transportiert, sich bedrohlich auswirke, die ihn Beobachtenden fühlten sich dadurch, daß er sie durch sein Spiegelteleskop beobachte, ertappt, ertappt zu werden erwecke Schmach, Schmach oft Aggression, mancher der sich verzogen habe, sei zurückgekehrt, wenn er, D., sein Instrument weggeräumt hätte, und habe Steine nach seinem Haus geworfen, überhaupt sei, was sich zwischen denen, die ihn beobachteten, und ihm abspiele, der seine Beobachter beobachtete, für unsere Zeit symptomatisch, jeder fühle sich von jedem beobachtet und beobachte jeden (ebd. 1986, S. 19 f.).“

Jedoch, fährt der Logiker D. fort, sei das, „was er da entwickelt habe, (...) natürlich nur die eine Möglichkeit, die andere bestehe im puren Gegenteil dessen, was er ausgeführt habe, ein logischer Schluß hänge von der Ausgangssituation ab, wenn er in seinem Haus in den Bergen immer seltener beobachtet würde, so selten, daß, richte er sein Spiegelteleskop gegen solche, von denen er annehme, sie würden ihn vom Felsen aus beobachten, diese mit ihren Ferngläsern nicht ihn, sondern irgendetwas anderes beobachten würden, kletternde Gemen oder kraxelnde Bergsteiger, dieses Unbeobachtet-Sein, würde ihn mit der Zeit mehr quälen als das Beobachtet-Sein vorher, er würde die Steine gegen sein Haus geradezu herbeisehnen, nicht mehr beobachtet, käme er sich nicht beachtenswert, nicht beachtenswert nicht geachtet, nicht geachtet bedeutungslos, bedeutungslos sinnlos vor (ebd. 1986, S. 22 f.).“

Bezogen auf den Fall Tina von Lambert spekuliert D., sie „hätte davon geträumt, durch ihre Flucht von der Weltöffentlichkeit beobachtet zu werden, worauf der zweimal unterstrichene Satz, 'ich werde beobachtet', hinweisen könnte, als siegesbewußte Bekräftigung ihres geplanten Unterfangens, doch akzeptiere man die Möglichkeit, so beginne damit erst die eigentliche Tragödie, indem ihr Gatte ihre Flucht nicht als Versuch begriffen, beobachtet zu werden, sondern als eine Flucht aus dem Beobachtet-Werden interpretiert und jede Nachforschung unterlassen habe, sei Tinas Ziel vorerst vereitelt worden, ihre Flucht sei unbeobachtet und damit unbeachtet geblieben, vielleicht habe sie sich dadurch in immer kühnere Abenteuer eingelassen, bis sie durch ihren Tod erreicht habe, was sie ersehnte, ihr Bild sei nun in allen Zeitungen, jetzt habe sie die Beobachtung und damit die Beachtung und ihren Sinn gefunden, den sie gesucht habe (ebd. 1986, S. 26 f.).“

Über die geplante Recherchereise der F. nach Nordafrika sagt D., „sie wolle in die Wüste gehen, weil sie eine neue Rolle suche, ihre alte Rolle sei die der Beobachterin von Rollen ge-

wesen, nun beabsichtige sie, das Gegenteil zu versuchen, nicht zu porträtieren, was ja einen Gegenstand voraussetze, sondern zu rekonstruieren, den Gegenstand ihres Porträts herzustellen, damit aus einzelnen herumliegenden Blättern einen Laubhaufen anzusammeln, wobei sie nicht wissen könne, ob die Blätter, die sie da zusammenschichte, auch zusammengehörten, ja, ob sie am Ende nicht sich selber porträtiere (ebd. 1986, S. 30).“

Eine Theorie des Beobachtens und Beobachtet-Werdens Der Literaturwissenschaftler Jürgen Kost (2005, S. 335ff) fasst die Kernaussagen des Gesprächs der F. mit dem Logiker D. zu einer allgemeinen „Theorie des Beobachten und Beobachtet-Werdens“ (ebd. 2005, S. 335) zusammen: Demnach entsteht Handeln entweder aus der Wahrnehmung heraus, beobachtet zu werden, oder aus der Intention heraus, beobachtet werden zu wollen bzw. gerade *nicht* beobachtet werden zu wollen. Damit verändert das Beobachten die Wirklichkeit: Weder hätten sich die von D. mit einem Spiegelteleskop in den Bergen beobachteten Leute ohne das Bewusstsein des Beobachtet-Werdens zurückgezogen, noch hätten einige von ihnen Steine nach seinem Haus geworfen. Ohne D.s Beobachtung wäre die Wirklichkeit also eine völlig andere. Und auch Tina von Lambert wäre gemäß der Überlegungen des Logikers womöglich noch am Leben, falls sie früher Beobachtung erfahren hätte als in ihrem Tod. Im Umkehrschluss bedeutet das aber: „Die Wirklichkeit zu beobachten, wie sie wäre, wenn sie nicht beobachtet würde - das wird zur Unmöglichkeit, wenn die Beobachtung die Wirklichkeit verändert oder sie gar konstituiert (ebd. 2005, S. 336).“ Kost (2005, S. 340) spricht deshalb von einer „Anthropolisierung der Heisenbergschen Unschärferelation“ durch Dürrenmatt.

Darüber hinaus ist das Beobachten ein gegenseitiger Prozess. Jeder Beobachter steht gleichzeitig selbst unter Beobachtung. Es gibt also kein Handeln ohne die Wahrnehmung des Beobachtet-Werdens. Daraus folgt: „Nicht nur im konkreten Beobachtungsfall, sondern grundsätzlich gibt es keine Wirklichkeit, die unabhängig von und vor der Beobachtung existierte. Jedes Entstehen von Wirklichkeit (...) impliziert bereits das Bewusstsein, beobachtet zu werden, und berücksichtigt dies (ebd. 2005, S. 336).“

Da Niklas Luhmann die Beobachtung als Grundoperation sozialer Systeme konzipiert, bietet sich ein Vergleich von Dürrenmatts in der Novelle immer wiederkehrendem Motiv *Vom Beobachten des Beobachters der Beobachter* mit der Systemtheorie an, um die Besonderheiten von Dürrenmatts Perspektive herauszuarbeiten. Wie in Kapitel 4 beschrieben, schlägt Luhmann zur Analyse der Prozesse speziell massenmedialer Kommunikation vor, die Position eines Beobachters zweiter Ordnung einzunehmen, also eines Beobachters der Beobachter. Zwar konzipiert er die Realität der Massenmedien als ein systemisches Konstrukt. Aber eine real existierende Wirklichkeit schließt er keineswegs aus, wie er an anderer Stelle darlegt :

„Die These des operativen Konstruktivismus führt (...) nicht zu einem 'Weltverlust', sie bestreitet nicht, daß es Realität gibt. Aber sie setzt Welt nicht als Gegenstand, sondern im Sinne der Phänomenologie als Horizont voraus. Also unerreichbar. Und deshalb bleibt keine andere Möglichkeit als: Realität zu konstruieren und eventuell: Beobachter zu beobachten, wie sie die Realität konstruieren (ebd. 2009, S. 15).“

Dagegen geht Dürrenmatts Beobachtungs-Motiv über die konstruktivistische Perspektive auf

5. Synthese: Sichtbare Wissenschaft

die Wirklichkeit hinaus. Zwar treibt die Fernsehjournalistin F. als Beobachterin die kriminalistische Rekonstruktion des Falls in den nachfolgenden Kapiteln der Novelle auf Grundlage eigener Entscheidungen selbst voran, d.h. dass ihre eigene Recherchestrategie das entstehende Bild der Wirklichkeit determiniert¹. Es gibt in Dürrenmatts Novelle aber keine Instanz, welche beobachtende Operationen auf ihre Konsistenz hin prüfen würde. Wenn man zudem weiß, dass die F. während ihrer Recherche in Nordafrika selbst von anderen Mächten beobachtet wird, die sich selbst wiederum ebenfalls gegenseitig beobachten, wird klar, dass sich der Einfluss der Beobachtung nicht nur auf die Konstruktion von Wirklichkeit beschränkt. Vielmehr *verändern* die jeweiligen Beobachtungskonstellationen die objektive Wirklichkeit, also gewissermaßen die Wirklichkeit erster Ordnung (vgl. Kost, 2005, S. 337-339).

Die bereits in den vorangegangenen drei Kapiteln zitierte Berichterstattung der *Tagesschau* über den Fördererfolg der TU Dresden bei der letzten Runde der Exzellenzinitiative ist auch dafür ein besonders anschauliches Beispiel: Der Inszenierung eines Public Viewing mit prominenten Gästen durch die TU Dresden kann man als eine Absicht den Wunsch nach einer Beobachtung unterstellen, für die sich die TU Dresden selbst ins rechte Licht rückte. Ob die *Tagesschau* auch ohne diese PR-Aktivität aus Dresden über die Förderentscheidungen bei der Exzellenzinitiative berichtet hätte, ist natürlich Spekulation. Zumindest aber bot die Veranstaltung einen zusätzlichen Anlass zur Berichterstattung. Die F. bringt dieses Phänomen in Friedrich Dürrenmatts Novelle auf dem Punkt, indem sie ihrem Gegenspieler Polyphem erklärt, „was er Wirklichkeit nenne, sei inszeniert (Dürrenmatt, 1986, S. 123).“

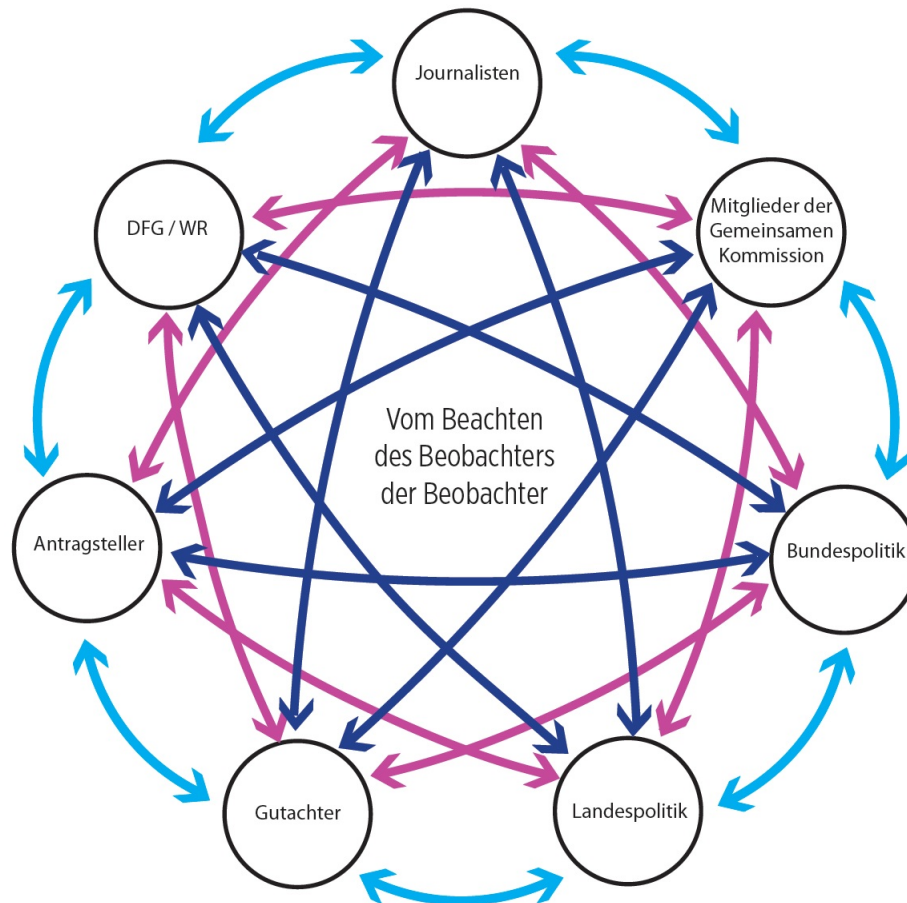
Mit Dürrenmatt auf dem Weg zu einem Modell für Wissenschaftskommunikation Dürrenmatts Motiv *Vom Beobachten des Beobachters der Beobachter* liefert eine analytische Grundlage, um einen Vorschlag für ein gemeinsames Analysemodell für die in den vorangegangenen drei Kapiteln am Beispiel der Exzellenzinitiative entwickelten Perspektivierungen von Sichtbarkeit zu entwickeln. Denn die theoretischen Reflektionen von Sichtbarkeit hatten zwar bereits einzelne Beobachtungskonstellationen zwischen den an der Exzellenzinitiative beteiligten Akteuren transparent gemacht, aber die losen Enden - also wer wen warum (nicht) beobachtet - noch nicht miteinander verknüpft. Denn jede der drei theoretischen Perspektivierungen bildete immer nur einen Teilaspekt der Wissenschaftskommunikation bei der Exzellenzinitiative ab.

Dürrenmatts Beobachtungs-Motiv bietet zum einen das Potenzial, die verschiedenen öffentlich zirkulierenden Beobachtungen im Rahmen der Exzellenz-Debatte strukturiert miteinander in Beziehung setzen. Zum anderen postuliert das Beobachtungs-Motiv auch die Rückwirkungen dieser Beobachtungskonstellation auf die Handlungsweisen der maßgeblich an der Exzellenzinitiative beteiligten Akteure - nämlich als Folge ihres Beobachten und Beobachtet-Werden. Die Wissenschaftskommunikation bei der Exzellenzinitiative wird deshalb im Folgenden als eine Beobachtungskonstellation vor dem Hintergrund von Dürrenmatts Motiv *Vom Beobachten des Beobachters der Beobachter* interpretiert. Abbildung 5.1 stellt die wechselseitigen Beobachtungen sowie die Rückwirkungen dieser Beobachtungen zwischen den wichtigsten an der Exzellenzinitiative beteiligten Akteure grafisch dar. Berücksichtigt wurden dabei je-

¹Der Logiker D. wählte dafür die Metapher des Ansammelns eines Laubhaufens aus einzelnen herumliegenden Blätter (s.o.).

ne Akteure, welche nach den Ergebnissen der Kapitel 2 bis 4 als besonders wichtig für die Wissenschaftskommunikation bei der Exzellenzinitiative identifiziert worden waren.

Abbildung 5.1.: Modell für die Wissenschaftskommunikation bei der Exzellenzinitiative auf Grundlage einer Beobachtungskonstellation nach Dürrenmatt (1986)



Am Beispiel der Exzellenzinitiative lässt sich zudem prüfen, ob sich Dürrenmatts Motiv *Vom Beachten des Beobachters der Beobachter* sogar generell als analytische Grundlage zur Beschreibung von Wissenschaftskommunikation eignet. Die Analyse kann auf den drei Facetten des Sichtbarkeitsbegriffs² aufbauen, welche in den vorangegangenen drei Kapiteln entwickelt worden waren. Sie charakterisieren den Sichtbarkeitsbegriff in dreierlei Hinsicht: Erstens als ein wissenschaftspolitisches Steuerungsinstrument, welches stimulierend auf Uni-

²Der hier verwendete Sichtbarkeitsbegriff unterscheidet sich von der Definition Rödders: Sie versteht unter Sichtbarkeit die „Adressierung von Publika außerhalb der wissenschaftlichen Gemeinschaft (ebd. 2009, S. 54).“ Damit nimmt sie eine scharfe analytische Trennung zur Kommunikation innerhalb der Wissenschaft vor sowie zur Kommunikation über Wissenschaft vor, welche nach den bisherigen Ausführungen so wohl nicht aufrecht zu erhalten ist.

5. Synthese: Sichtbare Wissenschaft

versitäten wirkt, indem es ihre Leistungsperformanz - durch Medien vermittelt - bis in eine breite Öffentlichkeit hinein transparent macht und sie damit ebenso kontrolliert wie mobilisiert. Dies impliziert eine Beobachtungskonstellation zwischen den Universitäten, den Medien und der Politik.

Die zweite Charakterisierung beschreibt den Sichtbarkeitsbegriff als ein symbolisches Kapital, das aus Wahrnehmung und Anerkennung durch Forscherkollegen in einem zwischen Wissenschaft und Politik moderierten Verfahren hervorgeht. Dies impliziert eine Beobachtungskonstellation, bei der kompetente Forscherkollegen im Rahmen des Peer Review die Qualität der Universitäten auf Grundlage ihrer Anträge bewerteten. Dabei wurden sie wiederum selbst von den Antragstellern zum Beispiel hinsichtlich ihrer Kompetenz beobachtet - zumindest soweit dies im Rahmen dieses auch für die Antragsteller nicht vollständig transparenten Verfahrens möglich war. Denn ein charakteristisches Merkmal des Entscheidungsverfahrens der Exzellenzinitiative bestand ja gerade darin, dass wesentliche Teile des Prozesses eben *nicht* beobachtbar waren. Dies impliziert noch eine zweite Beobachtungskonstellation, bei welcher die *boundary organizations* DFG und Wissenschaftsrat als Agenten unter Beobachtung ihrer Prinzipale aus Politik und Wissenschaft standen, wobei die gezielte Verfahrensintransparenz zur Stabilisierung der Dreierkonstellation Politik-Forschungsförderung-Wissenschaft beitragen sollte. Darüber hinaus standen DFG und Wissenschaftsrat als Verfahrensorganisationen aber auch geradezu zwangsläufig unter Beobachtung der Medien, wobei eine kritische Beurteilung des Entscheidungsverfahrens das durch die *boundary organizations* zu vermittelnde *boundary object* - nämlich eben das symbolische Kapital - durch eine allzu kritische Verfahrensdiskussion prinzipiell gefährdete.

Schließlich charakterisierte die dritte Perspektivierung den Sichtbarkeitsbegriff als ein massenmedial beobachtetes Realitätskonstrukt, welches gewissermaßen als Kristallisationspunkt für einen öffentlichen Diskurs über die Rolle von Universitäten im deutschen Wissenschaftssystem dient. Dies impliziert eine Konstellation, bei der Journalisten alle anderen an der Exzellenzinitiative beteiligten Akteure beobachten - und von diesen ebenso aufmerksam beobachtet werden. Die Konstruktion wissenschaftlicher Exzellenz kann dann wiederum auf den systemischen Operationslogiken der Massenmedien basieren.

Im Folgenden werden die drei genannten Konstellationen miteinander zu einer Beobachtungskonstellation verknüpft. Daraus lassen sich dann Forschungsfragen ableiten, welche die empirische Analyse anleiten sollen. Ihre Bearbeitung begünstigt idealerweise eine weitere analytische Strukturierung, welche letztlich den Weg für ein integratives Modell von Wissenschaftskommunikation auf Grundlage von Dürrenmatts Motiv *Vom Beobachten des Beobachters der Beobachter* ebnet.

Entwurf eines speziellen Modells für Wissenschaftskommunikation Ausgangspunkt der zu entwickelnden Beobachtungskonstellation ist der gemeinsame Bezugspunkt aller drei Charakterisierungen des Sichtbarkeitsbegriffs: Sie alle adressieren Reputation. Tatsächlich gilt Reputation in der Wissenschaft als klassischer Selbststeuerungsmechanismus. Whitley (1982, S. 315) charakterisiert die wissenschaftlichen Disziplinen sogar als *reputational organizations*, in denen die Verleihung von Reputation das entscheidende Erfolgskriterium für Positionen

und Ressourcen einzelner Forscher darstellt³. Von der Reputation einzelner Forscher können dann wiederum auch Institute oder Universitäten profitieren.

Mit der Reputationszuweisung geht eine Komplexitätsreduktion einher, welche eine Orientierungsfunktion erfüllt⁴, und zwar über die Wissenschaft hinaus⁵. Zwar kann nur die Wissenschaft selbst Reputation durch derartige Selektionsleistungen verleihen⁶. Aber durch mediale Vermittlung kann wissenschaftliche Reputation unter gewissen Bedingungen eine gesamtgesellschaftliche Reichweite erzielen. Das gilt zum Beispiel für jene Form von Reputation, welche erfolgreiche Universitäten im Rahmen nationaler Systeme leistungsorientierter Mittelvergabe, also in einem wissenschaftspolitischen Kontext, gewinnen.

Gemäß der Argumentation in Kapitel 3 ist die Exzellenzinitiative dafür ein weiteres Beispiel: Im Rahmen dieses Forschungsförderprogramms schufen Bund und Länder eine wissenschaftsgeleitete Entscheidungsstruktur, welche die wissenschaftsinhärenten Prozesse von Wahrnehmung und Anerkennung zur Auswahl der Projekte nutzte, um damit Kapitalkonzentrationsprozesse im Sinne Bourdieus zu stimulieren. Erfahrungen aus den nationalen LoM-Modellen zeigen, dass die Wirkungen derartiger Steuerungsinstrumente umso größer ausfallen, je transparenter die an der Leistungsmessung gekoppelten Entscheidungen sind, wenn sie also in einen medialen Fokus geraten und damit einer breiten Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden. Dann kann die Beobachtung / Sichtbarmachung von Leistungsunterschieden auf die Universitäten Wirkungen erzielen, welche sich mit dem von Foucaults Disziplinbegriff abgeleiteten Sichtbarkeitsmechanismus beschreiben lassen.

Anders als bei den nationalen Systemen leistungsorientierter Mittelvergabe war im Rahmen der Exzellenzinitiative zwar kein Ranking vorgenommen worden. Aber in Kapitel 2 war die Hypothese hergeleitet worden, dass stattdessen die Medien ein Quasi-Ranking deutscher Universitäten hinsichtlich Spitzenforschung auf Grundlage der Förderentscheidungen bei der Exzellenzinitiative aufgestellt und damit zu den in der Literatur beschriebenen Wirkungen dieses Forschungsförderprogramms auf das deutsche Universitätssystem beigetragen haben. Aus diesen Überlegungen resultiert die erste Forschungsfrage:

Enthält die mediale Berichterstattung zur Exzellenzinitiative Argumentationsmuster entsprechend des von Foucaults Disziplinbegriff abgeleiteten Sichtbarkeitsmechanismus?

Obwohl die Finanzierung von Forschung für Journalisten ein „sperriges Thema“ (Wormer u. Karberg, 2015) darstellt, gelten die Medien tatsächlich längst als Element einer *Neuen Governance der Wissenschaft* (vgl. Grande u. a., 2013). Ihre gestiegene Bedeutung dokumentiert nicht zuletzt der von Marcinkowski u. a. (2013) diagnostizierte Ausbau der Referate für

³Es sei an dieser Stelle wieder auf das Kapitalmodell verwiesen, dessen Eignung zur Beschreibung der Prozesse im wissenschaftlichen Feld Bourdieu (1992) in *Homo academicus* dokumentiert.

⁴Luhmann (1992, S. 354) schränkt deshalb ein: „Reputation setzt Vertrauen in eine erheblich verkürzte Kommunikation voraus und bleibt in dieser Hinsicht empfindlich.“ Und an anderer Stelle: „Die Kommunikation über Reputation muß denn auch (...) mit gewissen Legitimationsschwierigkeiten rechnen und kann nur mehr oder weniger verklausuliert erfolgen (ebd., 1992, S. 251).“

⁵vgl. zum Beispiel die Empfehlungen von Wormer (2008b, S. 350 f.) an Wissenschaftsjournalisten zur Identifikation geeigneter wissenschaftlicher Experten.

⁶Die Bibliometrie versucht diese Prozesse zum Beispiel durch Analyse von Publiktionsleistungen und Zitationsentwicklungen abzubilden.

5. Synthese: Sichtbare Wissenschaft

Presse- und Öffentlichkeitsarbeit, mit denen speziell die Universitäten ihre Außenwahrnehmung zum Beispiel in den Medien beobachten und in ihrem Sinne zu beeinflussen versuchen. Den Rückwirkungen auf die im Sinne von Dürrenmatts Beobachtungs-Motiv medial beobachteten Universitäten gehen Wirklichkeitskonstruktionen voraus, welche die Medien als beobachtende Kommunikationssysteme schaffen und damit gewissermaßen als Maßstab für die Leistungsperformanz von Universitäten dienen.

Da die Wissenschaftspolitik bei der Adressierung wissenschaftlicher Reputation zwangsläufig auf die wissenschaftsinternen Selbststeuerungsmechanismen zurückgreifen muss, dürfte auch die Peer Review als zentrales Element der Reputationszuweisung in den Fokus der medialen Öffentlichkeit geraten - ohne dass Journalisten tatsächlich Einblicke in diese *black box* gewinnen könnten. Daraus ergeben sich Probleme, drohen diese *per se* nicht einsehbaren wissenschaftsinternen Selbststeuerungsmechanismen doch hinter öffentlich beobachtbare Leistungskennziffern wie eben Rankings zurückzufallen. Letztere können deshalb möglicherweise nicht länger komplexitätsreduzierend wirken, sondern eher komplexitätssteigernd - zumal dann, wenn sie selbst auf die Entscheidungsfindungsprozesse zurückwirken.

In der medialen Berichterstattung sind deshalb ebenso laienadäquate, durch Komplexitätsreduktion vorgenommene Evidenzkonstruktionen zu erwarten wie auch umgekehrt Dekonstruktionen von Evidenz durch die Betonung der Fragilität wissenschaftlicher Beurteilungsverfahren, die plötzlich in Konkurrenz zu anderen öffentlichen Leistungsindikatoren treten. Die Folgen eines solchen Dualismus für die Akzeptanz wissenschaftsinterner Selbststeuerungsmechanismen sind nur schwer kalkulierbar, rücken aber speziell die mediale Darstellung von Unsicherheiten in wissenschaftlichen Begutachtungsverfahren in den Fokus: Mangels journalistischer Beobachtungsmöglichkeit kursierende anekdotische Evidenzen weniger Verfahrensbeteiligter tragen wiederum zu der im dritten Kapitel konstatierten nicht-wissenschaftlichen Literatur bei, welcher wiederum Effekte auf die wissenschaftsöffentliche Wahrnehmung der Begutachtungsverfahren zugeschrieben werden. Mit Blick auf die Exzellenz-Debatte motiviert dies die zweite Forschungsfrage zur medialen Konstruktion wissenschaftlicher Exzellenz.:

Wie framen die Medien wissenschaftliche Exzellenz?

Durch ihre Berichterstattung schaffen die Medien ein Master-Forum mit gesamtgesellschaftlicher Reichweite, über das sich die Akteure des Wissenschaftssystems wechselseitig beobachten. Aus der normativen Perspektive des von Gerhards u. Schäfer (2011) vorgeschlagenen Modells einer *gesellschaftlich kontextualisierten wissenschaftlichen Öffentlichkeit* wäre eine breit geführte Debatte über die Entwicklung der Strukturen nationaler Forschungssysteme mit Rückwirkungen auf die Ausgestaltung solcher Förderprogramme aus einer normativen Perspektive sogar explizit wünschenswert⁷. Daran anschließend lässt sich als dritte Forschungsfrage formulieren:

Schafft die mediale Berichterstattung ein öffentliches und partizipatorisches Forum zur Diskussion über die Ausgestaltung der Strukturen nationaler Forschungssysteme?

⁷Münch (2007, S. 311ff) vermisst ja gerade einen solch offenen Diskurs in Deutschland.

Die mediale Beobachtung setzt die am Auswahl- und Begutachtungsverfahren beteiligten Akteure ebenso unter Legitimationsdruck wie die gesamte Verfahrensarchitektur. Im Fokus stehen dabei vor allem mögliche Einflüsse bei der Entscheidungsfindung der Gutachtenden sowie der von ihnen angelegten Kriterien. Daraus resultiert als vierte Forschungsfrage:

Wie wirkt die mediale Berichterstattung über das Auswahl- und Begutachtungsverfahren der Exzellenzinitiative auf die Entscheidungsprozesse zurück?

Eine große mediale Aufmerksamkeit für die Prozesse wissenschaftlicher Urteilsfindung setzt wiederum die *boundary organizations* mit ihrer Verfahrensorganisation und der Vermittlung zwischen Wissenschaft und Politik unter Druck. Dabei geht es auf der einen Seite um die Verfahrensakzeptanz bei den Antragstellern. Dazu liegen im Fall der Exzellenzinitiative bislang kaum Daten vor. Das gilt auch für die Verfahrenseinschätzungen der Mitglieder jener Kommissionen, welche den Begutachtungsprozess im Anschluss an die *panel peer review* vorangetrieben haben. Neben den wissenschaftlichen Mitgliedern dieser Kommissionen zählen dazu auch die politischen Mitglieder im Bewilligungsausschuss. In Anlehnung an die im zweiten Kapitel entwickelte organisationssoziologische Perspektive lässt sich somit als fünfte Forschungsfrage formulieren:

Welche Strategien haben die boundary organizations zur Vermittlung zwischen Wissenschaft und Politik entwickelt?

Diese fünf Forschungsfragen leiten die nachfolgende empirische Analyse des Exzellenzdiskurses an. Im Grunde handelt es sich bei diesen Fragen um die Bearbeitung einzelner Beobachtungskonstellationen (Pfeile), wie sie im Kommunikationsmodell in Abbildung 5.1 dargestellt sind. Dabei wird als Anleitung zu Strukturierung auf die theoretischen Perspektivierungen von Sichtbarkeit zurückgegriffen, die in den vorigen drei Kapiteln entwickelt worden waren. Wie die theoretisch motivierten Forschungsfragen zwecks empirischer Prüfung in Erhebungsprozeduren übersetzt wurden, ist Gegenstand von Teil II dieser Arbeit.

5. *Synthese: Sichtbare Wissenschaft*

Teil II.

Methodische Triangulation von Sichtbarkeit

6. Operationalisierte Exzellenz

Die theoretische Reflektion des Sichtbarkeitsbegriff schloss mit der Entwicklung eines Modells für Wissenschaftskommunikation speziell für die Exzellenzinitiative. Dieses Modell wird im Folgenden empirisch geprüft. Die fünf Forschungsfragen, welche im vorangegangenen Kapitel theoriegeleitet hergeleitet worden waren, leiten die folgende Analyse an. Damit einher geht eine weitere analytische Strukturierung, die idealerweise den Weg für ein allgemeines Modell für Wissenschaftskommunikation ebnet. Um das speziell für die Exzellenzinitiative entwickelte Modell zu prüfen, legt die im Detail ausgearbeitete Beobachtungskonstellation der Exzellenzinitiative drei Perspektivierungen nahe: Medien, Entscheider und Antragsteller. Grundlage dafür ist eine Methoden-Triangulation.

Der erste Analyseschritt adressiert die mediale Konstruktion wissenschaftlicher Exzellenz. Dazu kommen eine Inhaltsanalyse und Interviews zum Einsatz. Die Inhaltsanalyse eignet sich als „empirische Methode zur systematischen, intersubjektiv nachvollziehbaren Beschreibung inhaltlicher und formaler Merkmale von Mitteilungen“ (Früh, 2007, S. 26) dazu, die gesamtgesellschaftlichen Verständigungsprozesse über die Leistungsanforderungen an deutsche Universitäten adäquat abzubilden. Auf dieser Grundlage ließen sich die medialen Frames in der Berichterstattung über die Förderung von Spitzenforschung an deutschen Universitäten erfassen.

Die Ergebnisse dieser Inhaltsanalyse dienten als Grundlage für Leitfadeninterviews mit den Wissenschaftsredakteuren der Analysemedien. In der Journalismusforschung haben sich Leitfadeninterviews längst als Methode zur Ergänzung quantitativ gewonnener Daten etabliert, um die erzielten Ergebnisse zu ergänzen und abzusichern (vgl. Riesmeyer, 2011, S. 225). Die Kombination der Ergebnisse von Inhaltsanalyse und Interviews verspricht Hinweise darauf, ob die mediale Berichterstattung Argumentationsmuster enthält, welche den von Foucaults Disziplinbegriff abgeleiteten Sichtbarkeitsmechanismus adressieren. Darüber hinaus lässt sich auf diese Weise nachvollziehen, inwiefern die Wissenschaftspolitikberichterstattung ein partizipatorisches Forum zur Diskussion über die Ausgestaltung des deutschen Forschungssystems schafft. Auch das Framing der Fragilität wissenschaftlicher Urteilsfindung lässt sich mit diesem Vorgehen adäquat erforschen.

Der zweite Analyseschritt adressiert die Wahrnehmung der Fragilität wissenschaftlicher Urteilsfindung. Dafür war im Mai und Juni 2012 eine Online-Befragung der Antragsteller im Vorfeld der Förderentscheidungen zur zweiten Programmphase vorgenommen worden. Sie soll Hinweise auf die Wahrnehmung des Entscheidungsverfahrens der Exzellenzinitiative geben¹. Daraus lassen sich mögliche Defizitbeschreibungen aus der medialen Berichterstattung prüfen.

¹Diese Online-Befragung der Antragsteller war auf Bitte des Betreuers dieser Arbeit kurzfristig vorgenommen worden und ersetzt die im Exposé zu diesem Promotionsvorhaben adressierte Teilstudie zum Umfang der Wissenschaftspolitikberichterstattung in Deutschland.

6. Operationalisierte Exzellenz

Dazu werden die Ergebnisse der Online-Befragung mit den Ergebnissen der Inhaltsanalyse zur Darstellung der Fragilität wissenschaftlicher Urteilsfindung kontrastiert.

Der dritte Analyseschritt adressiert die Perspektive der Entscheider im Rahmen der Exzellenzinitiative. Unter diesem Begriff lassen sich die Akteure zusammenfassen, welche am Auswahl- und Begutachtungsverfahren an der Entscheidungsfindung mitgewirkt haben. Im Rahmen dieses Forschungsvorhabens wurden Leitfaden-Interviews mit Mitgliedern des Bewilligungsausschusses vorgenommen. Befragt wurden Vorsitzende dieses Gremiums sowie politische und wissenschaftliche Mitglieder des Bewilligungsausschusses. Auf eine Befragung von Gutachtenden konnte verzichtet werden, da diese Gruppe der Entscheider bereits von Möller u. a. (2012) mittels einer Online-Befragung um Einschätzungen gebeten worden war. Damit ist auch in diesem Analyseschritt eine Kombination unterschiedlicher Perspektivierungen und Methoden möglich. Sie erlauben es im Folgenden, die zu Grunde liegenden Beobachtungskonstellationen mit ihren jeweiligen Rückwirkungen auf die Beobachteten zu rekonstruieren. Außerdem eröffnen sie idealerweise Einblicke in die Funktionsweise einer zwischen Wissenschaft und Politik angesiedelten *boundary organization*. Dies ermöglicht einen Vergleich der medienöffentlichen Darstellung solcher Grenzorganisationen und ihrer Selbstwahrnehmung.

Die methodische Umsetzung der drei empirischen Perspektivierungen soll im Folgenden im Detail dargestellt werden. Eine ausführliche Methodenkritik findet sich in Teil IV dieser Arbeit in Kapitel 11.

6.1. Mediale Konstruktion wissenschaftlicher Exzellenz

Ausgangspunkt ist eine Inhaltsanalyse der medialen Berichterstattung über die Förderung von Spitzenforschung an deutschen Universitäten. Diese Untersuchung umfasst die Exzellenz-Debatte sowie den ihr vorangegangenen Elite-Diskurs (vgl. Kapitel 4). Die folgende Darstellung beschreibt das methodische Vorgehen.

6.1.1. Auswahl und Profile der Analysemedien

Obwohl die Forschung zum Verhältnis von Wissenschaft, Medien und Politik speziell in Deutschland aktuell Konjunktur hat, liegen bislang erstaunlich wenig Informationen über die redaktionelle Verortung der Wissenschaftspolitikberichterstattung vor. Der von Wormer (2006) herausgegebene Sammelband *Die Wissensmacher* dokumentiert immerhin, welche Wissenschaftsredaktionen alle *nicht* über Wissenschaftspolitik berichten. Dies mag auf den ersten Blick überraschen, weil zum Beispiel der Etat des Bundesministeriums für Bildung und Forschung als einer der wenigen in jüngerer Vergangenheit trotz Wirtschaftskrise und Haushaltskonsolidierung kontinuierlich wächst und die (zugegebenermaßen komplexen) Finanzierungsverhältnisse zwischen Bund und Ländern die Forschungsbedingungen in Deutschland nachhaltig prägen. An mangelnder Relevanz des Themas kann es also nicht liegen. Nun ließe sich einwenden, dass das Erscheinen der *Wissensmacher* bereits neun Jahre zurückliegt und nicht mehr auf dem aktuellen Stand der Redaktionspraxis ist. Eine im Vorfeld dieser Arbeit vorgenommene Recherche zu den redaktionellen Strukturen der Wissenschaftspolitikberichterstattung dokumentierte jedoch, dass diese Eindrücke aktueller sind denn je. Denn tatsächlich

findet die Berichterstattung über Wissenschaftspolitik oftmals weder im Wissenschafts- noch im Politikressort statt. Stattdessen sind in den Blättern mitunter auf thematisch spezialisierten Seiten Nischenplätze entstanden, die von spezialisierten Redakteuren bearbeitet werden. Wissenschaftspolitik erscheint darin als ein Berichterstattungsfeld „zwischen den Ressorts“ Wissenschaft und Politik.

Die Zusammenstellung des *samples* beschränkte sich auf Printmedien und orientierte sich zum einen an ihrer Reichweite, zum anderen an ihrer Zielgruppe. Erstens wurden vier überregionale Tageszeitungen entsprechend ihrer Auflage ausgewählt: die *Süddeutsche Zeitung*, die *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, *Die Welt* sowie die *tageszeitung*. Zweitens wurde zudem die überregionale Wochenzeitung *Die Zeit* in das *sample* mit aufgenommen². Bei diesen Medientiteln wurde eine hohe Wahrnehmung seitens der politischen Öffentlichkeit unterstellt. Als Kontrast zu diesen überregionalen Medien sollte zudem drittens die Berichterstattung eines Regionalmediums untersucht werden, weil Universitäten ja gerade auch für ihr Umland von großer Bedeutung sind. Die Wahl fiel auf den Berliner *Tagesspiegel*. Zum einen verfügt Berlin gleich über mehrere Universitäten, die auch bei der Exzellenzinitiative erfolgreich waren. Zum anderen ergab die Vorrecherche, dass beim *Tagesspiegel* gleich drei Redakteure über Wissenschaftspolitik in einem eigenen Ressort berichten. Neben diesen an eine allgemeine Öffentlichkeit adressierten Medien sollten viertens auch Formate in die Analyse mit aufgenommen werden, welche vorrangig Wissenschaftler adressieren. Denn als ein Ziel der Exzellenzinitiative gilt ja gerade, international angesehene Wissenschaftler an deutsche Universitäten zu locken. Als geeignete Analysemedien wurden die Fachzeitschriften *Nature* und *Science* identifiziert. Beide wöchentlich erscheinenden Titel veröffentlichen nicht nur Fachartikel mit einem hohen *impact*, sondern verfügen auch über einen journalistisch-redaktionellen Teil, welcher eine internationale wissenschaft(spolitische) Elite adressiert. Ebenfalls berücksichtigt wurde fünftens die *New York Times*, deren Berichterstattung in der internationalen Wissenschaft ebenfalls eine große Resonanz unterstellt wurde.

Einen Hinweis darauf, dass dieses *sample* trotz der Fokussierung auf Printmedien adäquat ist, lieferten im Nachhinein die Ergebnisse einer bundesweiten Online-Befragung, an welcher Ende 2010 und Anfang 2011 mehr als 1980 Hochschulentscheider teilgenommen hatten (im Folgenden Friedrichsmeier u. a., 2013, S. 20ff). Demnach informieren sich Hochschulleitungen, Professoren im Senat, Mitglieder im Hochschulrat und Pressesprecher überwiegend in Printmedien über die öffentliche Meinung zu Hochschulthemen. Zum Beispiel waren drei Viertel der von den mehr als 500 Mitgliedern der Hochschulleitungen genannten Medientitel Printprodukte. Sie gaben die Wochenzeitung *Die Zeit* ebenso als häufigste Quelle an wie die Professoren im Senat und die Pressesprecher. Als überregionale Tageszeitungen stießen vor allem die *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, welche von den Mitgliedern des Hochschulrats am häufigsten genannt wurde, und die *Süddeutsche Zeitung* auf Resonanz. Eine gewisse Bedeutung als Informationsquelle kommt zudem der jeweiligen Lokalzeitung zu. Überraschend viel Aufmerksamkeit erreicht offenbar das monatlich erscheinende Magazin *Deutsche Universitätszeitung (duz)*, welches von den Mitgliedern der Hochschulleitungen am zweit- und von den

²Die Entscheidung für *Die Zeit* und gegen das ebenfalls wöchentlich erscheinende Nachrichtenmagazin *Der Spiegel* begründet sich mit der dort fehlenden redaktionellen Verankerung der Wissenschaftspolitikberichterstattung.

6. Operationalisierte Exzellenz

Pressesprechern am dritthäufigsten als Quelle genannt wurde; für die Mitglieder von Hochschulräten oder Professoren im Senat gilt dieses Interesse dagegen nicht. Kaum Beachtung bei den Hochschulentscheidern fanden *Die Welt* und *die tageszeitung*. Ihnen könnte aber für den politischen Diskurs eine größere Bedeutung zukommen. Nicht aufgeführt sind zudem *Nature* und *Science*, deren aktuelle Berichterstattung womöglich eher eine internationale oder im Fall von *Science* speziell eine US-amerikanische wissenschaftliche Elite adressiert.

6.1.2. Mediales Framing wissenschaftlicher Exzellenz

Die in Teil I vorgenommene Literatur-Recherche hat gezeigt, dass die Exzellenzinitiative von Bund und Ländern eine kontroverse Debatte in akademischen Kreisen und in der Politik ausgelöst hat. Um diesen Diskurs adäquat abzubilden, wurde eine Analyse des medialen Framings der Förderung von Spitzenforschung an deutschen Universitäten vorgenommen. Denn der Vorteil dieses Ansatzes besteht darin, dass sich damit konträre Positionen in Form von Frames besonders gut abbilden lassen. Außerdem lässt sich mittels Frames besonders gut das Hervorheben und Auslassen zum Beispiel von Unsicherheiten nachvollziehen, wie es für Prozesse wissenschaftlicher Urteilsfindung typisch und damit auch für die Darstellung des Entscheidungsverfahrens bei der Exzellenzinitiative relevant ist (vgl. Kapitel 3 und 4).

Ebenso vielfältig wie die theoretischen Konzeptionierungen von Frames (vgl. Kapitel 4) sind in der Kommunikationswissenschaft aber auch die empirischen Zugänge zu ihrer Erfassung. Der Kommunikationswissenschaftler Jörg Matthes (2014a, S. 39) fasst die gängigen interpretativen Verfahren zu drei Typen zusammen: qualitative Zugänge, manuell-holistische Zugänge und manuell-dimensionsreduzierende Zugänge. Qualitative Zugänge extrahieren die Frames induktiv aus einer begrenzten Materialmenge heraus. Dadurch charakterisieren sie das analysierte Material zwar besonders gut. Aber die Ableitung der Frames ist mitunter nur schwer nachzuvollziehen: „Zumindest für den Leser ist manchmal nur schwer zu beurteilen, ob Forscher-Frames oder Medien-Frames identifiziert werden. Möglicherweise werden nur die Frames 'gefunden', die von den Forschern bewusst oder unbewusst im Material vermutet werden (ebd., 2014a, S. 39).“

Bei dem manuell-holistischen Zugang werden die Frames nach ihrem Vorhandensein im Text kodiert. Bei deduktivem Vorgehen wird das Vorhandensein von *a priori* definierten Frames geprüft. Bei einem induktiven Vorgehen werden die Frames zuerst in einem ersten Schritt vom Forscher selbst an einer Auswahl des Untersuchungsmaterials generiert und anschließend quantifiziert. Die holistische Vorgehensweise bietet den Vorteil, Frames einfach und schnell zu erfassen. Eigentlich aber sind diese dafür viel zu abstrakt: „Oftmals wird in publizierten Framing-Studien nicht klar, welche Elemente denn vorhanden sein müssen, damit man von einem Frame sprechen kann (...) Wenn nicht klar ist, wie und an Hand welcher Kriterien die Frames identifiziert werden, fällt die Generierung der Frames in eine methodologische 'Black Box' (ebd., 2014a, S. 41).“

Alternativ schlagen Matthes u. Kohring (2008, S. 264) als manuell-dimensionreduzierenden Zugang vor, mediale Frames nicht direkt zu kodieren, sondern ihre Elemente. Damit schließen sie an die bereits in Kapitel 4 erwähnte Frame-Definition von Entman an:

„Frames, then, *define problems* - determine what a causal agent is doing with

what costs and benefits, usually measured in terms of common cultural values; *diagnose causes* - identify the forces creating the problem; *make moral judgments* - evaluate causal agents and their effects; and *suggest remedies* - offer and justify treatments for the problems and predict their likely effects (Entman, 1993, S. 52, Hervorhebung i.O.).“

Derart operationalisiert müssten sich Frames nach Matthes u. Kohring (2008, S. 264) als nicht-zufällige Muster in medialen Diskursen identifizieren lassen. Die Forscher gehen also davon aus, dass sich die empirischen Ausprägungen der als Variablen zu operationalisierenden und inhaltsanalytisch zu erfassenden Frame-Elemente im empirischen Material zu einer charakteristischen Weise gruppieren und sich mittels geeigneter Methoden zu Frames verdichten lassen. Dieses Vorgehen bietet den Vorteil, dass die Konzeption der Frames nicht vom Forscher vorgenommen wird, sondern sich aus dem Material heraus ergibt. Anders als bei einem qualitativen Vorgehen sind auf diese Weise auch größere Textmengen zu verarbeiten. Darüber hinaus sind die Frame-Elemente inhaltsanalytisch einfacher zu identifizieren als ganze Frames, sodass die Reliabilität gesteigert wird. Die Analyse des medialen Framings in der Exzellenz-Debatte basiert deshalb auf den Empfehlungen von Matthes u. Kohring (2008, S. 264).

6.1.3. Untersuchungszeitraum und Einschlusskriterien

Es wurde eine Vollerhebung des medialen Diskurses über die Förderung von Spitzenforschung an deutschen Universitäten vorgenommen, um etwaige Dynamiken im Diskurs adäquat abbilden zu können. Der Untersuchungszeitraum beginnt anlässlich des Vorschlags der damaligen Bundesregierung zur Etablierung einer oder mehrerer Eliteuniversitäten nach US-amerikanischen Vorbild am 01.01.2004, umfasst die daran anschließenden wissenschaftspolitischen Aushandlungsprozesse zur Ausgestaltung der Exzellenzinitiative, beinhaltet die Bekanntgabe der Förderentscheidungen beider Programmphasen und endet am 31.07.2013: kurz nach Veröffentlichungen der *Perspektiven des deutschen Wissenschaftssystems*, in denen der Wissenschaftsrat u.a. Empfehlungen zur Sicherung der im Rahmen der Exzellenzinitiative geschaffenen Strukturen für Spitzenforschung an deutschen Universitäten gibt. Da die finalen Entscheidungen hinsichtlich einer neuen Bund-Länder-Initiative in Nachfolge der Exzellenzinitiative seitens der Wissenschaftspolitik noch ausstehen, deckt dieser Untersuchungszeitraum den Diskurs über die Förderung von Spitzenforschung an deutschen Universitäten zu einem Großteil ab.

Da nur Frame-Elemente erhoben wurden, konnten die Frames für verschiedene Zeitabschnitte jeweils neu zusammengesetzt werden, sodass sich auch inhaltliche Verschiebungen identifizieren ließen. Die Kodierung erfolgte unabhängig vom Erscheinungsressort eines Artikels. Auch Regionalausgaben wurden berücksichtigt.

Die Identifikation der zu analysierenden Artikel erfolgte durch eine Recherche in der Pressedatenbank *Genios*. Dazu waren Suchbegriffe mit dem Ziel entwickelt worden, eine möglichst hohe Sensitivität und Spezifität zu erreichen. Suchbegriffe waren: Exzellenzinitiative, Exzellenzcluster, Graduiertenschule, Zukunftskonzept, Elite* UND Uni*, Exzellenz* UND Uni*, Bundes* UND Uni*, Spitze* UND Uni*.

6. Operationalisierte Exzellenz

Anschließend war jeweils geprüft worden, ob diese Artikel in der Framing-Analyse berücksichtigt werden sollten. Eine bloße Nennung zum Beispiel der Exzellenzinitiative war dafür nicht ausreichend! Voraussetzung dafür war stattdessen ein redaktionell entstandener Artikel, innerhalb dessen dem Analysegegenstand eine zentrale Stellung zukommen musste. Dazu musste ein Artikel in mindestens der Hälfte seines Umfangs den Analysegegenstand diskutieren. Eine Ausnahme von dieser Regel wurde nur gemacht, falls mindestens eine Textpassage innerhalb des Artikels durch den Kodierer als inhaltlich bedeutsam bewertet wurde: Falls also in dem Artikel ein relevantes Thema diskutiert wurde und ein mit diesem Thema assoziierter Nutzen bzw. Schaden genannt wurde. Diese Regelung adressiert das von Entman (1993, S. 52) genannte Frame-Element *Problem* und korrespondiert mit der im folgenden Unterkapitel dargestellten Operationalisierung von Entmans Frame-Definition für die vorzunehmende Analyse.

Thematisierte ein Artikel dagegen den Analysegegenstand ohne dass dies von einer im Kategoriensystem aufgeführten Framing-Variable abgebildet wurde, erfasste der Kodierer nur die formalen Variablen, welche zusätzlich zur Framing-Analyse kodiert werden sollten. Das inhaltsanalytisch aufzubereitende empirische Material umfasste demnach insgesamt 1847 Artikel in den sechs deutschen Medien.

Die falsch-positiven Treffer erklären sich zum Teil dadurch, dass die Suchalgorithmen zwangsläufig blind waren für extern produzierte Sonderbeilagen, welche in einigen Analysemedien veröffentlicht wurden. Vor allem die drei großen Berliner Universitäten (FU Berlin, HU Berlin und TU Berlin) stellten im *Tagesspiegel* anlässlich der Bekanntgabe der Förderentscheidungen regelmäßig die von ihnen bei der Exzellenzinitiative beantragten oder bewilligten Projekte vor. Da es sich dabei allerdings nicht um redaktionelle Beiträge sondern um Public Relations handelte, wurden diese Artikel nicht in der Analyse berücksichtigt.

6.1.4. Codiereinheiten

Codiereinheit ist der jeweilige Artikel. Auf dieser Ebene wurden zum einen formale Variablen zur Identifikation und Charakterisierung der journalistischen Beiträge kodiert. Zum anderen wurden Variablen kodiert, welche explizit zur Analyse des medialen Framings der Exzellenz-Debatte konzipiert worden waren. Das nachfolgende Unterkapitel stellt die Entwicklung des Kategoriensystems im Detail vor.

6.1.5. Induktive Entwicklung des Kategoriensystems

Entman (1993) beschreibt Frames als charakteristische Muster öffentlicher Diskurse (vgl. Kapitel 4). Ausgehend von Entmans Definition entwickeln Matthes u. Kohring (2008) einen Weg, um diese Frames zu identifizieren. „Die Grundidee ist die Folgende: Wenn man ein Frame als ein bestimmtes, unverwechselbares Muster eines Textes versteht, das sich aus mehreren, von Journalisten selektiv ausgewählten und vom Rezipienten beobachtbaren Elementen zusammensetzt, dann kann man dieses Muster auch empirisch bestimmen. Der Ausgangspunkt dieses Verfahrens ist also nicht, den kompletten Frame direkt zu kodieren, sondern seine einzelnen *Elemente* (Matthes u. Kohring, 2004, S. 61, Hervorhebung i.O.).“

In einem ersten Schritt galt es also, die von Matthes u. Kohring (2008) aus der Definition von Entman (1993) abgeleiteten Frame-Elemente mit Blick auf die mediale Exzellenz-Debatte zu operationalisieren. Das Kategoriensystem zur Framing-Analyse wurde induktiv aus dem empirischen Material heraus entwickelt. Dafür kam die zusammenfassende qualitative Inhaltsanalyse nach Mayring (2003, S. 59ff) zum Einsatz. Die gewählte Stichprobe umfasste 66 Artikel aller in die Inhaltsanalyse aufgenommenen Analysemedien. Dies entsprach zum Stichtag 31.07.2012 etwa fünf Prozent des zu diesem Zeitpunkt erschienenen gesamten empirischen Materials. Dabei war die Kodierung zusätzlicher Artikel so lange vorgenommen worden, bis nur noch wenig neue Kategorien identifiziert werden konnten. Zusätzlich zu den von Mayring (2003, S. 60) vorgeschlagenen Reduktionsschritten Paraphrasierung und Generalisierung wurden die so gewonnenen Kategorien zu inhaltsanalytisch messbaren Frame-Elementen entsprechend der Definition von Entman (1993, S. 52) verdichtet, indem thematisch zusammengehörige Kategorien entsprechenden Variablen als Ausprägungen zugeordnet wurden (vgl. Tabelle 6.1).

Das Frame-Element *Problem* wurde mittels dreier Variablen operationalisiert: Thema, assoziierter Schaden sowie assoziierter Nutzen. Die *kausale Attribution* wurde jeweils mittels einer Verantwortungszuschreibung zum assoziierten Nutzen und assoziierten Schaden operationalisiert. Bei der Variable *Bewertung* wurde geprüft, ob die Exzellenzinitiative oder im vorangegangenen Diskurs das Konzept zur Gründung von einer oder mehreren Elite-Universitäten nach US-amerikanischen Vorbild positiv, negativ, neutral oder teils teils bewertet wurde. Schließlich wurden zur Erfassung des Frame-Elements *Handlungsempfehlung* Forderungen kodiert³. Diese sieben Variablen wurden später bei der Clusteranalyse berücksichtigt und auch zur Analyse des visuellen Framings der Karten zur deutschen Forschungslandschaft genutzt. Um diese Frame-Elemente herum wurden zusätzliche Variablen gruppiert: etwa die Autoren und Adressaten einer Aussage oder ihre Einschätzung, wie wahrscheinlich das Eintreten eines etwaigen Nutzen bzw. Schadens ist. Mit dieser Operationalisierung lehnt die vorliegende Studie an die quantitativen Arbeiten u.a. von Matthes u. Kohring (2008), Kohring u. a. (2011) sowie Ruhrmann u. a. (2013) an. Die im Rahmen der qualitativen Vorstudie identifizierten Textpassagen wurden als Beispielcodierungen neben anderen in das finale Codebuch aufgenommen und damit für die Kodieranleitung nutzbar gemacht.

Darüber hinaus waren weitere Variablen konstruiert worden, etwa zu den allgemein im Diskurs zur Förderung von Spitzenforschung an Universitäten zu Wort kommenden Akteuren. Insgesamt umfasst das Kategoriensystem 50 Variablen, von denen einige allerdings nur formale Merkmale der Analyseeinheiten adressieren (z.B. Erscheinungsmedium, Erscheinungsdatum des Artikels, Autor des Artikels etc.). Inhaltliche Dynamiken im Diskurs waren bei der Entwicklung des Codebuchs berücksichtigt worden, indem schon bei der qualitativen Inhaltsanalyse Artikel aus allen Phasen der Exzellenz-Debatte berücksichtigt worden waren.

In der empirischen Arbeit war dann die Häufigkeit des Auftretens dieser Variablen im Material durch Kodierung der Analyseeinheiten gemessen worden. Erschwert wurde die Kodierung dadurch, dass nicht nur formale Eigenschaften der zu untersuchenden Artikel interessierten, sondern auch explizit inhaltliche Bedeutungen sowie Bewertungen erfasst wurden

³Eine ausführliche Darstellung der Kodieranweisungen liefert das Codebuch, welche auf der dieser Arbeit angefügten CD zu finden ist.

Tabelle 6.1.: Operationalisierung der Frame-Elemente in Anlehnung an Entman (1993, S. 52)

Frame-Element	Variable	Ausprägungen
Problemdefinition	Thema	Exzellenzinitiative von Bund und Ländern, Leistungsperformanz des dts. Universitätssystems, Differenzierung des dts. Universitätssystems, Bund-Länder-Dualismus in der Wissenschaftspolitik, Wettbewerb um Förderung von Spitzenforschung, Zentralität von Wissen(-schaft) in der modernen Gesellschaft, Nachhaltigkeit der Förderung von Spitzenforschung, Elite-Universitäten, Exzellenz-Netzwerk
	assoziiierter Nutzen	Stärkung des dts. Universitätssystems, Stärkung geförderter Universitäten, Förderung des New Public Management an dts. Universitäten, Intensivierung des föderalen Wettbewerbs in der Wissenschaftspolitik, Nutzen des Wettbewerbsprinzips zur Identifikation wissenschaftlicher Exzellenz, Stärkung forschungsorientierter Lehre, Steigerung der Forschungsperformanz mit ExIn-Mitteln geförderter Universitäten, gesamtgesellschaftlicher Nutzen von Wissenschaft
	assoziiierter Schaden	Defizite des dts. Universitätssystems im internationalen Vergleich, Behinderung der Entwicklung des dts. Wissenschaftssystems, Fragilität der Förderentscheidungen, Befristung der Förderung von Spitzenforschung im Rahmen der Exzellenzinitiative, Leere, Projektförmigkeit der (Exzellenz-)Forschung, negative Auswirkungen der Exzellenzinitiative auf das Governance von Universitäten, struktureller Schaden für das dts. Wissenschaftssystem, Verwässerung des Wettbewerbs um Förderung von Spitzenforschung, Defizite des Konzepts der Elite-Universitäten, Defizite des Exzellenz-Netzwerks
	Kausale Attribution	Bundespolitiker, Landespolitiker, DFG, WR, Hochschulleitung, Gemeinsame Kommission, Gutachter, Vertreter von Exzellenzeinrichtungen, Egalitätsprinzip, Exzellenzinitiative, Wissenschaftssystem, Unabhängigkeit der Wissenschaft, Kooperationsverbot
Bewertung	Bewertung	positiv, negativ, neutral, teils teils
Handlungsempfehlung	Förderung	Förderinstrument für Spitzenforschung, Wettbewerb als wissenschaftspolitisches Steuerungsinstrument, Modifikation des Entscheidungsverfahrens, Maßnahmen zur Stärkung der universitären Lehre, Verstärkung der Strukturen für Spitzenforschung, wissenschaftspolitische Maßnahmen zur Steigerung der Wettbewerbsfähigkeit dts. Universitäten, Auflösung des Bund-Länder-Dualismus in der Wissenschaftspolitik, Elite-Universität(-en), Exzellenz-Netzwerk, Wahrung des Entscheidungsverfahrens

(vgl. Diekmann, 2003, S. 484). Das ist nicht nur besonders zeitintensiv, sondern auch besonders fehleranfällig. Um diesem Problem zu begegnen, wurde jeder Artikel nach Kodierung ein weiteres Mal gelesen. Im Anschluss wurden die Kodierungen kritisch geprüft. Zudem wurden nicht mehr als 30 Artikel pro Tag kodiert, sodass eine Erschöpfung des Kodierers vermieden wurde. Die Kodierung wurde für jede Analyseeinheit auf einem Codesheet dokumentiert, anschließend in das Statistik-Programm *SPSS* übertragen und damit für weitere Analysen nutzbar gemacht.

6.1.6. Datenanalyse

Im Rahmen der Inhaltsanalyse wurden neben einer formal-deskriptiven Auswertung auch komplexere Berechnungen vorgenommen worden. Kern der Arbeit ist die Analyse des medialen Framings, deren Methodik im folgenden Absatz dargestellt werden soll. Darüber hinaus waren noch spezielle Indizes berechnet worden, um einen Eindruck über die Bewertung der Exzellenzinitiative in den verschiedenen Analysemedien zu gewinnen. Diese Indizes werden im zweiten Absatz dieses Abschnitts vorgestellt.

6.1.6.1. Analyse des medialen Framings per Clusteranalyse

Nach der Kodierung des empirischen Materials galt es, die Frame-Elemente zu Frames zusammenzufügen. Auch dafür liefern Matthes u. Kohring (2004) eine Anleitung: „Versteht man einen Frame als empirisch bestimmbares Textmuster, müsste er sich demnach durch eine ganz spezifische Konstellation der vier von Entman beschriebenen Frame-Elemente auszeichnen (wobei auch das Nichtvorkommen eines Elements bedeutsam ist). Mit anderen Worten: Wir nehmen an, dass sich die empirischen Ausprägungen der als Variablen operationalisierten und mittels einer Inhaltsanalyse erfassten Frame-Elemente in einer je charakteristischen Weise gruppieren und so zu verschiedenen Mustern formen können. Sofern ein solches Muster über mehrere Texte hinweg identifiziert werden kann, soll von einem Frame die Rede sein (ebd. 2004, S. 62).“

In der vorliegenden Arbeit werden die Ausprägungen der als Variablen begriffenen Frame-Elemente entsprechend der Empfehlung von Matthes u. Kohring (2004) per Clusteranalyse zu Frames verdichtet. Bei der Clusteranalyse handelt es sich um ein Verfahren zur Erkennung von Mustern durch numerische Klassifikation. Es kommt zum Einsatz, falls „die Klassen noch nicht (vollständig) bekannt sind und aus Daten erst konstruiert werden müssen (Wiedenbeck u. Züll, 2010, S. 525).“ Das Ziel des Verfahrens im Rahmen einer Framing-Analyse besteht in der Gruppierung von Artikeln, wobei die Unterschiede innerhalb einer Gruppe möglichst klein und zwischen den Gruppen möglichst groß sein sollten (vgl. dazu allgemein Bacher u. a., 2010, S. 16ff).

Der Vorteil dieses Vorgehens besteht darin, dass auf diese Weise auch zeitliche Dynamiken und inhaltliche Verschiebungen innerhalb der Frames rekonstruiert werden können. Darüber hinaus ist die Kodierung einzelner Variablen, d.h. der Frame-Elemente, weitaus unkomplizierter als die Kodierung ganzer Frames.

Anders als von Matthes u. Kohring (2004, S. 62 f.) empfohlen, wurde in der vorliegenden Studie aber keine hierarchische Clusteranalyse, sondern eine Two-Step-Clusteranalyse

6. Operationalisierte Exzellenz

vorgenommen. Die Two-Step-Clusteranalyse bietet gegenüber den alternativen Verfahren der hierarchischen Clusteranalyse sowie der Clusterzentrenanalyse den Vorteil, dass sie sowohl mit niedriger skalierten Variablen umgehen, als auch eine hohe Fallzahl an Artikeln verarbeiten kann (vgl. Wiedenbeck u. Züll, 2010, S. 534). Beides war bei der vorliegenden Framing-Analyse der medialen Exzellenz-Debatte der Fall, denn das Messniveau der Variablen ist nominal und die Artikelzahl überstieg die für eine hierarchische Clusteranalyse empfohlene Zahl von 250 um ein Vielfaches. Ein weiterer Vorteil der Two-Step-Clusteranalyse besteht darin, dass - anders als bei der Clusterzentrenanalyse - keine Vorabfestlegung der Clusterzahl erforderlich ist. Bei den theoretischen Vorüberlegungen hatte sich auch keine bestimmte Zahl von Deutungsrahmen in der medialen Exzellenz-Debatte aufgedrängt. Entsprechend wurde die Clusteranalyse mit Blick auf die Zahl der Cluster ergebnisoffen vorgenommen, sodass jeweils die optimale Clusterzahl für die Untersuchungszeiträume aus dem empirischen Material heraus ermittelt wurde. Dieses methodische Vorgehen stimmt mit der Studie von Kohring u. a. (2011) zur Darstellung der Nanotechnologie in den Medien überein. Auch die folgenden Analyseschritte wurden in Anlehnung an diese Veröffentlichung vorgenommen.

Vor der Clusteranalyse wurde eine Dichotomisierung der für die Framing-Analyse relevanten nominalen Variablen mit mehr als zwei Ausprägungen vorgenommen (vgl. Backhaus u. a., 2006, S. 494ff). Dabei erhält jede nominale Ausprägung den Status einer eigenständigen Variable, die mit Null oder Eins kodiert ist. Diese dichotomen Variablen ließen sich anschließend mit metrischen Verfahren aggregieren, sodass die gesamten Informationen der eingegangenen Fälle erhalten blieben.

Da durch die Dichotomisierung jede Ausprägung einer mehrkategorialen Variable Variablenstatus erhält und sich somit die Anzahl der Variablen stark erhöht, gingen nur diejenigen Ausprägungen als dichotomisierte Variablen in die Clusteranalyse ein, die eine Häufigkeit von mehr als fünf % aufweisen. Kohring u. a. (2011, S. 207) begründen dieses Vorgehen in ihrer Studie zur Nanotechnologie wie folgt: „Extrem kleine Cluster mit nur sehr wenigen Fällen werden so möglicherweise nicht berücksichtigt. Da der Sinn dieses Verfahrens aber in der Komplexitätsreduzierung besteht, kann dies in Kauf genommen werden. Auch journalistentheoretisch ist davon auszugehen, dass nur einigermaßen kontinuierlich wiederkehrende Deutungsmuster Aufmerksamkeit bei den Publika finden und einen Einfluss auf das öffentliche Bild der Nanotechnologie ausüben werden (ebd. 2011, S. 207).“ Das gilt auch für die Exzellenz-Debatte.

Als Distanzmaß wurde wie bei Kohring u. a. (2011) das Log-Likelihood-Maß benutzt. Für die automatische Bestimmung der Clusterzahl kam das „Schwarzsche Bayes-Kriterium“ (BIC) zum Einsatz. Abschließend wurde mittels statistischer Testverfahren die inhaltliche Güte der Cluster-Lösungen geprüft. Für jede Variable wurde per Chi-Quadrat-Anpassungstest geprüft, ob sich die Häufigkeitsverteilung der Variable in einem Cluster signifikant von der Häufigkeitsverteilung für alle Fälle unterscheidet (vgl. Janssen u. Laatz, 2006). Die Datenanalyse erfolgte mit *SPSS*.

6.1.6.2. Neutralitätsindizes

Wie wird die Exzellenzinitiative im medialen Diskurs bewertet? Gibt es Unterschiede zwischen den Medien? Und stimmten die Einschätzungen der Journalisten mit der Meinungstendenz der

in ihrem jeweiligen Medium zu Wort kommenden Akteure überein? Da Abstufungen derartiger Bewertungen etwa mittels Skalen inhaltsanalytisch nur sehr schwierig zuverlässig zu messen sind, wurden ausschließlich die Einstellungsrichtungen der einzelnen Medien verglichen. Zwei Indizes, welche die Bewertungen von Journalisten und den zu Wort kommenden Akteuren abbildet, sind der direkte und der indirekte Neutralitätsindex. Diese Indizes beziehen sich jeweils stets auf ein Einstellungsobjekt (für Definition siehe Kasten). Einstellungsobjekte im Rahmen dieser Inhaltsanalyse waren zum einen die Idee der Etablierung einer oder mehrerer Elite-Universitäten nach US-amerikanischem Vorbild sowie die Exzellenzinitiative von Bund und Ländern.

DEFINITION: *direkter Neutralitätsindex, indirekter Neutralitätsindex*

1. Sei $\sum B_{eigen+}$ die Summe der positiven und $\sum B_{eigen-}$ die Summe der negativen Eigenbewertungen aller Analyseeinheiten pro Medium hinsichtlich eines Einstellungsobjekts. Dann heißt

$$N_{direkt} = \frac{\sum B_{eigen+} - \sum B_{eigen-}}{Z}$$

direkter Neutralitätsindex.

2. Seien $\sum B_{fremd+}$ die Summe der positiven und $\sum B_{fremd-}$ die Summe der negativen Fremdbewertungen aller Analyseeinheiten pro Medium hinsichtlich eines Einstellungsobjekts. Dann heißt

$$N_{indirekt} = \frac{\sum B_{fremd+} - \sum B_{fremd-}}{Z}$$

indirekter Neutralitätsindex pro Medium (Merten, 1983, S. 27).

Der direkte Neutralitätsindex setzt die Differenz positiver und negativer Eigenbewertungen in Beziehung zur Gesamtzahl aller in einem Artikel vorkommenden Eigenbewertungen. Als Eigenbewertung gilt eine Wertung durch einen Journalisten. Damit liefert der direkte Neutralitätsindex eine Aussage für die Bewertung des Einstellungsobjekts durch das veröffentlichende Medium. Demgegenüber setzt der indirekte Neutralitätsindex die Differenz positiver und negativer Fremdbewertungen in Beziehung zur Gesamtzahl aller in einem Artikel abgegebenen Bewertungen. Als Fremdbewertung gilt eine Bewertung des Einstellungsobjekts durch einen im Veröffentlichungsmedium zu Wort kommenden externen Akteur. Der indirekte Neutralitätsindex erlaubt deshalb eine Aussage darüber, wie das Einstellungsobjekt von den zu Wort kommenden externen Akteuren eingeschätzt wird. Die Werte beider Indizes liegen zwischen -1 und +1. Sie drücken im positiven Bereich Zustimmung und im negativen Bereich Ablehnung aus (vgl. Merten, 1983, S. 27).

6.1.7. Reliabilität

Wie reliabel sind die Ergebnisse einer Inhaltsanalyse? Die deutsche Kommunikationswissenschaft ist für diese Frage besonders sensibilisiert, seit Lauf (2001) die Darstellung von Reliabilitätstests in Fachaufsätzen, welche zwischen 1990 und 1999 in *Publizistik* sowie *Medien- und Kommunikationswissenschaften* veröffentlicht worden waren, inhaltsanalytisch untersucht und dabei mehrheitlich Defizite identifiziert hatte. Zwar kamen Vogelsang u. Scharrow (2012)

6. Operationalisierte Exzellenz

in einer elf Jahre später publizierten Folgestudie zu dem Ergebnis, dass sich die Dokumentationspraxis der zwischen 2000 und 2010 erschienenen Beiträge stärker an den Empfehlungen einschlägiger Lehrbücher orientierte. Aber noch immer war in knapp einem Drittel der veröffentlichten Fachartikel keinerlei Bezug auf Reliabilitätsaspekte genommen worden.

Angaben zur Reliabilität sind aber wichtig, weil sie Informationen zur Reproduzierbarkeit der in einer Studie erzielten Messergebnisse liefern. Grundsätzlich gilt: „A study is reliable when repeated measurement of the same material results in similar decisions or conclusions (Wimmer u. Dominick, 2011, S. 170).“ Für Lauf (2001, S. 57) ist der Nachweis der Reliabilität nur dann erbracht, falls ein adäquat konzipierter Reliabilitätstest auch nachvollziehbar dokumentiert ist. Um die Reliabilität einer Inhaltsanalyse beurteilen zu können, hält er folgende Informationen für unverzichtbar: „Codierertraining, Anzahl aller und getesteter Codierer, Zeitpunkte der Durchführung der (des) Reliabilitätstests, Auswahl und Umfang des im Reliabilitätstests codierten Materials und Koeffizienten für jede im Beitrag dargestellte Variable (ggf. mit Konfidenzintervall, wenn dadurch der Wert von .80 unterschritten wird) (ebd., 2001, S. 67).“

Rössler (2005, S. 185 f.) differenziert zwischen einer Codierreliabilität und einer Identifikationsreliabilität. Die Codierreliabilität misst, wie zuverlässig das empirische Material kodiert wurde. Die Identifikationsreliabilität misst, wie zuverlässig das zu kodierende Material zuvor zusammengestellt wurde (also im vorliegenden Fall per Stichwortsuche in der Pressedatenbank *Genios*). „[D]enn welche Aussage hat eine in der Codierung sauber durchgeführte Inhaltsanalyse, wenn das ihr zugrunde liegende Material nur sehr unzuverlässig aus dem Medienangebot herausgefiltert wurde (ebd., 2005, S. 189)?“ Entsprechend empfiehlt Rössler (2005, S. 189) eine zweistufige Reliabilitätsprüfung, welche beide Formen von Reliabilität adressiert und die im Folgenden gegliedert dargestellt wird.

Identifikationsreliabilität Der Identifikationsreliabilitätstest war vor Beginn der Inhaltsanalyse im Oktober 2011 vorgenommen worden. Damit deckt der Identifikationsreliabilitätstest zwar nicht den gesamten Untersuchungszeitraum ab, weil dieser ja erst im Juli 2013 endet. Es sollte aber schon zu diesem frühen Zeitpunkt geprüft werden, ob die Studie eine adäquate Reliabilität erreichen kann.

Die Identifikation der journalistischen Beiträge wurde vom Autor ebenso selbst vorgenommen wie der Identifikationsreliabilitätstest. Dazu waren sechs Erhebungstage per Zufallsauswahl ausgewählt worden, wobei auf Grundlage der Eindrücke aus der qualitativen Vorstudie vorab drei Phasentypen der medialen Berichterstattung identifiziert wurden: der Diskurs um die Etablierung einer oder mehrerer Elite-Universitäten in Deutschland, Förderentscheidungen bei der Exzellenzinitiative sowie politische Verkündungstermine, d.h. die Bekanntmachung der beiden Exzellenzvereinbarungen. Aus allen Phasen waren dann jeweils zwei Tage per Zufall ausgewählt worden. Dadurch konnten die in der qualitativen Vorstudie gewonnenen Eindrücke zu den Dynamiken innerhalb des medialen Diskurses abgebildet werden. Bis zum Ende des Untersuchungszeitraums waren dann noch weitere Suchalgorithmen entwickelt worden, um alle relevanten Medienartikel zum Diskurs über die Förderung von Spitzenforschung zu identifizieren.

Nach Fertigstellung der Inhaltsanalyse wurde der Identifikationsreliabilitätstest im Oktober

2014 fortgesetzt. Es wurden per Zufall zwei weitere Tage gewählt, von denen einer in einem vorab definierten Zeitfenster um die Förderentscheidungen der Exzellenzinitiative im Juni 2012 und einer in einem Zeitfenster um die Veröffentlichung der *Perspektiven des deutschen Wissenschaftssystems* durch den Wissenschaftsrat lag.

Der Vergleich der Codierungen im Rahmen des Identifikationsreliabilitätstests zeigte, dass die identifizierten Artikel für die insgesamt acht Erhebungstage übereinstimmten. Diese Übereinstimmung überrascht nur wenig, weil die Zeitungsartikel in der Pressedatenbank *Genios* ja standardisiert abrufbar sind. Die Identifikation der zu kodierenden Artikel kann also als reliabel bewertet werden.

Codierreliabilität Rössler (2005, S. 185) differenziert drei Formen von Codierreliabilität:

- *Intercodierer-Reliabilität* meint die Übereinstimmung mehrerer Codierer bei der Verschlüsselung des empirischen Materials.
- *Intracoder-Reliabilität* meint die Übereinstimmung der Verschlüsselungen eines jeden Codierers zu Beginn und am Ende der Feldphase.
- *Forscher-Codierer-Reliabilität* meint die Übereinstimmung der Verschlüsselungen der Codierer mit denen des Forschers.

Da der Autor die Codierung allein vornahm, wurde die Intracoder-Reliabilität geprüft. Dazu wurde nach Fertigstellung des Kodiervorgangs im Oktober 2013 - also etwa einen Monat nach Abschluss der eigentlichen Feldphase - ein Teil des empirischen Materials ein zweites Mal kodiert. Ein solches Vorgehen empfiehlt sich gerade für längere Feldphasen wie in diesem Fall. Denn so kann geprüft werden, ob die Verschlüsselungen des Codierers auch nach einer gewissen Zeit noch übereinstimmen oder ob es Lerneffekte während der Codierung gab.

Für den Intracoder-Reliabilitätstest wurde eine zufällige Stichprobe aus dem in die Analyse eingeschlossenen empirischen Material gezogen. Für die Mindestgröße des *samples* für den Reliabilitätstest gibt es in der Literatur keinen Standard. Rössler (2005, S. 191) empfiehlt mindestens 30 bis 50, aber lieber 200 bis 300 Codierungen pro Kategorie. Diese Zahlen waren aus forschungsökonomischen Gründen im Rahmen dieser Studie allerdings nicht zu erreichen. Zwar schlägt Früh (2007, S. 190) vor, formale Variablen wie das Erscheinungsdatum eines Artikels nicht im Reliabilitätstest zu berücksichtigen und die frei werdenden Kapazitäten stattdessen für die zentralen inhaltlichen Variablen zu nutzen. Aber auch dann wäre der zu codierende Umfang des *samples* einfach zu groß für dieses begrenzte Forschungsvorhaben ausgefallen.

Da die Aussagenlisten sehr umfangreich sind und pro Artikel bis zu dreimal abgefragt wurden⁴, war auch gar nicht abschätzbar, wie viele Artikel erforderlich gewesen wären, um für jede Aussage die erforderliche Mindestzahl an Codierungen zu erreichen. Böcking (2009, S. 204), die in einer Studie die mediale Berichterstattung zur Stammzellforschung untersucht und dabei ein ähnliches Studiendesign genutzt hat, schlägt stattdessen vor, die Artikel für das *sample* - durchaus in Anlehnung an die Empfehlungen in der Literatur (vgl. Früh 2007,

⁴Es war eine Mehrfachnennung möglich.

6. Operationalisierte Exzellenz

S. 190 und Rössler 2005, S. 190) - entsprechend ihrer Komplexität zu schichten. Sie unterteilte die Texte in drei Längenkategorien. Für jede der drei Längenkategorien wurden pro Analysemedium drei Artikel zufällig aus dem Analysematerial ausgewählt und der Reliabilitätskodierung unterzogen. Die Größe dieses *samples* erscheint aber wiederum als zu gering, um die Codierreliabilität adäquat zu prüfen.

Die Stichprobe, die diesem Reliabilitätstest zu Grunde liegt, ist umfangreicher. Das *sample* umfasst 90 Artikel, die zufällig aus dem gesamten Textkorpus gezogen wurden. Dies entspricht einer Stichprobengröße von etwa fünf Prozent des Gesamtumfangs des empirischen Materials. Zur Berechnung der Reliabilität bietet die Kommunikationswissenschaft zahlreiche Koeffizienten an, von denen in dieser Arbeit zwei zum Einsatz kommen: der Reliabilitätskoeffizient nach Holsti sowie Krippendorff's α (siehe Kasten).

DEFINITION: *Reliabilitätskoeffizient nach Holsti, Krippendorff's α*

1. Sei $C_{\bar{U}}$ die Zahl übereinstimmender Codierungen, C_A die Zahl der Codierungen von Coder A sowie C_B die Zahl der Codierungen von Coder B. Dann heißt $C_R = \frac{2C_{\bar{U}}}{(C_A + C_B)}$ mit $0 \leq C_R \leq 1$
der Reliabilitätskoeffizient nach Holsti (vgl. Rössler, 2005, S. 190).
2. Sei $D_0 = \frac{1}{n} \sum_c \sum_k o_{ck} \delta_{ck}^2$ die beobachtete Abweichung und $D_e = \frac{1}{n-1} \sum_c \sum_k n_c * n_k \delta_{ck}^2$ die erwartete Abweichung bei einer zufälligen Codierung. Dann heißt $\alpha = 1 - \frac{D_0}{D_e}$
Krippendorff's α .

Der Reliabilitätskoeffizient nach Holsti ist in der Kommunikationswissenschaft weit verbreitet, weil er besonders einfach zu berechnen ist (Rössler, 2005, S. 190). Bei einem Codierer und zwei Codierzeitpunkten entspricht er der einfachen paarweisen Übereinstimmung der vorgenommenen Verschlüsselungen (siehe Kasten mit Definition). Aber der Reliabilitätskoeffizient nach Holsti stößt auch auf Kritik, von der einige Punkte für die Interpretation seiner Werte in dieser Arbeit relevant sind: Erstens wird der Reliabilitätskoeffizient nach Holsti von der Zahl der Ausprägungen einer Variablen beeinflusst. Zweitens kann er keine zufälligen Übereinstimmungen bei den Verschlüsselungen korrigieren: „For example, a two-category system has 50% reliability simply by chance, a five-category system generates 20% agreement by chance, and so on (Wimmer u. Dominick, 2011, S. 173).“ Und drittens kann auch kein Konfidenzintervall bestimmt werden, sodass die Präzision des Reliabilitätskoeffizienten nach Holsti zwangsläufig offen bleiben muss.

Ein alternativer Reliabilitätskoeffizient, der diese Punkte adressiert, ist Krippendorff's α . Dieser Koeffizient ist strenger als der Reliabilitätskoeffizient nach Holsti, weil er die zufälligen Übereinstimmungen bei der Verschlüsselung korrigiert. Außerdem lässt sich für α ein Konfidenzintervall bestimmen, sodass Laufs oben genannte Anforderungen an die Darstellung einer Reliabilitätsprüfung adäquat erfüllt werden können.

Die Tabellen 6.2 und 6.3 stellen die nach Holsti und Krippendorff berechneten Reliabilitätskoeffizienten - wie in der Literatur gefordert (vgl. Wimmer u. Dominick, 2011, S. 175) - pro Variable gegenüber. Speziell bei Krippendorff's α ist pro Variable auch das 95-Prozent-Konfidenzintervall angegeben, falls dessen untere Grenze den Wert .80 unterschreitet. Lediglich bei Mehrfachantworten wurde die Reliabilität jeweils in entsprechenden Blöcken berechnet. Andernfalls hätte die Reliabilität wegen der zum Teil geringen Fallzahlen bei der zweiten oder dritten Nennung nicht adäquat berechnet werden können. Dies betrifft die Variablen, auf deren Grundlage die Framing-Analyse vorgenommen wurde.

Die Beurteilung eines Reliabilitätskoeffizienten muss unter Berücksichtigung des Schwierigkeitsgrades der jeweiligen Kategorie erfolgen: In der Literatur gilt es weitestgehend als Konsens, dass für inhaltliche Kategorien Werte ab .80, für formale Kategorien Werte nahe 1.0 zu fordern sind (Rössler, 2005, S. 192). Neuendorf (2007, S. 143) kommt bei einer Auswertung der Methodenliteratur zu dem Schluss, dass eine Übereinstimmung von über 90 Prozent als sehr gutes Ergebnis und eine Übereinstimmung von über 80 Prozent noch als gutes Ergebnis bewertet werden kann. Krippendorff (2004, S. 241) empfiehlt zudem, bei Variablen mit Werten zwischen .667 und .80 vorsichtigere Schlüsse zu ziehen. Die Berechnung beider Reliabilitätskoeffizienten erfolgte mittels der Software *SPSS*.

Wie zu erwarten war, wurde für die formalen Variablen wie „Datum“, „Überschrift“, „Erscheinungsressort“ oder „Erscheinungsseite“ durchgehend der sehr gute Wert 1.0 erreicht. Auch für viele andere Variablen ist der Reliabilitätskoeffizient nach Holsti größer als .80 und oftmals sogar größer als .90. Das gilt auch für die inhaltlichen Variablen, welche für die Framing-Analyse relevant sind. Alle Variablengruppen, welche sich darauf beziehen, erreichen mit einzelnen Variablen zum Teil Werte über .90.

Auffällig ist hier, dass die Konkretisierungen von „Thema“, „Nutzen“, „Schaden“ und „Forderung“ schlechtere Reliabilitätswerte erzielen. Eine nochmalige Durchsicht der Codesheets sowie ein Abgleich mit dem empirischen Material lieferte Hinweise auf die Ursache: Vielfach sind die Diskrepanzen bei den Konkretisierungen darauf zurückzuführen, dass ein Artikel mehrere Konkretisierungen diskutiert. Es konnte aber immer nur eine Konkretisierung verschlüsselt werden, sodass der Codierer ohne Regeln Prioritäten setzen musste, welche dann bei der zweiten Verschlüsselung eben nicht immer mit der ursprünglichen Codierung übereinstimmte. Auf der allgemeineren Ebene sollte die Verschlüsselung von jeweils bis zu drei „Themen“, „Nutzen“, „Schäden“ und „Forderungen“ eine solche Prioritätensetzung gerade vermeiden, um die Reliabilität des Codierprozesses zu steigern.

Eine Erweiterung dieses Konzepts auf „konkrete Themen“, „konkrete Nutzen“, „konkrete Schäden“ und „Handlungsempfehlungen“ hätte das Codebuch aber überkomplex gemacht. Insofern erscheinen die etwas schlechteren Reliabilitätswerte in Abwägung mit dem forschungsökonomischen Aufwand einer noch detaillierteren Verschlüsselung als tolerierbar - zumal die Werte ja meist noch im guten Bereich lagen. Dieselbe Beobachtung wurde auch für die übergeordnete Variable 12 „Hauptthema des Artikel“ sowie die das Thema konkretisierende Variable 13 „Unterthema des Artikels“ gemacht.

Ansonsten stellten lediglich die beiden Variablen „Eigenbewertung Exzellenzinitiative positiv“ sowie „Eigenbewertung Elite-Universität negativ“ Ausnahmen von den insgesamt guten Reliabilitätswerten nach Holsti dar.

6. Operationalisierte Exzellenz

Tabelle 6.2.: Reliabilitätskoeffizient nach Holsti sowie Krippendorff's α für die Intracoder-Reliabilität pro Variable unter Angabe der Anzahl paarweiser Codierung n (für Beschreibung der Variablen siehe Codebuch im Anhang)

Variable	n	Holsti	α [95%-KI]
V1: Datum	90	1.00	1.00
V2: Überschrift	90	.955	.905
V3: Wertung in Überschrift	90	1.00	1.00
V4: Erscheinungsressort	90	1.00	1.00
V5: Erscheinungsseite	90	1.00	1.00
V6: Länge des Artikels	90	1.00	1.00
V7: Quelle des Artikels	90	1.00	1.00
V8: Name des Autors	90	1.00	1.00
V9: Darstellungsform	90	1.00	1.00
V10: Bezug zum Analysegegenstand	90	1.00	1.00
V11: Anlass	90	.977	.967
V12: Hauptthema	90	.955	.949
V13: Unterthema	90	.922	.906
V14_1 - V14_3: Sprecher	150	.940	.937
V15_1 - V15_3: Prominenz	150	.900	.851 [.772-.921]
V16_1 - V16_3: Widerspruch	150	.953	.820 [.692-.949]
V17_1 - V17_3: Thematischer Bezug	150	.953	.944
V18_1 - V18_3: konkretes Unterthema	150	.853	.844 [.780-.901]
V19_1 - V19_3: Themenbewertung	150	.913	.866 [.794-.928]
V20_1 - V20_3: Nutzen	77	.922	.901
V21_1 - V21_3: konkreter Nutzen	77	.870	.860 [.777-.930]
V22_1 - V22_3: Erwartung des Nutzeneintretens	77	.948	.876 [.753-.975]
V23_1 - V23_3: Attribution des Nutzens	77	.974	.880 [.699-1.00]
V24_1 - V24_3: Autor Verantwortungszuschreibung	77	.922	.911
V25_1 - V25_3: Schaden	98	.989	.988
V26_1 - V26_3: konkreter Schaden	98	.878	.851 [.777-.923]
V27_1 - V27_3: Erwartung des Schadeneintretens	98	.929	.836 [.720-.953]
V28_1 - V28_3: Attribution des Schadens	98	.918	.867 [.699-1.00]
V29_1 - V29_3: Autor Verantwortungszuschreibung	98	.939	.921
V30_1 - V30_3: Forderung	60	.933	.924
V31_1 - V31_3: konkrete Handlungsempfehlung	60	.933	.926
V32_1 - V32_3: Autor der Forderung	60	.850	.793 [.6688-.8965]
V33_1 - V33_3: Adressat der Forderung	60	.900	.858 [.740-.9527]
V34_1 - V34_3: Prognose für Umsetzung Forderung	60	1.00	1.00
V35_1 - V35_3: Autor der Prognose für Umsetzung	60	1.00	1.00

Tabelle 6.3.: Reliabilitätskoeffizient nach Holsti sowie Krippendorff's α für die Intracoder-Reliabilität pro Variable unter Angabe der Anzahl paarweiser Codierung n (für Beschreibung der Variablen siehe Codebuch im Anhang) [Fortsetzung]

Variable	n	Holsti	α [95%-KI]
V36: Kriterien Graduiertenschulen	1	1.00	1.00
V37: Kriterien Exzellenzcluster	2	1.00	1.00
V38: Kriterien Zukunftskonzepte	25	.920	0.906 [.765-1.00]
V40: Thematisierung der Förderentscheidungen	90	1.00	1.00
V41: Thematisierung Fragilität Förderentscheidungen	90	.989	.967
V42: Art der thematisierten Fragilität	90	.989	.969
V43: Bewertung der Förderentscheidungen	90	1.00	1.00
V44: Eigenbewertung Elite-Universität negativ	4	.250	-0.40
V45: Eigenbewertung Elite-Universität positiv	1	1.00	1.00
V46: Fremdbewertung Elite-Universität negativ	8	1.00	1.00
V47: Fremdbewertung Elite-Universität positiv	14	.928	.842 [.526-1.00]
V48: Eigenbewertung Exzellenzinitiative positiv	24	.792	-0.098
V49: Eigenbewertung Exzellenzinitiative negativ	41	.878	-0.052
V50: Fremdbewertung Exzellenzinitiative positiv	70	.943	-0.373
V51: Fremdbewertung Exzellenzinitiative negativ	63	.921	-0.033
V52: Kriterien Elite-Universität	27	.852	.831 [.662-0.958]
V53: zu Wort kommende Personen	276	.978	.979

Bei letzterem ist bei der Interpretation des grundsätzlich sehr schlechten Werts von .250 zu berücksichtigen, dass dieser auf Grundlage einer sehr geringen Fallzahl zustande gekommen ist. Diese geringe Fallzahl ist darauf zurückzuführen, dass journalistische Eigenbewertungen in der Regel getrennt in Kommentaren vorgenommen werden. Kommentare sind wiederum seltener als zum Beispiel Nachrichten und Berichte. Die Variable wurde deshalb trotzdem bei der Framing-Analyse berücksichtigt.

Ein Vergleich der Codesheets zeigte, dass es sich bei den ermittelten Diskrepanzen um nur sehr geringe Unterschiede handelte. Konkret wurde bei dieser Variable die Anzahl negativer Bewertungen für die 2004 aufgekommene Idee einer Elite-Universität nach US-amerikanischen Vorbild pro Artikel kodiert. Die Unterschiede ergaben sich nur in der Anzahl der Bewertungen, nicht aber in der Tendenz. Darüber hinaus erreichten die ähnlich konstruierten Variablen zu Eigen- und Fremdbewertung der Elite-Universitäten sowie der Exzellenzinitiative durchaus akzeptable Werte. Selbst die Variable, welche pro Artikel die positive journalistische Eigenbewertung der Exzellenzinitiative misst, liegt mit einem Reliabilitätskoeffizienten nach Holsti von .792 nur sehr knapp unter dem empfohlenen Wert 0.8. Deshalb wurden beide Bewertungsvariablen in der Analyse berücksichtigt, obwohl ihr Wert (in einem Fall knapp) unter .80 lag.

Der strengere Reliabilitätskoeffizient Krippendorff's α liegt fast immer über .80 und selbst bei den inhaltlichen Variablen, die zur Framing-Analyse gehören, mitunter sogar über .90.

6. Operationalisierte Exzellenz

Eine Ausnahme ist die Variable 32 „Autor der Forderung“, die mit einem Wert von .793 minimal unterhalb des empfohlenen Werts 0.80 liegt. Darüber hinaus sind die Werte der Reliabilitätskoeffizienten für einige Variablen, welche Grundlage für die Bewertungsindizes sind, formal nicht ausreichend. Dabei ist allerdings die geringe Fallzahl zu berücksichtigen. Um die Ursache der aufgetretenen Diskrepanzen besser zu verstehen, wurden die bei der Hauptcodierung sowie beim Reliabilitätstest genutzten Codesheets sowie die originalen Artikel bei der Abwägung zum den weiteren Umgang mit diesen Variablen mit hinzugezogen. Dabei stellte sich heraus, dass die Unterschiede bei den Verschlüsselungen oftmals die Tendenzstärke, nicht aber die Tendenz selbst betreffen. Nach Abwägung mit den mehrheitlich doch positiven Reliabilitätswerten nach Holsti für diese Variablen wurde deshalb entschieden, diese Variablen bei der weiteren Analyse zu berücksichtigen.

Berücksichtigt man zudem noch die 95%-Konfidenzintervalle zu Krippendorff's α bei der Bewertung der Reliabilität der Messung, zeigen sich mehrheitlich immer noch reliable Werte, bei denen die untere Intervallgrenze oberhalb des guten Wertes .80 liegt. Bei den Variablen „Prominenz des Sprechers“, „Widerspruch“, „konkretes Unterthema“, „Themenbewertung“, „konkreter Nutzen“, „Erwartung des Eintretens des Nutzens“, „Attribution des Nutzens“, „konkreter Schaden“, „Erwartung des Eintretens des Schadens“, „Attribution des Schadens“, „Autor der Forderung“ sowie „Adressat der Forderung“ liegt die untere Grenze des Konfidenzintervalls zwar - mitunter knapp - unter dem guten Wert .80, aber stets oberhalb des noch akzeptablen Werts .67. Umgekehrt liegt die obere Grenze des Konfidenzintervalls zur Variable 32 „Autor der Forderung“, bei welcher Krippendorff's α knapp unter .80 lag, oberhalb von .80.

Mit Blick auf die vorzunehmende Analyse des medialen Framings zur Förderung von Spitzenforschung an deutschen Universitäten ist zu konstatieren, dass die Reliabilitätswerte der dabei einzubeziehenden Variablen mit Ausnahme der „Attribution des Nutzens“ bzw. der „Attribution des Schadens“ auch unter Einbeziehung des Konfidenzintervalls zu Krippendorff's α im guten Bereich liegen. Bei der „Attribution des Nutzens“ sowie der „Attribution des Schadens“ liegt die untere Grenze des 95%-Konfidenzintervalls jeweils im noch akzeptablen Bereich. Generell stellen die durch Kodierung gewonnenen Daten also eine adäquate Grundlage für die vorzunehmende Clusteranalyse sowie die daran anschließende Interpretation der Ergebnisse dar. Die ergänzenden Variablen zu „Thema“, „Nutzen“, „Schaden“ und „Forderung“ wurden dagegen entsprechend konservativer bei der Ergebnisdarstellung berücksichtigt.

Fazit Die Reliabilitätsprüfung liefert Hinweise dafür, dass die im Rahmen der Inhaltsanalyse vorgenommenen Verschlüsselungen als zuverlässig gelten können. Auf der ersten Stufe brachte die Berechnung der Identifikationsreliabilität sehr gute Ergebnisse. Auch bei den auf der zweiten Stufe berechneten Reliabilitätskoeffizienten wurden überwiegend gute bis sehr gute Werte erreicht - und zwar sowohl für den Reliabilitätskoeffizienten nach Holsti, als auch für Krippendorff's im Vergleich dazu strengerem α . In einigen Fällen lagen die Reliabilitätswerte unterhalb von .80. Bei den Variablen, welche für die Berechnung der Bewertungsindizes relevant sind, wurde nach sorgfältiger Abwägung und nach einer Ursachensuche im empirischen Material aus genannten Gründen entschieden, die betreffenden Variablen trotz Reliabilitätswerte von zum Teil unter .80 in die Datenanalyse mit einzubeziehen.

Speziell die Reliabilitätskoeffizienten, welche für die Framing-Analyse relevant sind, er-

reichen im Prinzip gute Werte von fast durchgehend über .80 und die untere Grenze der zugehörigen 95%-Konfidenzintervalle liegt jeweils oberhalb des noch akzeptablen Werts .67. Damit erreicht die Codierung ein Maß an Zuverlässigkeit, mit dem sich die vorliegende Studie durchaus mit den als Vergleichsmaßstab herangezogenen Arbeiten von Ruhrmann u. a. (2013), Kohring u. a. (2011) sowie Böcking (2009) messen lassen kann - und diese sogar zum Teil übertrifft. Kohring u. a. (2011, S. 207) geben die von ihnen berechneten Reliabilitätskoeffizienten leider nicht pro Variable an, sondern nur eine Reliabilität über alle Variablen des Codebuchs. Dabei liegt der Reliabilitätskoeffizient nach Holsti bei .87 und Scotts Pi bei .79. Bei der Interpretation dieser Werte ist allerdings zu berücksichtigen, dass die formalen Variablen, welche tendenziell hohe Reliabilitätswerte erzielen, womöglich schlechtere Werte bei den für die Framing-Analyse relevanten Variablen ausgleichen. Das kann an dieser Stelle leider nicht aufgedeckt werden. Im Vergleich zu Böcking (2009) konnte sogar eine weitaus höhere Reliabilität erreicht werden. Dagegen erzielten Ruhrmann u. a. (2013, S. 13) ebenfalls gute Werte bei dem von ihnen vorgenommenen Reliabilitätstest, für welchen sie neben dem Reliabilitätskoeffizienten nach Holsti auch noch Cohens Kappa berechneten.

Bei der Interpretation ist zu berücksichtigen, dass Kohring u. a. (2011) und Ruhrmann u. a. (2013) einen Interdecoder-Reliabilitätstest vorgenommen haben, während in dieser Arbeit wegen der Beschränkung auf einen einzigen Codierer ein Intracoder-Reliabilitätstest vorgenommen wurde. Insgesamt kann der im Rahmen dieser Arbeit vorgenommene Codierprozess als reliabel bezeichnet werden.

6.1.8. Diskussion der Validität

Misst das entwickelte Kategoriensystem auch tatsächlich das, was es messen soll? Diese Frage nach der Validität des Erhebungsinstruments ist zur Beurteilung der Qualität der Forschungsergebnisse bedeutsam und soll deshalb in wesentlichen Punkten diskutiert werden. Dazu wird im Folgenden auf die Analyse-, Inhalts-, Kriteriums- und Inferenzvalidität eingegangen (vgl. Rössler, 2005, S. 193ff).

Erstens kann die *Analysevalidität* als gesetzt gelten, weil der Autor das empirische Material allein kodiert hat. Zweitens wurden Maßnahmen ergriffen, um die *Inhaltsvalidität* zu steigern: Zum einen wurde das Kategoriensystem induktiv aus dem Material heraus entwickelt und mit den theoretischen Vorüberlegungen, welche aus der theoretischen Triangulation von Sichtbarkeit resultierten, abgeglichen. Zum anderen wurde bei den Variablen zur Analyse des medialen Framings eine Mehrfachnennung erlaubt: Möglich war pro Analyseeinheit die Kodierung von bis zu drei Themen, assoziierten Schäden bzw. Nutzen, Handlungsempfehlungen usw. Dadurch sollte sicher gestellt werden, dass im inhaltsanalytischen Reduktionsprozess des Materials möglichst wenig Informationen verloren gingen. Zudem wurden dadurch Prioritätensetzungen durch den Kodierer auf ein Mindestmaß reduziert. Diese Situation wäre andernfalls während des Prozesses des Kodierens entstanden, falls zum Beispiel in einem Artikel mehrere Themen diskutiert worden wären, aber es nur möglich gewesen wäre, eines davon zu kodieren. Indem dieses Problem durch Mehrfachnennung umgangen wurde, konnte zudem die Intracoder-Reliabilität gesteigert werden. Denn Prioritätensetzungen durch den Kodierer bringen immer auch die Gefahr von Abweichungen im Kodierprozess mit sich. Die drittens zu adressierende *Kriteriumsvalidität* wird im Schlusskapitel diskutiert. Und viertens wurden

6. Operationalisierte Exzellenz

die Ergebnisse mit Blick auf die *Inferenzvalidität* zum einen weitere Erhebungsinstrumente im Rahmen der Methoden-Triangulation eingesetzt, welche Inferenzschlüsse auf ausgewählte Rezipienten erlauben. Zum anderen wurde dafür aber auch auf bestehende Literatur zurückgegriffen.

6.2. Interviews

Nach Fertigstellung der Inhaltsanalyse waren ergänzende Interviews vorgenommen worden⁵. Dabei gab es zwei Ziele: Zum einen sollten durch Interviews mit den für Wissenschaftspolitik zuständigen Redakteuren der Analysemedien ergänzende Informationen über die mediale Konstruktion wissenschaftlicher Exzellenz gewonnen werden. Zum anderen sollten durch Interviews mit Entscheidern und Antragstellern weitere Aspekte der Wissenschaftskommunikation bei der Exzellenzinitiative rekonstruiert werden, etwa hinsichtlich des Entscheidungsverfahrens. Das Vorgehen wird im Folgenden gegliedert dargestellt.

6.2.1. Kriterien der Befragtenauswahl

Bei den Kriterien für die Befragtenauswahl ist zwischen den Journalisten und den Mitgliedern des Bewilligungsausschusses zu differenzieren. Im Fall der Journalisten sollte der jeweils für Wissenschaftspolitikberichterstattung zuständige Redakteur der Analysemedien in das *sample* aufgenommen werden. Im Fall der Mitglieder des Bewilligungsausschusses war Wert auf ein möglichst heterogenes *sample* gelegt worden, um die unterschiedlichen Perspektiven, welche im Bewilligungsausschuss aufeinander trafen, adäquat abzubilden. Dazu mussten sowohl wissenschaftliche Mitglieder, als auch politische Mitglieder des Bewilligungsausschusses in der Auswahl enthalten sein. Darüber hinaus war es zudem erforderlich, die Vorsitzenden des Bewilligungsausschusses in die Befragung mit einzubinden. Dabei bezog sich die Besetzung des *samples* zwar auf den Bewilligungsausschuss für die zweite Programmphase, aber die Befragten waren zum Teil so gewählt worden, dass sie auch Auskunft über die Geschehnisse 2006 und 2007 geben konnten. Zu diesem Zweck wurde zudem ein weiteres politisches Mitglied des Bewilligungsausschusses der Jahre 2006 und 2007 berücksichtigt. Dieses Vorgehen war erforderlich, um die Ergebnisse der langfristig angelegten Framing-Analyse angemessen triangulieren zu können. Bei den beiden wissenschaftlichen Mitgliedern des Bewilligungsausschusses war zudem darauf geachtet worden, ein Mitglied aus dem In- und Ausland auszuwählen. Bei den Rektoren wurde ein Rektor einer Universität mit gefördertem Zukunftskonzept und ein Rektor einer Universität ohne gefördertem Zukunftskonzept ausgewählt.

6.2.2. Entwicklung der Leitfäden

Wie oben beschrieben, wurden mit den Leitfadeninterviews die Ergebnisse der Inhaltsanalyse vertieft und um weitere Aspekte ergänzt. Dazu wurden drei Master-Leitfäden entwickelt: einer für die zu befragenden Journalisten, einer für die Mitglieder des Bewilligungsausschusses

⁵Es wird an dieser Stelle bewusst darauf verzichtet, allgemein die Literatur zur Methodik von Leitfaden-Interviews zu referieren. Eine praktisch angelegte Orientierungshilfe, welche zur Konzeption und Durchführung dieser Teilstudie genutzt wurde, liefern Gläser u. Laudel (2010).

und einer für die Präsidenten. Dabei kam es teils zu inhaltlichen Überschneidungen, wobei die Fragen dann aber eben aus einer unterschiedlichen Perspektive heraus beantwortet wurden. Die Master-Leitfäden dienten jeweils als personenübergreifende Leitfäden, die für jeden Interviewpartner unter Berücksichtigung seiner spezifischen Funktion angepasst wurden. Da davon auszugehen war, dass Journalisten ebenso wie die Mitglieder des Bewilligungsausschusses nur ein knappes Zeitbudget zur Verfügung steht, wurden die beiden Master-Leitfäden für ein Gespräch von etwa einer Dreiviertelstunde konzipiert. Bei der Anlage des Leitfadens wurde darauf geachtet, die Themenkomplexe zielgerecht zu strukturieren und die Leitfadenfragen in eine sinnvolle Reihenfolge zu bringen.

Im Fall der Journalisten adressierten die Fragen neben den journalistischen Routinen und redaktionellen Strukturen vor allem die Nachrichtenfaktoren und journalistischen Frames. Entsprechend gliedert sich der Leitfaden: Als Eisbrecherfrage wurde eine offene Frage zu den Nachrichtenfaktoren gestellt, um den Redefluss der Interviewpartner anzuregen. Das ist tatsächlich auch sehr gut gelungen. Danach folgte der erste Block zur medialen Berichterstattung über die Exzellenzinitiative. Darin wurden u.a. Fragen zu den journalistischen Recherchestrategien zum Umgang mit dem Problem der *blackbox* Bewilligungsausschuss sowie der Umgang mit der Fragilität wissenschaftlicher Urteilsfindung angesprochen. Ein zweiter Block thematisierte das journalistische Berufsbild sowie die redaktionellen Strukturen, welche die Produktionsprozesse der Berichterstattung bedingen. Im dritten Block wurde noch eine spezielle Form der Wissenschaftskommunikation, nämlich das Verhältnis der Journalisten zur Öffentlichkeitsarbeit wissenschaftlicher Institutionen, adressiert.

Im Fall der Mitglieder des Bewilligungsausschusses wurde als Eisbrecherfrage eine offene Frage zum Exzellenzbegriff gewählt. Der erste Themenkomplex adressierte die Wahrnehmung und Bewertung des Auswahl- und Begutachtungsverfahrens, wobei zwischen den unterschiedlichen Funktionsträgern differenziert werden musste: Die wissenschaftlichen Mitglieder waren ja zum Beispiel in zwei weiteren Gremien vertreten, welche eine Entscheidungsvorlage an den Bewilligungsausschuss vorbereitet hatten. Ebenfalls im Fokus des Interesses stand die Gewichtung und Entwicklung der Kriterien, welche ebenso wie die Förderentscheidungen das Resultat eines moderierten Prozesses zwischen Wissenschaft und Politik sind. Als Beispiel wurde dafür speziell das Förderkriterium Gleichstellung ausgewählt, weil es eine *per se* politische Idee darstellt. Besonderer Fokus wurde auch auf die Rolle der Vorsitzenden des Bewilligungsausschusses gelegt. In den Interviews mit diesen Funktionsträgern wurde dazu ein eigener Themenkomplex entwickelt, um ihre Rollenwahrnehmung herauszuarbeiten. Der letzte Themenkomplex adressierte speziell die Rückwirkungen der medialen Frames auf die Akteursframes und ihre Handlungsstrategien. Gefragt wurde zum Beispiel nach möglichen Auswirkungen medialer Kritik auf die Ausgestaltung des Förderinstruments Exzellenzinitiative.

Im Fall der Rektoren hatten die Interviews konfirmatorischen Charakter. Dazu wurden die Rektoren gezielt auf Grundlage der Ergebnisse der Inhaltsanalyse der medialen Berichterstattung befragt - etwa mit Blick auf die Ergebnisse der Analyse des visuellen Framings bei der Exzellenz-Debatte in Form von Deutschlandkarten.

Am Ende des Leitfadens stand in beiden Fällen die Frage, ob der Befragte bestimmte Themenaspekte vermisst hat. Diese Frage sollte dazu dienen, keine relevanten Aspekte zu

vergessen und Offenheit für Anregungen zu signalisieren.

6.2.3. Kontaktaufnahme

Die erste Kontaktaufnahme erfolgte per E-Mail. Dazu wurde ein Standardschreiben angefertigt, welches sich jeweils individuell an den angefragten Gesprächspartner anpassen ließ. In der Einladungsmail wurde das Forschungsvorhaben knapp umrissen und herausgearbeitet, welchen Beitrag der angefragte Gesprächspartner zum Gelingen des Projekts leisten konnte. Die E-Mail schloss mit der Ankündigung, sich zeitnah mit dem angefragten Gesprächspartner telefonisch in Verbindung zu setzen, um die Gesprächsbereitschaft abzufragen und ggf. einen Termin für ein etwa dreiviertelstündiges persönliches Gespräch zu vereinbaren. Im Fall der angefragten Mitglieder des Bewilligungsausschusses erfolgte die Kontaktaufnahme über die persönlichen Referenten mit der Bitte, das persönlich formulierte Einladungsschreiben an den angefragten Gesprächspartner weiter zu leiten. Auch die spätere telefonische Kontaktaufnahme erfolgte in diesem Fall über die persönlichen Referenten.

Die Mehrzahl der zur Befragung eingeladenen Gesprächspartner bzw. ihre Referenten wartete die in Aussicht gestellte telefonische Kontaktaufnahme nicht ab, sondern meldete sich selbst zumeist per E-Mail - mit durchaus unterschiedlichem Bescheid: Während von den zehn angeschriebenen Journalisten nur ein Journalist absagte, war der Erfolg bei den Mitgliedern des Bewilligungsausschusses durchwachsen. Dabei war die Teilnahmebereitschaft der politischen Mitglieder des Bewilligungsausschusses geringer als bei den wissenschaftlichen Mitgliedern. Insgesamt waren neun politische Mitglieder des Bewilligungsausschusses angeschrieben worden, von denen nur drei einem Gespräch zustimmten. Als Grund für die Absage wurde das begrenzte Zeitbudget der politischen Entscheidungsträger angegeben. Offenbar wirkte sich auch die institutionelle Zugehörigkeit des Autors dieser Arbeit an das Dortmunder Institut für Journalistik auf die Bearbeitung der Anfrage aus: Denn in mehreren Fällen gaben die persönlichen Referenten in ihrem Absageschreiben an, anderen Pressevertretern den Vorzug gegeben zu haben. Offenbar also war die Anfrage zur Beteiligung an einem Forschungsvorhaben in Konkurrenz zu den Presseanfragen in den Ministerien geraten. Der alternative Zugang über die persönlichen Referenten hatte sich im Fall der Politiker also nur bedingt bewährt, stellte aber nach Einschätzung des Autors die einzige Möglichkeit der Kontaktaufnahme dar.

Dagegen reagierten die wissenschaftlichen Mitglieder des Bewilligungsausschusses aufgeschlossen: Zwei von drei angeschriebenen Forschern erklärten sich zu einem persönlichen Gespräch bereit. Darüber hinaus waren alle Vorsitzenden des Bewilligungsausschusses zu einem Gespräch eingeladen worden und alle hatten auch ihr Einverständnis dazu gegeben. Sie zeigten auch ein besonders großes Interesse an den Ergebnissen dieses Forschungsvorhabens. Dies spiegelte sich auch in einer zum Teil sehr großen Auskunftsbereitschaft wider. Ein Gesprächspartner wunderte sich am Ende seines Gesprächs selbst darüber: „Ich war jetzt sehr offen zu Ihnen, schreiben Sie es gut auf.“ Dabei erwies es sich sicherlich als Vorteil, bereits in der Einladungsmail an die angefragten Mitglieder des Bewilligungsausschusses einige Aspekte von vornherein ausgeklammert zu haben: Um die Teilnahmebereitschaft zu erhöhen, wurde zum Beispiel nicht über einzelne Förderentscheidungen diskutiert - auch wenn einige davon medial sehr kontrovers diskutiert worden waren. Solche Einzelfälle adressierten ja auch nicht das Erkenntnisinteresse. Allerdings gab es dann später mitunter Probleme bei der Autorisie-

rung der Interviews (siehe Kapitel 6.2.5).

Auch die anderen Gesprächspartner waren an den Ergebnissen des Projekts interessiert und wollten sich über die Resultate informieren lassen. Dabei vermittelten sie nicht den Eindruck, das Gespräch für eine reine positive Selbstdarstellung nutzen zu wollen. Stattdessen reflektierten sie ihre Erfahrungen und ließen den Interviewer an diesem Reflektionsprozess teilhaben.

6.2.4. Interviewsituation

Die Gesprächspartner waren um ein persönliches Gespräch gebeten worden. Fünf der insgesamt 19 Interviews waren - zum Teil auf Wunsch der Gesprächspartner - telefonisch geführt worden. Zwei Journalisten begründeten dies mit ihrem knappen Zeitbudget im redaktionellen Produktionsprozess. Ein telefonisches Gespräch ließe sich nach ihrer Meinung besser verschieben, falls unvorhergesehene Ereignisse die Tagesplanung so durcheinander brächten, dass ein Redaktionsbesuch des Autors womöglich ergebnislos ausgegangen wäre. Im Fall des wissenschaftlichen Mitglieds des Bewilligungsausschusses war ein telefonisches Gespräch aus forschungsökonomischen Gründen erforderlich, weil der Forscher im Ausland beschäftigt ist.

Im Fall der Journalisten bat ein Redakteur vor seiner Zustimmung zum Gespräch um die Zusendung der Fragen. Dieser Bitte wurde ebenso nachgekommen wie im Fall der Mitglieder des Bewilligungsausschusses. Wohl nicht zuletzt wegen der Brisanz der im Gespräch adressierten Themen hatten sie in der Anbahnung vorsichtiger reagiert und ebenfalls vorab um die Zusendung der Fragen gebeten. Um die Erfolgchancen einer Gesprächsbereitschaft zu steigern, war der Autor später dazu übergegangen, die Fragen schon der persönlichen Einladungsmail anzufügen. Deshalb war es umso überraschender, dass die tatsächliche Gesprächsatmosphäre dann sehr offen war. Generell schienen alle Befragten sehr am Gelingen des Forschungsvorhabens interessiert zu sein.

Im Fall der Journalisten fanden vier Gespräche in der jeweiligen Redaktion und drei Gespräche in einem ruhigen Café statt. Im Fall der Mitglieder des Bewilligungsausschusses fanden alle persönlichen Gespräche jeweils in ihren Büroräumen statt. Die Gespräche waren mit Einverständnis der Gesprächspartner mit einem Diktiergerät aufgezeichnet worden.

6.2.5. Interviewbericht, Transkription und Autorisierung

In Anlehnung an Gläser u. Laudel (2010, S. 192) wurden nach den Gesprächen zunächst Interviewberichte erstellt, welche neben formalen Informationen wie Datum und Gesprächsdauer jeweils die folgenden Aspekte beinhalteten: einen Kommentar zum Zustandekommen des Interviews, eine Beschreibung der Rahmenbedingungen, Bemerkungen zum Gesprächsverlauf sowie Anmerkungen zur Nachinterviewphase. Nach Fertigstellung des Berichts wurde das Gespräch transkribiert: Die Interviews wurden in voller Länge in „Standardorthographie“ (ebd., 2010, S. 194) aufgeschrieben. Störungen während des Interviews zum Beispiel durch Telefonanrufe oder Türklopfen wurden an der entsprechenden Stelle vermerkt. Für die Auswertung der Interviews wurde auf die Software MAXQDA zurückgegriffen.

Probleme bereitete zum Teil die Autorisierung der Interviews: Obwohl die wissenschaftliche Mitglieder des Bewilligungsausschusses bereits im Einladungsschreiben darüber in Kenntnis

6. Operationalisierte Exzellenz

gesetzt worden waren, dass es sich um ein Interview im Rahmen eines Promotionsvorhabens handelt und die Interviewpartner einem Gespräch auf dieser Grundlage zugestimmt hatten, erhielt der Autor zum Teil keine Genehmigung zur Zitierung in der Dissertationsschrift, nachdem den Interviewpartnern das Gesprächstranskript gemäß Absprache zur Durchsicht vorgelegt wurde. Dies erschwerte leider die Darstellung der Rekonstruktion der Wissenschaftskommunikation im Bewilligungsausschuss der Exzellenzinitiative.

Nach Absprache mit dem Betreuer dieser Arbeit wurde dieses Problem angegangen, indem bei Bedarf nicht explizit auf die Quelle verwiesen wurde. Um die Autorisierungsbereitschaft zu erhöhen, wurden darüber hinaus die Transkripte der Gespräche der dieser Arbeit beiliegenden Daten-CD nicht angefügt. Allein der Betreuer sowie der Zweitgutachter dieser Arbeit erhielten die Gesprächsabschriften unter der Bedingung, sie ausschließlich zur Bewertung dieser Arbeit zu verwenden. Auch alle weiteren Personen, welche die im Rahmen der Interviews gewonnenen Daten nachvollziehen möchten, müssen eine entsprechende Verschwiegenheitserklärung unterschreiben. Auch in diesem Fall dürfen die Daten ausschließlich zur Bewertung dieser Arbeit genutzt und nicht weiter verarbeitet werden.

6.3. Online-Befragung von Antragstellern

Die Wahrnehmung des Entscheidungsverfahrens der Exzellenzinitiative durch die Antragsteller wurde mit einer Online-Befragung erfasst. In Kombination mit den Ergebnissen der von Möller u. a. (2012) vorgenommenen Gutachterbefragung sowie der im Rahmen dieses Forschungsvorhaben vorgenommenen Leitfaden-Interviews mit den Entscheidern des Bewilligungsausschusses vervollständigen die so gewonnenen Eindrücke der Antragsteller die Wahrnehmung des Auswahl- und Begutachtungsverfahrens der Exzellenzinitiative. In Anlehnung an die Studie von Möller u. a. (2012) adressiert die Befragung speziell die Förderentscheidungen zur zweiten Förderphase der Exzellenzinitiative für Graduiertenschulen und Exzellenzcluster. Die Beschränkung auf diese beiden Förderlinien ist darauf zurückzuführen, dass die Ergebnisse im Prinzip mit den Resultaten der Gutachterbefragung von Möller u. a. (2012) vergleichbar sein sollten. Für die Wahrnehmung des Entscheidungsverfahrens durch die Antragsteller für die Förderlinie Zukunftskonzepte liegen dagegen keine Informationen vor, sodass es dafür auch keine Vergleichsmöglichkeit gibt.

Die Online-Befragung der Antragsteller in der Exzellenzinitiative ist *kurzfristig* auf Bitte des Betreuers dieser Arbeit vorgenommen worden. Sie ersetzt die im Exposé angekündigte inhaltsanalytische Untersuchung des Umfangs der medialen Berichterstattung über Forschungsförderung im Allgemeinen. Die Vorbereitungszeit der Online-Befragung betrug nur etwa zwei Wochen. Dann musste die Feldphase starten. Diese kurze Vorbereitungszeit hat zur Folge, dass die Ergebnisse nicht repräsentativ sind, weil in der Kürze der Zeit keine entsprechende Zusammenstellung des *samples* vorgenommen werden konnte. Trotzdem sind die Ergebnisse durchaus wertvoll, weil sie die bislang einzigen Informationen über die Wahrnehmung des Entscheidungsverfahrens der Exzellenzinitiative durch die Antragsteller in der zweiten Programmphase darstellen.

Der enorme Zeitdruck bei der Vorbereitung der Online-Befragung ist darauf zurückzuführen, dass die Fragebögen idealerweise vor dem 15. Juni 2012 bearbeitet werden sollten. An diesem Datum waren die Ergebnisse der Förderentscheidungen für die zweite Förderphase der Exzellenzinitiative bekannt gegeben worden. Bei einer späteren Bearbeitung des Fragebogens hätten Verzerrungen im Antwortverhalten der Befragten nicht ausgeschlossen werden können. Denn ob bewilligt oder abgelehnt: In Kenntnis der Förderentscheidungen hätte der eigene (Miss-)Erfolg die Wahrnehmung des Verfahrens durch die Antragsteller womöglich beeinflusst. Um ein Meinungsbild unabhängig von Erfolg oder Misserfolg bei der Antragstellung zeichnen zu können, war also ein Abschluss der Befragung bis zur Bekanntgabe der Förderentscheidungen erforderlich.

Konkreter Gegenstand der Befragung war die Wahrnehmung der Begutachtungsprozesse während der Vollantragsphase der Exzellenzinitiative. Dagegen wurde die bei den Neuantragstellern vorgeschaltete Skizzenphase nicht berücksichtigt⁶. Für die Vollantragsphase hatte die DFG insgesamt 37 Gutachtergruppen gebildet, welche Neu- und Fortsetzungsanträge von Graduiertenschulen und Exzellenzclustern bewerteten. Von einer Gutachtergruppe wurden in der Regel drei bis vier Anträge bewertet, die aus beiden Förderlinien stammen konnten

⁶Die Antragsteller von Fortsetzungsanträgen waren für die Vollantragsphase automatisch „gesetzt“. Für eine ausführliche Beschreibung des Entscheidungsverfahrens siehe Kapitel 2 bzw. Möller u. a. (2012, S. 15ff).

6. Operationalisierte Exzellenz

(ebd., 2012, S. 16). Die Gutachter waren zuvor von der Geschäftsstelle der DFG in Abstimmung mit den Mitgliedern der DFG-Fachkollegien ausgewählt worden. Ihre Namen waren den Antragstellern vorab mitgeteilt worden, damit diese ggf. auf bis dahin nicht identifizierte Interessenkonflikte hinweisen zu konnten (ebd., 2012, S. 16). Die Panelsitzungen fanden zwischen November 2011 und Februar 2012 in Bonn oder Berlin statt.

Anders als bei der Begutachtung der Antragsskizzen, bei welcher die Antragsteller nicht persönlich einbezogen worden waren, sah die Begutachtung der Vollanträge eine Präsentation des annoncierten Projekts durch die Antragsteller sowie eine daran anschließende Diskussion mit der Gutachtergruppe vor. Der Fragebogen sollte von allen Mitgliedern der Delegationsgruppe, welche den Antrag während des Panel Peer Review vor Ort vertreten haben, ausgefüllt werden. Das waren im Fall der Fortsetzungsanträge 25 Personen (inklusive zehn Doktoranden) und im Fall der Neuanträge 15 Personen (ohne Doktoranden).

6.3.1. Kontaktaufnahme

Die Kontaktaufnahme mit den Antragstellern erfolgte in der Regel über die (designierten) Sprecher der Graduiertenschulen und Exzellenzcluster sowie - falls die Einrichtung bereits in der ersten Phase der Exzellenzinitiative gefördert worden war - über deren Geschäftsführer. Das Anliegen wurde zunächst telefonisch vorgebracht. Grundsätzlich stieß das Vorhaben bei allen angefragten Antragstellern auf ein großes Interesse. Doch überwog die Skepsis, dieses Vorhaben angesichts der Kürze der Zeit noch realisieren zu können. Mit dem Betreuer dieser Arbeit war aber von vornherein abgesprochen, dass diese Teilstudie allenfalls einen explorativen Charakter haben kann.

Im Fall bereits geförderter Institutionen trugen die Antragsteller das Anliegen des Forschungsvorhabens in der Regel erst in einem internen Entscheidungsgremium vor, bevor sie ihre Teilnahme ab- oder zusagten. Im Fall der Neuantragsteller waren die Entscheidungswege dagegen kürzer. Es war jeweils noch ein formales Anschreiben mit der Bitte um Unterstützung bei diesem Vorhaben durch den Betreuer dieser Arbeit verfasst worden, welches als Grundlage für die internen Entscheidungsprozesse bezüglich der Teilnahme dienen sollte.

Im Fall der Zusage erhielten die ersten Institutionen etwas mehr als eine Woche vor Bekanntgabe der Förderentscheidungen eine Einladungsmail. Zur Bearbeitung des Fragebogens wurden alle Personen eingeladen, welche an der Begutachtung der Projektanträge im Panel teilgenommen hatten. Die Einladungsmail mit dem Link zum Fragebogen wurde an die Antragsteller geschickt, sobald deren Einverständnis zur Teilnahme vorlag. Sie enthielt einen Link zur Umfrage, welche dann online bearbeitet werden konnte. Diese Einladungsmail ging in der Regel an die Kontaktpersonen bei dem jeweiligen Ansprechpartner, welche sie dann an alle Teilnehmer des Panels weiter leitete. Dieser Kompromiss war erforderlich, weil die Antragsteller in der Regel nicht die Identität der Teilnehmer preisgeben wollten. Der Nachteil dieses Vorgehens besteht darin, dass die Kontrolle über die Teilnehmenden zu einem gewissen Teil abgegeben werden musste. Da aber der Status der Personen jeweils durch eine gezielte Frage im Fragebogen standardisiert ermittelt werden konnte und die persönliche Identität der Personen für das Forschungsinteresse nicht bedeutsam war, erscheint dieses Vorgehen als vertretbar.

Bei der Kontaktaufnahme deutete sich früh die Tendenz an, dass Graduiertenschulen prinzipiell eher zur Teilnahme an der Befragung tendierten als die Exzellenzcluster. Eine Erklärung dafür könnte sein, dass der Autor diese Arbeit selbst als Dissertationsschrift verfasst und damit speziell bei Graduiertenschulen mit dem sehr kurzfristigen Anliegen auf mehr Verständnis gestoßen ist. Entsprechend konzentrierte sich die Kontaktaufnahme dann später auf Graduiertenschulen.

6.3.2. Stichprobe

Insgesamt nahmen zwölf Antragsteller an der Online-Befragung teil. Elf Anträge adressierten eine Graduiertenschule und ein Antrag ein Exzellenzcluster. Bei neun Anträgen handelte es sich um Fortsetzungsanträge, drei Anträge waren Neuanträge. Sieben Projekte wurden letztlich für die zweite Förderphase bewilligt, fünf Projekte wurden abgelehnt. Tabelle 6.4 gibt einen Überblick über die anonymisierten Antragsteller, die an der Befragung teilgenommen haben.

Der Rücklauf war pro Antragsteller sehr unterschiedlich und insgesamt recht gering. Insgesamt haben 74 Personen an der Befragung teilgenommen. Angesichts von 127 Anträgen in der Vollantragsphase (63 Graduiertenschulen und 64 Exzellenzcluster) ergibt sich allerdings ein nur sehr geringer Gesamtrücklauf von nur etwa drei Prozent. Es handelt sich also nur um einen sehr begrenzten Einblick in das Begutachtungsverfahren.

Das Versenden der Einladung zur Teilnahme an der Online-Befragung geschah im frühesten Fall etwa eineinhalb Wochen vor Bekanntgabe der Förderentscheidungen. Es wurde z.T. auch noch ein Reminder an die teilnehmenden Einrichtungen verschickt. Nach Bekanntgabe der Förderentscheidungen hatten die Teilnehmer noch eine zusätzliche Woche Zeit zur Bearbeitung; es ließ sich auch rückverfolgen, ob der Fragebogen vor oder nach den Entscheidungen ausgefüllt worden ist. Demnach haben 19 Teilnehmer den Fragebogen nach Bekanntgabe der Förderentscheidungen - d.h. mit dem Wissen, ob sie gefördert wurden oder nicht - ausgefüllt.

Bei den Teilnehmern der Online-Befragung handelt es sich um drei Mitglieder der Universitätsadministration (4,1 Prozent), sieben (designierte) Sprecher des Projekts (9,7 Prozent), sieben Koordinatoren des Projekts (9,7 Prozent), 26 Principal Investigators (36,1 Prozent), 21 Doktoranden (29,2 Prozent) und acht weitere Personen (11,1 Prozent), welche den Vollantrag in anderer Funktion im Panel vertreten hatten. Tabelle 6.4 dokumentiert, dass für einige Antragsteller ein durchaus zufrieden stellender Rücklauf erreicht werden konnte. Da es sich bei den Ergebnissen nach Wissen des Autors dieser Arbeit um die einzigen Daten zur Wahrnehmung des Entscheidungsverfahrens der Antragsteller von Graduiertenschulen und Exzellenzcluster z.T. ohne Kenntnis des Fördererfolgs handelt, wurden die erzielten Ergebnisse in dieser Arbeit berücksichtigt - immer unter dem expliziten Hinweis, dass die vorgestellten Ergebnissen keinen allgemeinen Gültigkeitsanspruch haben können.

6.3.3. Fragebogenkonstruktion

Die Online-Befragung sollte die Bewertungen der Gutachter mit den Einschätzungen der Antragsteller vergleichen. Deshalb wurden bei der Konstruktion des Fragebogens zahlreiche Fragen der von Möller u. a. (2012) vorgenommenen Gutachterbefragung in leicht modifizierter Form aufgenommen. Darüber hinaus wurden die Fragen und die zugehörigen Antwortoptionen in englischer Sprache gestellt, um eine bessere Vergleichbarkeit der Ergebnisse zu erzielen.

Grundsätzlich lässt sich der Fragebogen in Blöcke untergliedern, welche den Begutachtungsprozess chronologisch abbilden. Der erste Fragekomplex adressierte die Vorbereitung der Anträge: Gefragt wurde nach universitätsinternen Selektionsprozessen hinsichtlich einer Teilnahme an der Exzellenzinitiative, einer Einschätzung von Zeit und Aufwand für die Antragstellung sowie die Verfahrenstransparenz. Außerdem wurde Strategien abgefragt, mit denen sich die Antragsteller auf die Panelsitzung vorbereitet hatten. Diese Fragen liefern Hinweise auf die Internalisierung des Wettbewerbsprinzips der Exzellenzinitiative. Der zweite Frageblock adressierte die Wissenschaftskommunikation im Panel. Dazu wurden die Teilnehmer u.a. gebeten, die Eignung der Gutachtenden und die mit ihnen geführte Diskussion zu beurteilen. Zum Beispiel sollte die Eignung der Gutachter mittels fünfstufiger Likertskalen hinsichtlich der disziplinären und internationalen Zusammensetzung der Gutachtergruppe, ihrer fachlichen Expertise sowie der Vorbereitung bewertet werden. Darüber hinaus wurden die Förderkriterien bewertet. Der dritte Fragenkomplex adressierte die Verfahrensarchitektur und dabei speziell die Konkurrenz von Fortsetzungs- und Neuansträgen. Abschließend wurden noch persönliche Angaben abgefragt.

6.3.4. Von der Datenaufbereitung zur Datenauswertung

Die Daten der Online-Befragung wurden nach Abschluss der Feldphase in das Statistikprogramm SPSS exportiert. Die Daten wurden danach unterteilt, ob der Fragebogen vor oder nach Bekanntgabe der Förderentscheidungen ausgefüllt worden war. Die nachträgliche Bearbeitung führte aber zu keinen auffälligen Unterschieden im Antwortverhalten. Immer angegeben wurden die Fallzahlen, auf denen die Berechnungen basieren.

6.4. Triangulation

Die vorgenommene Methoden-Triangulation kombiniert qualitative und quantitative Methoden. Flick (2011, S. 96) empfiehlt, die unterschiedlichen Methoden nicht getrennt anzuwenden und sich auf einen bloßen Vergleich der Ergebnisse zu beschränken, sondern die Resultate auch direkt aufeinander zu beziehen, um einen maximalen Erkenntnisgewinn zu erzielen. Das bedeutet für die im folgenden Teil vorzunehmende Ergebnisdarstellung, dass die Resultate der Methodenlinien nicht einzeln nacheinander „abzuarbeiten“, sondern idealerweise logisch miteinander in Beziehung zu setzen sind. Das im vorherigen Kapitel entwickelte Wissenschaftskommunikationsmodell für die Exzellenzinitiative auf Grundlage von Dürrenmatts Motiv *Vom Beobachten des Beobachters der Beobachter* als Synthese der in den ersten drei Kapitel vorgenommenen theoretischen Triangulation sowie die daraus abgeleiteten Forschungsfragen liefern dafür im Prinzip auch eine geeignete Anleitung.

Tabelle 6.4.: Teilnehmende Antragsteller bei der Online-Befragung im Juni 2012

Antragsteller	Status des Antrags	Förderlinie	Förderentscheid	Teilnehmerzahl
A1	Fortsetzungsantrag	Graduiertenschule	abgelehnt	12
A2	Neuantrag	Graduiertenschule	abgelehnt	7
A3	Fortsetzungsantrag	Graduiertenschule	bewilligt	4
A4	Fortsetzungsantrag	Graduiertenschule	bewilligt	3
A5	Fortsetzungsantrag	Graduiertenschule	bewilligt	11
A6	Fortsetzungsantrag	Graduiertenschule	abgelehnt	7
A7	Fortsetzungsantrag	Graduiertenschule	bewilligt	6
A8	Fortsetzungsantrag	Graduiertenschule	bewilligt	3
A9	Fortsetzungsantrag	Graduiertenschule	abgelehnt	5
A10	Neuantrag	Graduiertenschule	abgelehnt	7
A11	Fortsetzungsantrag	Graduiertenschule	bewilligt	10
A12	Neuantrag	Exzellenzcluster	bewilligt	7

6. Operationalisierte Exzellenz

Die Gliederung der Ergebnisse orientiert sich deshalb an den Beobachtungskonstellationen der Exzellenzinitiative. Dabei werden die aus den verschiedenen Methodenlinien gewonnenen Resultate genutzt, um die jeweils wechselseitigen Beobachtungsbeziehungen zu rekonstruieren und mögliche Rückwirkungen zu prüfen. Ausgangspunkt ist in Kapitel 7 eine Analyse der medialen Konstruktion wissenschaftlicher Exzellenz. Daran schließt sich in Kapitel 8 eine Analyse der *boundary work* zwischen Wissenschaft und Politik an. Die Perspektive der Antragsteller ist Gegenstand von Kapitel 9.

Schließlich folgt als Fazit - ganz im Sinne Flicks - eine gemeinsame Darstellung der Ergebnisse. Dabei werden auch Ergebnisse berücksichtigt, die im Rahmen anderer Forschungsvorhaben zur Exzellenzinitiative gewonnen wurden. Dazu zählt zum Beispiel die bereits zitierte Befragung der Gutachtenden der Exzellenzinitiative. Auf dieser empirischen Grundlage kann dann die Eignung des neu entwickelten Modells für Wissenschaftskommunikation am Beispiel der Exzellenzinitiative bewertet werden.

Teil III.

Vom Beobachten des Beobachters der Beobachter

7. Exzellenz in den Medien

Um das *Beobachten des Beobachters der Beobachter* im Fall der Exzellenzinitiative zu rekonstruieren, bieten sich als Startpunkt der Analyse die schon von Berufs wegen beobachtenden Journalisten sowie die von ihnen geprägten medialen Frames an. Grundlage für die Analyse dieser medialen Konstruktion wissenschaftlicher Exzellenz ist die Inhaltsanalyse der medialen Berichterstattung zur Förderung von Spitzenforschung an deutschen Universitäten sowie eine Auswertung der Interviews mit den für Wissenschaftspolitik zuständigen Redakteuren der Analysemedien und Entscheidern des Bewilligungsausschusses. Daraus resultiert eine gemeinsame Darstellung, welche erste Beobachtungskonstellationen bei der Exzellenzinitiative offen legt.

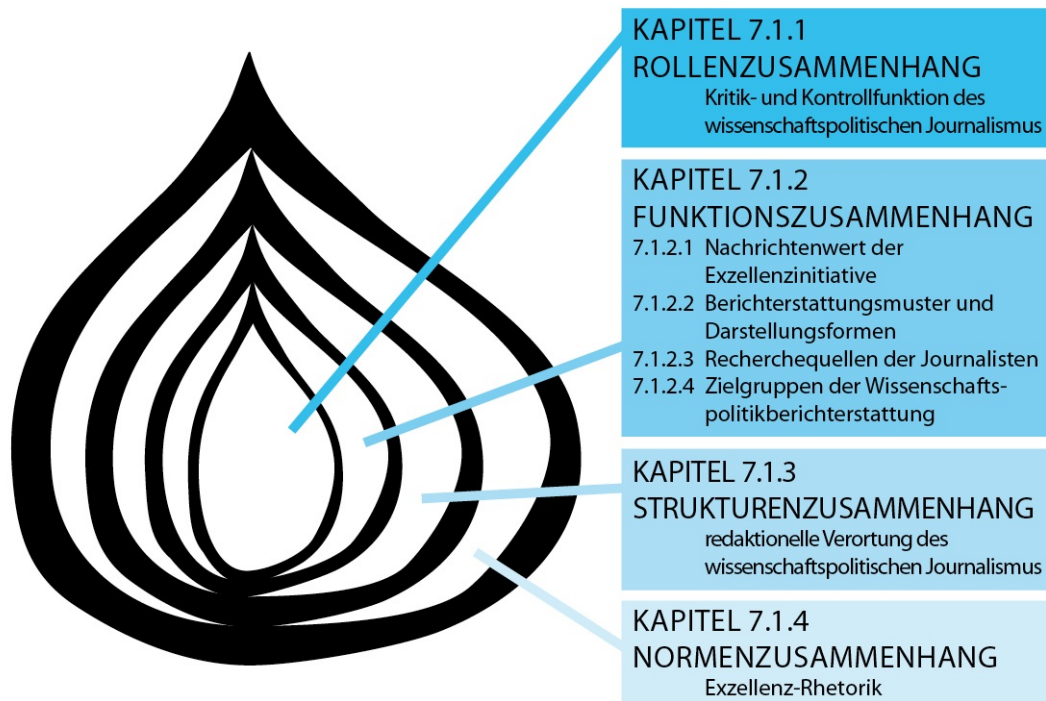
Das Kapitel gliedert sich in zwei Unterkapitel. Das erste Unterkapitel liefert ein Profil der medialen Exzellenz-Debatte, indem die Berichterstattung formal-deskriptiv charakterisiert und mit den Kontextbedingungen des wissenschaftspolitischen Journalismus in Deutschland in Beziehung gesetzt wird. Das zweite Unterkapitel beinhaltet die Ergebnisse der Analyse des medialen Framings der Exzellenz-Debatte. Dabei wird auch das visuelle Framing während der medialen Exzellenz-Debatte berücksichtigt.

7.1. Kontextbedingungen der medialen Exzellenz-Debatte

Dieser Abschnitt setzt die formal-deskriptive Beschreibung der medialen Exzellenz-Debatte mit den Kontextbedingungen des wissenschaftspolitischen Journalismus in Beziehung. Grundlage ist das von Weischenberg (1994, S. 430ff) vorgeschlagene Modell einer Zwiebel, mit dem sich die externen Einflüsse auf das von ihm als Journalismus bezeichnete System strukturieren lassen (vgl. Kapitel 4). Die Schalen der Zwiebel repräsentieren die Zusammenhänge, in die der Journalismus integriert ist. Dabei nimmt die Verbindlichkeit des Einflusses dieser externen Faktoren auf die mediale Berichterstattung beim Schälen der Zwiebel ab.

Weischenberg (1994, S. 430) nennt vier Schalen: Normenzusammenhang, Strukturenzusammenhang, Funktionszusammenhang und Rollenzusammenhang. Sie werden in den folgenden Abschnitten pro Schale und beginnend mit der innersten Schale gegliedert dargestellt (vgl. Abbildung 7.1). Dazu wird eine Triangulation der Ergebnisse der Inhaltsanalyse und der Interviews vorgenommen. Die so gewonnene Charakterisierung der medialen Exzellenz-Debatte schafft ein Grundverständnis für die Berichterstattung über die Förderung von Spitzenforschung an deutschen Universitäten, auf welchem die nachfolgenden Analysen des medialen Framings aufbauen.

Abbildung 7.1.: Gliederung des Unterkapitels entsprechend der Nachrichtenzwiebel von Weischenberg (1994)



7.1.1. Rollenzusammenhang

Die innerste Schale der Zwiebel, welche von allen anderen umschlossen wird, betrifft die Journalisten selbst sowie ihren Rollenzusammenhang, in dem sie ihre Tätigkeit verorten (vgl. Weischenberg, 1994, S. 444ff). Die befragten Redakteure der deutschen Analysemedien beanspruchen für sich alle die Ausübung einer Kritik- und Kontrollfunktion. Diese Kritik- und Kontrollfunktion manifestiert sich bei der Berichterstattung zur Exzellenzinitiative in zweierlei Hinsicht: Zum einen war es das Ziel der Journalisten, die Strukturen nationaler Forschung im Allgemeinen zu hinterfragen und im Speziellen die Auswirkungen der Exzellenzinitiative auf eben diese Strukturen zu reflektieren. Zum anderen nannten einzelne Journalisten auch als Ziel ihrer Berichterstattung, darauf hinzuweisen, dass sie nach eigener Wahrnehmung selbst ein Teil der Governance-Konstellation bei der Exzellenzinitiative sind.

Die kritische Reflektion von Strukturentwicklungen im deutschen Wissenschaftssystem entspricht der klassischen Rollenzuweisung von Journalisten als *watchdogs*. Tatsächlich stimmt die von den Redakteuren formulierte Zielsetzung mit den Berichterstattungsmustern überein. Demnach wurden in den Analysemedien während der Exzellenz-Debatte¹ - also in den

¹Im Folgenden wird zwischen der Exzellenz-Debatte und dem Eliten-Diskurs unterschieden. Wie noch zu zeigen ist, kann der Elite-Diskurs als Prolog der Exzellenz-Debatte gelten.

7.1. Kontextbedingungen der medialen Exzellenz-Debatte

1572 Artikeln, welche zwischen dem 30. März 2004 und dem 30. Juli 2013 erschienen waren - in 14,6 Prozent der Fälle über das Prinzip des Wettbewerbs zwischen den Universitäten um eine Förderung von Spitzenforschung im Rahmen der Exzellenzinitiative berichtet; die Exzellenzinitiative *per se* war in einem Fünftel aller Artikel das Thema (vgl. Tabelle 7.1). Differenziert man letztere 315 Artikel zudem nach Unterthemen, entfallen davon allein 40,6 Prozent auf die systemischen Effekte der Exzellenzinitiative auf das deutsche Wissenschaftssystem. Weitere 9,6 Prozent aller Artikel diskutierten zudem den Bund-Länder-Dualismus in der Wissenschaftspolitik. Insgesamt machen diese drei Themen, welche die Strukturen der Forschungsförderung in Deutschland diskutieren, also 44,2 Prozent der Exzellenz-Debatte aus. In den Interviews nahmen die Redakteure darauf auch ganz konkret Bezug:

„[I]ch wollte dem Leser zeigen, welche Auswirkungen dieser Wettstreit auf die Universitätslandschaft hat und was sich dadurch verändert. Also, dass es nicht nur darum geht, *Labels* zu verteilen, sondern dass es auch dazu führt, dass wir eine Zweiteilung, eine Dreiteilung der Universitätslandschaft bekommen in gute und schlechte Universitäten. Dass es eben nicht mehr egal ist, ob man in München oder in Greifswald studiert, sondern dass es sehr wohl zu einem Ungleichgewicht führen wird. Und dass es eben Gewinner und Verlierer gibt.“ (Lehmann)

Der Anteil klassischer Ergebnisberichterstattung an der Exzellenz-Debatte ist mit 5,5 Prozent dagegen vergleichsweise gering. Weitere 13 Prozent der Artikel thematisierten die Situation an den Universitäten vor Ort vor und nach Bekanntgabe der Förderentscheidungen und lassen sich damit gewissermaßen als Stimmungsbarometer des Exzellenzfiebers interpretieren. Und auch die Vorstellung der Forschung, welche durch Mittel der Exzellenzinitiative gefördert wird bzw. wurde, nimmt nur einen Anteil von drei Prozent der Berichterstattung ein. Diese drei kodierten Hauptthemen machen also nur ein Fünftel der Themenschwerpunkte in der medialen Exzellenz-Debatte aus. Bei der Interpretation der Ergebnisse ist zudem zu berücksichtigen, dass der Analysegegenstand in etwa einem Fünftel der Fälle nicht Schwerpunkt des jeweils kodierten Artikels, aber trotzdem relevant für die Analyse war, weil darin die Exzellenzinitiative inhaltlich reflektiert wurde.

Eine zweite Reflektionsebene stellten die Verteilungsmechanismen der Forschungsförderung dar, welche sich am Beispiel der Entscheidungsfindung bei der Exzellenzinitiative diskutieren ließen. Damit rückt das Auswahl- und Begutachtungsverfahren in den Fokus des medialen Interesses. Hier formulieren die Redakteure einen Anspruch, der über die reine Ergebnisberichterstattung hinausgeht:

„Mich interessiert nicht, ob ich heute weiß, wer da gewonnen hat oder ob ich es morgen weiß. Mich interessieren die Prozesse, die davor laufen und dann noch mal zu schauen: Wie kam es zu der Entscheidung? Aber der Tag an sich, wenn dann alle jubeln oder weinen, dass finde ich alles: herrje!“ (J9)

7. Exzellenz in den Medien

Tabelle 7.1.: Hauptthemen der Artikel während der Exzellenz-Debatte in den deutschsprachigen Analysemedien (30.03.2004-31.07.2013)

Hauptthema	Häufigkeit	proz. Anteil
Förderinstrument Exzellenzinitiative	315	20 %
Leistungsperformanz des dts. Universitätssystems im int. Vergleich	79	5 %
Bund-Länder-Dualismus in der Wissenschaftspolitik	150	9,6 %
Wettbewerb um Förderung von Spitzenforschung	230	14,6 %
Zentralität von Wissenschaft in der modernen Gesellschaft	3	0,2 %
Nachhaltigkeit der Förderung von Spitzenforschung	87	5,5 %
Etablierung von „Bundesuniversitäten“	35	2,2 %
Situation an den Universitäten vor Ort	204	13 %
Ergebnisberichterstattung	86	5,5 %
Vorstellung geförderter Forschung	47	3 %
Zukunft des deutschen Wissenschaftssystems (ab Juli 2013)	15	1 %
Analysegegenstand nicht Hauptthema des Artikels	321	20,4 %
Σ	1572	100 %

Damit stützen die Ergebnisse der Interviews die bei der Inhaltsanalyse erzielten Resultate. Zudem ist für das weitere Verständnis der medialen Exzellenz-Debatte von großer Bedeutung, dass sich einige Journalisten selbst als Teil der Governance-Konstellation bei der Exzellenzinitiative sehen. Und dass sie die Offenlegung dieser Wahrnehmung sogar zum Ziel der eigenen Berichterstattung gemacht haben:

„[W]enn irgendwo ein Wettbewerb ausgerufen wird, entsteht eine Spannungssituation. Ich hätte umsonst (...) Soziologie studiert, wenn mir das jetzt überraschend vorkäme, dass man da als Zeitung oder als Fernsehen oder eben Radio darauf einsteigt. Eventuell dann so darauf einsteigt, dass man das dann selber thematisiert und sagt: Das ist hier eine Inszenierung! Das ist gar nicht sachgemäß! Das ist so eine Art politisches Ranking, dem wir hier beiwohnen! Ich glaube, dass war

schon auch ein Motiv in meiner Berichterstattung, dass auch selber zum Thema zu machen. Warum jetzt Medien darauf einsteigen und dass es vielleicht für Medien gemacht ist.“ (J8)

Tatsächlich ist die öffentliche Sichtbarmachung der Leistungsunterschiede von Universitäten durch den Wissenschaftsrat schon Mitte der 1980-er Jahre als Steuerungsinstrument diskutiert worden (siehe Kapitel 2). Anders als bei den nationalen Systemen leistungsorientierter Mittelvergabe ist bei der Exzellenzinitiative aber kein Ranking der Universitäten durch die Politik vorgenommen worden. Es wurden lediglich Drittmittel für zeitlich befristete Projekte vergeben. Stattdessen haben die Medien selbst - wie in Kapitel 7.2.2.4 noch zu zeigen sein wird - ein Quasi-Ranking vorgenommen und dabei auch bewusst Begriffe wie „Exzellenz-“ und „Elite-Universität“ gebraucht.

7.1.2. Funktionszusammenhang

Die Funktionszusammenhänge des wissenschaftspolitischen Journalismus sind vielfältig: Der erste Funktionszusammenhang adressiert die journalistischen Selektionskriterien, welche nach Niklas Luhmanns systemtheoretischen Überlegungen die Fortsetzung massenmedialer Kommunikation regulieren. Der zweite Funktionszusammenhang umfasst die journalistischen Darstellungsroutinen, welche die mediale Exzellenz-Debatte prägen. Ein dritter Funktionszusammenhang nimmt Bezug auf die Quellen, auf deren Grundlage Journalisten über die Förderung von Spitzenforschung an deutschen Universitäten berichten. Und der vierte Funktionszusammenhang fragt schließlich nach den Zielgruppen des wissenschaftspolitischen Journalismus. Diese vier Funktionszusammenhänge werden im Folgenden gegliedert und bezogen auf die mediale Exzellenz-Debatte dargestellt.

7.1.2.1. Nachrichtenwert der Exzellenzinitiative

Der Analysegegenstand hat ein großes Medienecho hervorgerufen: Insgesamt umfasst der Umfang des zu analysierenden Textkorpus 1847 Artikel, welche zwischen dem 1. Januar 2004 und dem 31. Juli 2013 erschienen sind. Offenbar besitzt der Analysegegenstand also einen hohen Nachrichtenwert.

Dabei variiert die Zahl der im Untersuchungszeitraum veröffentlichten Artikel über die Förderung von Spitzenforschung an deutschen Universitäten pro Analysemedium (vgl. Abbildung 7.2). Den größten Berichterstattungsumfang hat die mediale Exzellenz-Debatte im *Tagesspiegel*. Dort erschienen im Analysezeitraum 510 Artikel, welche den Einschlusskriterien dieser Studie entsprechen. Darüber hinaus waren zahlreiche Sonderveröffentlichungen erschienen, welche meist anlässlich der Förderentscheidungen durch die drei großen Berliner Universitäten veröffentlicht worden waren. Sie wurden aber nicht in die Studie aufgenommen, weil sie eben nicht journalistisch-redaktionell entstanden sind, sondern eine Form von Public Relations darstellen.

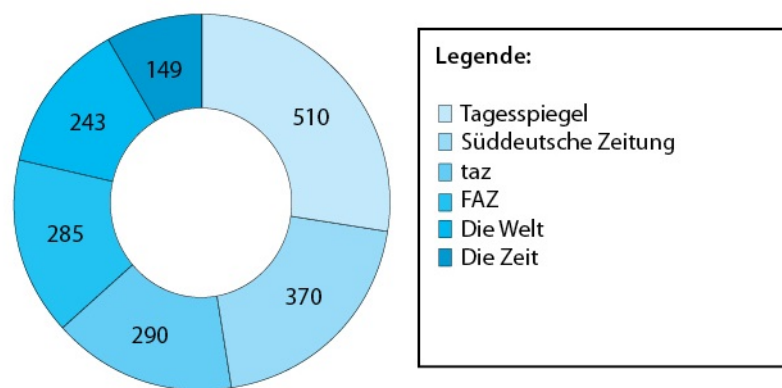
Die zweitmeisten Artikel zum Analysegegenstand veröffentlichte die *Süddeutsche Zeitung* (370 Artikel). Es folgen mit einem ähnlichen Berichterstattungsumfang die *tageszeitung* (290 Artikel), die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* (285 Artikel) sowie *Die Welt* (243 Artikel). In

7. Exzellenz in den Medien

der Wochenzeitung *Die Zeit* erschienen 149 Artikel, welche in die Analysen mit einbezogen wurden.

Deutlich geringer war der Umfang der medialen Berichterstattung dagegen erwartungsgemäß in den internationalen Medien, welche bei der vorliegenden Studie zusätzlich zu berücksichtigen waren. Die *New York Times* berichtete in zwei Artikeln aus den Jahren 2006 und 2012 speziell über die Exzellenzinitiative. *Nature* und *Science* verfolgten in ihrem redaktionellen Teil die Strukturentwicklungen an den deutschen Universitäten mit Blick auf die Förderung von Spitzenforschung dagegen regelmäßiger. Dass diese internationalen Medien überhaupt über die Exzellenzinitiative berichtet haben, kann trotz des vergleichsweise geringen Berichterstattungsumfangs als ein erster Indikator dafür gelten, dass der Wissenschaftsstandort Deutschland als Folge der Berichterstattung international sichtbar geworden ist - und zwar mit Blick auf die Fachzeitschriften *Nature* und *Science* auch bei Forschern im Ausland.

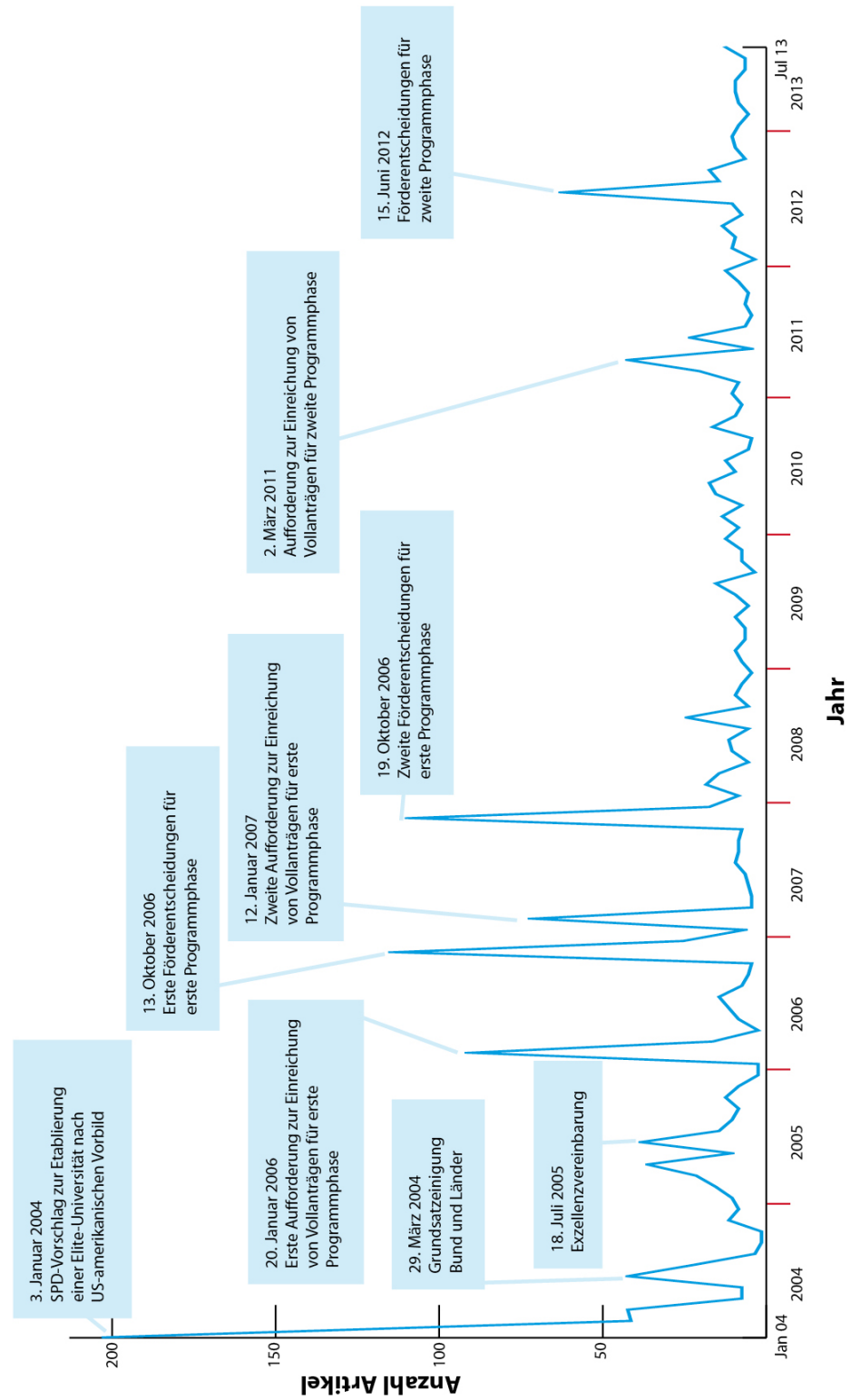
Abbildung 7.2.: Zahl der pro Analysemedium veröffentlichten Artikel über die Förderung von Spitzenforschung an deutschen Universitäten



Der Blick auf den Verlauf der allgemeinen Medienaufmerksamkeit in der Exzellenz-Debatte zeigt, dass die Berichterstattung im Analysezeitraum zwar kontinuierlich ist, aber einzelne Ereignisse während des Untersuchungszeitraums offenbar einen besonders hohen Nachrichtenwert hatten und Anlass zur Berichterstattung gaben (vgl. Abbildung 7.3). Tabelle 7.2 gibt einen Überblick über die wichtigsten Ereignisse im Rahmen des Diskurses über die Förderung von Spitzenforschung an deutschen Universitäten.

Im Folgenden werden die Spitzen der Berichterstattung mit ihrem Nachrichtenwert in Beziehung gesetzt. Die Interviews mit den für Wissenschaftspolitik zuständigen Redakteuren der Analysemedien waren jeweils mit der offenen Frage begonnen worden, was die Exzellenzinitiative ihrer Meinung nach zu einem berichtenswerten Thema mache. Der Nachrichtenwert der Exzellenzinitiative war in Anlehnung an den Katalog von Nachrichtenfaktoren operationalisiert worden, welchen Badenschier u. Wormer (2012, S. 79) speziell für den Wissenschaftsjournalismus vorgelegt haben (vgl. Kapitel 4). Es gab lediglich eine Modifikation: Der Nach-

Abbildung 7.3.: Verlauf der medialen Exzellenz-Debatte während des Untersuchungszeitraums



7. Exzellenz in den Medien

richtenfaktor „Reference to elite person“ war mit Blick auf die mediale Exzellenz-Debatte als „Reference to elite universities“ neu definiert worden, weil es bei der Exzellenzinitiative explizit um die Förderung von Institutionen ging. Damit wurde in gewisser Weise auch die vielfach kritisierte Exzellenz-Rhetorik in der Analyse des Nachrichtenwerts berücksichtigt. Ansonsten erwies sich der Katalog von Nachrichtenfaktoren als geeignet, um den Nachrichtenwert der Exzellenzinitiative adäquat zu beschreiben.

Tabelle 7.2.: Terminübersicht zur Exzellenzinitiative

Datum	Ereignis
03.01.2004	Die <i>Berliner Zeitung</i> berichtet exklusiv über die Initiative der SPD-geführten Bundesregierung zur Etablierung einer Elite-Universität nach US-amerikanischen Vorbild in Deutschland
29.03.2004	Grundsatzvereinbarung von Bund und Ländern über die Bereitschaft zur Förderung von Spitzenforschung an deutschen Universitäten
18.07.2005	Bund und Länder beschließen die Exzellenzvereinbarung
20.01.2006	Erste Aufforderung zur Einreichung von Vollanträgen zur Förderung in der ersten Programmphase der Exzellenzinitiative
13.10.2006	Erste Bekanntgabe von Förderentscheidungen für die erste Programmphase der Exzellenzinitiative
12.01.2007	Zweite Aufforderung zur Einreichung von Vollanträgen zur Förderung in der zweiten Programmphase der Exzellenzinitiative
19.10.2007	Zweite Bekanntgabe von Förderentscheidungen für die erste Programmphase der Exzellenzinitiative
24.06.2009	Verwaltungsvereinbarung von Bund und Ländern über die Fortsetzung der Exzellenzinitiative
01.09.2010	Ende der Einreichungsfrist für Antragsskizzen zur Förderung in der zweiten Programmphase der Exzellenzinitiative (nur Neuanträge)
02.03.2011	Aufforderung zur Einreichung von Vollanträgen zur Förderung in der zweiten Programmphase der Exzellenzinitiative (nur Neuanträge)
15.06.2012	Bekanntgabe der Förderentscheidungen zur zweiten Programmphase der Exzellenzinitiative
15.07.2013	Der Wissenschaftsrat veröffentlicht die Perspektiven des deutschen Wissenschaftssystems
Juni 2015	DFG und Wissenschaftsrat veröffentlichen einen datengestützten Bericht über den Verlauf der Exzellenzinitiative
Januar 2016	Eine von der Gemeinsamen Wissenschaftskonferenz berufene internationale Expertenkommission zur Evaluation der Exzellenzinitiative legt ihren Abschlussbericht vor

Den absoluten Höhepunkt medialer Aufmerksamkeit stellt gleich zu Beginn des Analyse-

zeitraums im Januar und Februar 2004 die Berichterstattung über den Vorschlag der damals im Bund regierenden SPD zur Etablierung einer Elite-Universität in Deutschland nach US-amerikanischen Vorbild dar. Diese bundespolitische Initiative eröffnete den Diskurs über die Förderung von Spitzenforschung an deutschen Universitäten, an welcher sich die damals unionsgeführten Bundesländer mit der Vorlage eines Alternativkonzepts beteiligten. Dass ausgerechnet eine SPD-geführte Bundesregierung eine derartige Debatte anstieß, galt als Überraschung und machte die Initiative nach Ansicht der befragten Redakteure gerade deshalb berichtenswert (8 Nennungen):

„Es war damals für die Hochschulpolitik etwas ganz Neues. Es war auch keine Unions-Idee, sondern eine SPD-Idee. Es war im Grunde auch überraschend, dass es von der SPD kam. Auch das war etwas, was viele wahrscheinlich für berichtenswert erachteten. Da stellt sich jetzt eine SPD-Wissenschaftsministerin Frau Bulmahn hin und sagt: Wir machen so etwas. Darüber wurde bestimmt auch berichtet, weil eben die SPD sonst eher Politik macht nach dem Motto 'Wer kümmert sich um das BAföG?' und 'Was ist mit der Lehre?' Und jetzt stellen sie sich hin und kreieren so etwas wie einen Elite-Begriff. Das war etwas Neues, ein Anstoß.“ (J2)

Im Anschluss an den Elite-Diskurs steigt die mediale Aufmerksamkeit für den Analysegegenstand immer dann, wenn Bund und Länder zu Verhandlungen über die konkrete Ausgestaltung einer gemeinsam zu gestaltenden Initiative zusammenkommen - zweimal erfolglos. Diese gescheiterten Verhandlungen erhielten in den Medien etwa ebenso viel Aufmerksamkeit wie die dann im Juli 2005 erfolgreich abgeschlossenen Verhandlungen, deren Resultat die Exzellenzvereinbarung war. Die Medien haben also schon die Aushandlung der Exzellenzinitiative intensiv beobachtet.

Die Jahre 2006 und 2007 beinhalten jeweils zwei Spitzen in der Berichterstattung. Diese Spitzen beziehen sich auf das Entscheidungsverfahren zur ersten Programmphase der Exzellenzinitiative, welches in zwei Runden organisiert war. Bekannt gegeben wurde jeweils zunächst, welche Universitäten zur Einreichung eines Vollantrags aufgefordert worden waren. Bei einem zweiten Termin wurden dann die Förderentscheidungen für die erste Programmphase der Exzellenzinitiative veröffentlicht. Es überrascht nur wenig, dass die mediale Aufmerksamkeit für die finalen Förderentscheidungen größer war als für die Vorauswahl. Dagegen ist durchaus erwähnenswert, dass die mediale Aufmerksamkeit für beide Vorauswahlen bzw. beide Finalrunden ähnlich groß war. Eher wäre mit einer leichten Abnahme zu rechnen gewesen, weil der Nachrichtenwert „Neuheit“ abgenommen hatte. Generell ermöglicht das Wettbewerbsprinzip der Exzellenzinitiative dramaturgische Erzählmuster, welche die Vermittlung der Inhalte an die Rezipienten nach Ansicht der befragten Redakteure erleichtern - und damit die Berichterstattung anregen:

„[J]ede Art von Wettbewerb [ist] journalistisch interessant: Es gibt Gewinner und Verlierer, man bereitet sich vor, es ist ein gewisses Szenario. Und das in einem Feld, das eigentlich nicht einfach journalistisch zu fassen ist. Man kann Universitäten nur sehr schlecht porträtieren, beschreiben oder so. Das ist eine sehr trockene Materie. Und das [die Exzellenzinitiative, Anm. C.M.] bot sich an, das journalistisch zu behandeln.“ (Spiewak)

7. Exzellenz in den Medien

Im Fall der Exzellenzinitiative steht das Wettbewerbsprinzip aber auch exemplarisch für eine Strukturentwicklung im deutschen Wissenschaftssystem, welche sich am Beispiel der Konkurrenz um eine Förderung in den drei Förderlinien besonders gut veranschaulichen ließ:

„[D]as Wettbewerbsprinzip ist inzwischen in allen Aspekten des Wissenschaftssystems von Bedeutung. Aber bei der Exzellenzinitiative sieht man es eben gut. Da kann man es dem Leser sichtbar machen. Und das ist im Grunde ja das Hauptanliegen der Zeitung. Unser Leser ist ja nicht zwingend Wissenschaftler, sondern er ist erstmal ein interessierter Bürger. Und wenn man dem an einem konkreten Beispiel - und die Exzellenzinitiative bietet diese Beispiele - sichtbar machen kann, wie Wissenschaft im Wandel ist, auch von den Prinzipien her - Stichpunkt: Wettbewerbsprinzip - dann ist das eben eine tolle Möglichkeit.“ (J7)

Wichtigste Faktoren für den Nachrichtenwert der Exzellenzinitiative waren ihre Neuheit und ihre politische Relevanz (jeweils acht Nennungen). Ein Interviewpartner erklärte diese Nachrichtenfaktoren wie folgt:

„Because it was a pretty big change in the approach to funding universities and science in general, but especially universities in Germany (...) and it seemed to me as a change in philosophy from the politicians and from the education and scientific leadership as a whole. In Germany for a long time, it seemed for me - as an outsider this may be wrong -, but the emphasis had been on allowing universities being as strong as they wanted to be, but not directly encouraging competition between the universities. And small universities and larger universities could coexist. And then this was a real push to bring more differentiation into the university system and strengthen a few. So, I guess, the idea was to compete with top-universities around the world. That is my understanding from what the politicians said. That was a big change.“ (J6)

Nach Ansicht der Redakteure lässt sich dieser wissenschaftspolitische Paradigmenwechsel im Fall der Förderlinie Zukunftskonzepte besonders gut darstellen. Und da eine Förderung in dieser Linie besonders exklusiv ist, steht diese dritte Förderlinie eben auch besonders im medialen Fokus:

„Da ging es ja - sehr vereinfacht wieder - darum: Was sind die besten Unis? Also das war jetzt gar nicht so gemeint, weil es ja nur Konzepte waren und nicht Auszeichnungen für die besten Unis, obwohl das ein bisschen verschwamm. Das andere war natürlich schon schwieriger darzustellen. Es waren auch viel mehr. Zukunftskonzepte gab es am Anfang nur drei. Nach hinten raus sollten es - glaub ich - zehn sein. Bei den Doktorandenschulen waren es 40, glaub ich. Und bei den Clustern 30. Das ist schon mal eine größere Zahl. Also das war der Hauptpreis. Und für den Hauptpreis interessiert man sich mehr. Das war die journalistische Perspektive. Aber das hatte auch eine inhaltliche Berechtigung, weil damit auch ein politisches Konzept belohnt wurde. Die Uni musste sich insgesamt - und das war auch neu für die deutsche Universität - darüber klar werden: Wer sind wir? Und was wollen wir?“ (Spiewak)

7.1. Kontextbedingungen der medialen Exzellenz-Debatte

Obwohl die SPD noch im Januar 2004 wieder vom Elite-Begriff abrückte und der Begriff in den beiden Exzellenzvereinbarungen nicht gebraucht wird, wirkt er als Nachrichtenfaktor noch immer nach (fünf Nennungen). Damit trägt der Elite-Begriff zum Nachrichtenwert der Exzellenzinitiative bei - zumal sich an dem Elite-Begriff auch journalistisch gut anknüpfen lässt:

„[D]as Medienecho fußt ganz besonders auf dieser dritten Säule, die auch die umstrittenste ist. Diese Zukunftskonzepte, die dann als Elite-Unis verkauft werden. Das ist es, weshalb sie [die Exzellenzinitiative, Anm. C.M.] relativ gut verkaufbar ist in den Medien. Meistens ist es nicht einfach, über solche Wissenschafts-, Forschungsförderungsthemen zu berichten im Nachrichten-Mainstream für die breite Masse. Und ich glaube, dass es im Fall der Exzellenzinitiative einfach extrem plakativ war. Und ich erinnere mich, dass das ja gestartet wurde von Bulmahn mit (...) dem Motto "Deutschland sucht die Superuni". Was sich total so an dieses Casting-Konzept anlehnte. Man hat diese Dramaturgie übernommen: Es ist halt dramaturgisch immer toll, wenn man da so mitfiebern kann. Man hat natürlich die lokalen Interessen, die lokalen Berichterstatte, die da natürlich auch immer schauen.“ (J3)

Dass der Elite-Begriff in den Exzellenzvereinbarungen keine Rolle mehr spielt, gilt aus journalistischer Perspektive nicht als Hindernis für seinen weiteren Gebrauch:

„Wenn wir Elite-Universität sagen, spitzen wir zu - vom Harvard an der Spree war ja auch die Rede, also wenn man an die Universitäten in Berlin denkt. Außerdem war es eine Vision. Das kann man sich vorstellen. Das kann man dem Leser vermitteln. Das bleibt am Ende hängen. Wenn man als Journalist versucht, irgendwas zu erklären, dann hat man irgendwann einen Begriff gefunden, mit dem alle - egal ob er nun stimmt oder nicht - etwas anfangen können und der bleibt dann hängen. Also Elite-Uni.“ (J4)

Die Redakteure sind sich der Ambivalenz des Elite-Begriffs in diesem Kontext also durchaus bewusst, argumentieren mitunter aber auch streng rational und ziehen das Konfliktpotenzial des Begriffs bewusst ins Kalkül:

„[W]enn man dann dieses Schlagwort Elite hat, das bei manchem dann auch negative Reaktionen hervorruft. Aber das muss es nicht. Das ist irgendwie fassbarer und tatsächlich knalliger, wenn man so will. Wir sind ja auch nicht die Insel der Glückseligen und schreiben irgendwie die Vierteljahresschrift für irgendwas, sondern wir sind auch sozusagen eine Tageszeitung, die den Leser locken und interessieren muss und die sich auch verkaufen muss. Da sind Kategorisierungen, die vielleicht Reize auslösen, leichter. Ansonsten ist es aber so, dass wir zum Beispiel das Wort Elite-Uni nicht verwenden, zumindest nicht ohne Anführungszeichen oder den Vorschub "so genannte Elite-Unis", weil es das Wort Elite-Unis im offiziellen Sprachgebrauch von DFG und Wissenschaftsrat gar nicht gibt.“ (J7)

Diese Aussage deutet bereits an, dass speziell die dritte Förderlinie noch einen weiteren Nachrichtenfaktor bedient, welcher den Nachrichtenwert der Exzellenzinitiative nochmals steigert:

7. Exzellenz in den Medien

Demnach lässt sich um die Zukunftskonzepte eine Kontroverse inszenieren (4 Nennungen), um die strukturellen Wirkungen der Exzellenzinitiative auf das deutsche Universitätssystem abzubilden. Die Begriffe „Elite-“ und „Exzellenz-Universität“ stehen exemplarisch für diese Kontroverse. Dabei stritten Befürworter und Gegner einer Differenzierung des deutschen Universitätssystems um die Deutungshoheit - und regten damit den medialen Diskurs weiter an:

„[D]ieses Konzept von der Exzellenzuni, das hat schon enorm Bewegung in die Universitätslandschaft gebracht. Also das sind Veränderungen, die sind nicht mehr rückgängig zu machen und die haben natürlich auch für Auseinandersetzungen gesorgt. Es gibt ja starke Befürworter, aber auch starke Kritiker. Die Geister haben sich daran geschieden.“ (J4)

Trotzdem nahm die mediale Aufmerksamkeit für die Exzellenzinitiative beim Entscheidungsverfahren zur zweiten Programmphase der Exzellenzinitiative ab. Zwar ist sowohl die Vorauswahl, als auch die Bekanntgabe der Förderentscheidungen in den Medien auf Resonanz gestoßen. Aber der Umfang der medialen Berichterstattung war deutlich geringer als bei den Förderentscheidungen zur ersten Programmphase. Das zeigt ein Vergleich der medialen Aufmerksamkeit für die Vorauswahl 2006 und 2007 mit der Bekanntgabe der Förderentscheidungen 2012: Denn im Fall der Bekanntgabe der finalen Förderentscheidungen 2012 war das Medieninteresse sogar noch geringer als zu den Vorauswahlen bei der ersten Programmphase. Trotz geringerer Resonanz stellen aber auch die Entscheidungen für die Förderung in der zweiten Programmphase der Exzellenzinitiative eindeutig noch Höhepunkte der medialen Aufmerksamkeit dar.

Die Abnahme der medialen Aufmerksamkeit für die Exzellenzinitiative im Entscheidungsverfahren zur zweiten Programmphase der Exzellenzinitiative führen die über dieses Ergebnis informierten Journalisten darauf zurück, dass sich die Förderentscheidungen dem Leser nach Ansicht einiger Redakteure immer schwieriger vermitteln ließen:

„[D]ie Tatsache, dass Alte plötzlich auch noch ihren Status verloren - das ist wiederum ein Fehler der ganzen Konstruktion. Das halte ich für sehr kritisierbar, dass man Universitäten, die man einige Jahre zuvor in den Status erhoben hat, dass man denen den Status dann schon wieder nimmt nach so kurzer Zeit. Das desavouiert das ganze Anliegen. Klar: Die Gründe sind mir bekannt, es wurden irgendwelche Cluster nicht richtig aufgebaut wie am KIT. Aber es ist trotzdem seltsam, dass etwas, was man für exzellent erklärt, plötzlich nicht mehr exzellent war. Das konnte man nicht mehr transportieren. Deshalb ist die dritte Runde meiner Meinung nach auch am schwächsten wahrgenommen worden. Weil man gar nicht mehr verstanden hat: Was machen die da eigentlich? Das war nicht mehr so richtig transparent.“ (J2)

Darüber hinaus hat eine „Exzellenz-Inflation“ der Geförderten den Wettbewerb nach Ansicht der Journalisten verwässert:

„[E]s war auch so, dass natürlich die Zahl der Hochschulen, die prämiert wurden, auch immer größer wurde. Von dieser allerersten sehr selektiven Runde, bei der

7.1. Kontextbedingungen der medialen Exzellenz-Debatte

nur drei durchkamen, und dann steigerte man sich nun unter Mitwirkung des Einflusses der Länder und hat dann auch noch mal mehr gemacht. Wo man dann den Eindruck hatte, mein Gott, jetzt sind das plötzlich so viele, man kriegt die gar nicht mehr so ohne weiteres zusammen. Wer war's nun noch: Hat nun Tübingen oder nicht? Ach ja, Köln auch noch und jetzt auch noch Bremen. Das hatte eine gewisse Verwässerung zur Folge.“ (J5)

Aus Perspektive der journalistischen Vermittlung erschwerte es die Exzellenz-Inflation, die Vision von Elite-Universitäten in Deutschland zu adressieren:

„Es wurden halt immer mehr Elite-Universitäten. Man hat da auch den Überblick verloren. Die haben vielleicht auch einen Fehler gemacht: Wenn man an Elite-Universitäten in den USA und Großbritannien denkt, dann fallen einem zwei oder drei ein. In Deutschland hat man - natürlich ist die Presse auch selber schuld - hat man plötzlich eine ganze Reihe, fast ein Dutzend (...) Es ist ja inflationär gebraucht worden. Plötzlich musste man Elite-Universität sein, um noch etwas zu gelten. Und durch die hohe Anzahl hat sich das natürlich wieder etwas relativiert. Am Anfang hatte man nur drei. Dann hat man gemerkt: Es kommen noch mal welche. Das hat man schon nicht mehr so genau erklären können. Und dann kamen noch mal welche.“ (J2)

Schließlich hatte die Exzellenzinitiative auch schlicht an Neuigkeitswert eingebüßt (6 Nennungen). Wohl auch aus diesem Grund nahm die mediale Aufmerksamkeit für die Exzellenzinitiative im Entscheidungsverfahren für die zweite Programmphase ab:

„Aber ich denke, dass in den ersten Runden, also vor allem bei der allerersten Runde, war das ganz was Neues und da hat sich jeder drauf gestürzt. Ja, weil es was Neues war. Das kannte man nicht. Deshalb musste man es umfassen erklären. Und es konnten viel mehr Spekulationen gemacht werden. Es war auch ein Trip ins Ungewisse irgendwie. Während jetzt dann bei der letzten Runde zum Beispiel war die Initiative ein etabliertes Instrument sozusagen und das wäre vielleicht eine Erklärung, wobei es wirklich beim letzten Mal spannend war, gerade bei den Zukunftskonzepten.“ (J7)

Dagegen zog die Veröffentlichung der *Perspektiven des deutschen Wissenschaftssystems* - vom Wissenschaftsrat (2013b) medientauglich als „Zukunftspakt für das deutsche Wissenschaftssystem“ verkauft - erstaunlich wenig unmittelbare Berichterstattung nach sich. Das überrascht zum einen deshalb, weil der Wissenschaftsrat Bund und Länder u.a. bei der strukturellen Entwicklung des Wissenschaftssystems berät und seine Empfehlungen Gewicht haben. Zum anderen bietet die Fragestellung der *Perspektiven des deutschen Wissenschaftssystems per se* schon so viel Relevanz, dass die Journalisten mit Blick auf ihre normative Rolle als *watchdogs* besonders in der Pflicht stehen. Ob die vergleichsweise geringe Resonanz der Komplexität des Themas (Strukturen des nationalen Forschungssystems sind dem Leser womöglich nur schwer vermittelbar) geschuldet oder auf eine gewisse Enttäuschung hinsichtlich der Empfehlungen zurückzuführen ist, muss an dieser Stelle allerdings vorerst offen bleiben.

7. Exzellenz in den Medien

Auffällig ist darüber hinaus, dass die mediale Aufmerksamkeit für den Analysegegenstand zwischen den genannten Höhepunkten der Berichterstattung relativ gering ist. Zumindest ab Förderbeginn wäre durchaus eine größere mediale Resonanz denkbar gewesen: etwa durch Artikel, welche über die Forschungsarbeit und später dann auch über die erzielten Ergebnisse der im Rahmen der Exzellenzinitiative geförderten Einrichtungen informieren. Die hier sichtbar gewordene Profillacette der Exzellenz-Debatte deutet dagegen bereits an, dass vornehmlich über das Forschungsförderinstrument Exzellenzinitiative *per se* berichtet worden ist.

Tabelle 7.3 fasst die im Untersuchungszeitraum abgebildete mediale Berichterstattung über die Förderung von Spitzenforschung an deutschen Universitäten zu fünf Phasen zusammen: „Elite-Diskurs“, „Politischer Aushandlungsprozess der Exzellenzinitiative“, „Entscheidungsverfahren zur ersten Programmphase der Exzellenzinitiative“, „Erste Programmphase der Exzellenzinitiative“ sowie „Entscheidungsverfahren zur zweiten Programmphase der Exzellenzinitiative“. Dabei wird der „Elite-Diskurs“ als Prolog zur Exzellenz-Debatte gedeutet. Um inhaltliche Dynamiken in der Berichterstattung zu erfassen, werden in Kapitel 7.2 neben einer Framing-Analyse für die gesamte Exzellenz-Debatte auch die medialen Frames der einzelnen Phasen berechnet.

Tabelle 7.3.: Die fünf Phasen der medialen Exzellenz-Debatte in der Übersicht

Phase	Diskurs
01.01.2004 - 29.03.2004	Elite-Diskurs
30.03.2004 - 23.06.2005	Politischer Aushandlungsprozess der Exzellenzvereinbarung
24.06.2005 - 31.12.2007	Entscheidungsverfahren zur ersten Programmphase der Exzellenzinitiative
01.01.2008 - 02.09.2010	Erste Programmphase der Exzellenzinitiative
03.09.2010 - 31.07.2013	Entscheidungsverfahren zur zweiten Programmphase der Exzellenzinitiative

7.1.2.2. Berichterstattungsmuster und Darstellungsformen

Dieser Abschnitt stellt journalistische Routinen der medialen Exzellenz-Debatte dar. Erstens wird die oftmals vorgenommene mediale Zuschreibung von (Miss-)Erfolgen der Universitäten im Exzellenzwettbewerb auf die Universitätspräsidenten und -rektoren als eine Form der Personalisierung interpretiert. Zweitens wird die mediale Exzellenz-Debatte hinsichtlich der zum Einsatz kommenden journalistischen Stilformen charakterisiert. Und drittens liefert die Zahl der Titelgeschichten zur Exzellenzinitiative weitere Hinweise darauf, dass der Exzellenzinitiative von den Journalisten große Relevanz beigemessen wird.

Mediale Attribution von (Miss-)Erfolg der Universitäten Wem werden Erfolge und Misserfolge der Universitäten im Exzellenzwettbewerb zugeschrieben? Zur Beantwortung dieser Frage waren im Rahmen der Inhaltsanalyse entsprechende Kodierungen vorgenommen worden. Dabei wurde unterschieden zwischen der „Attribution des Erfolgs bei der Antragstellung“

und der „Attribution des Misserfolgs bei der Antragstellung“ bzw. zwischen dem „Autor der Erfolgsattribution“ und dem „Autor der Misserfolgsattribution“. Kodiert wurden nur solche Fälle, bei denen explizit Bezug auf das Abschneiden einer ganz bestimmten Universität genommen worden war. Pauschalbewertungen wurden in der Analyse dagegen nicht berücksichtigt. Die Ergebnisse werden im Folgenden gegliedert dargestellt und dann mit den Resultaten der Interviews kombiniert.

In knapp zwei Drittel aller Fälle wurde der Erfolg einer Universität bei der Exzellenzinitiative dem „Präsidenten/Rektor“ der jeweiligen Universität zugeschrieben (60,9 Prozent). Es folgen die „Universität im Allgemeinen“ sowie eine „politische Einflussnahme“ (jeweils 14,5 Prozent). Der „Antrag“ selbst sowie die „an der Antragstellung beteiligten Wissenschaftler“ wurden eher selten genannt (je 4,3 Prozent). Der Anteil der Ausprägung „Sonstige“ beträgt 1,4 Prozent.

Die Autoren der Erfolgsattribution sind meistens Journalisten (43,5 Prozent). Es folgen die „Präsidenten/Rektoren“ (27,5 Prozent), „Politiker“ (13 Prozent), „geförderte Wissenschaftler“ (7,2 Prozent) sowie „Sonstige“ (8,7 Prozent).

Dagegen wird der Misserfolg einer Universität im Exzellenzwettbewerb in knapp der Hälfte der Fälle nicht mit einer Person, sondern mit „Unstimmigkeiten im Verfahren“ begründet (48,3 Prozent). Eine Attribution mit dem „Präsidenten/Rektor“ einer Universität wird nur in knapp einem Drittel der Fälle vorgenommen (31,7 Prozent). Es folgen weniger prominent der „Antrag“ selbst (11,7 Prozent) sowie die „Universität“ im Allgemeinen (6,7 Prozent). Die „an der Antragstellung beteiligten Wissenschaftler“ werden nur selten in den Medien für den Misserfolg verantwortlich gemacht. Autoren der Misserfolgsattribution sind die „Präsidenten/Rektoren“ (48,3 Prozent) sowie „Journalisten“ (46,7 Prozent). Der Anteil „Sonstiger“ beträgt 1,7 Prozent.

Die Ergebnisse dokumentieren, dass der (Miss-)Erfolg der Universitäten bei der Exzellenzinitiative oftmals mit der Person des Rektors bzw. Präsidenten in Verbindung gebracht wird. Diese Attribution stimmt mit aktuellen Reformentwicklungen hinsichtlich der Governance deutscher Universitäten überein, in deren Rahmen die Rolle der Universitätsleitungen gestärkt wurde (vgl. Kapitel 2). Den Journalisten bietet diese Erfolgsattribution die Möglichkeit, den abstrakten Wettbewerb zwischen den Universitäten an Personen fest zu machen. Dabei handelt es sich um eine bewusste journalistische Arbeitsroutine:

„Ja, das ist natürlich journalistisch zugespitzt, klar. Weil man das gerne auf Personen zuspitzt. Das ist in der Politik nicht anders. Man schreibt ja nicht vom Erfolg der CDU, sondern von der Kanzlerin. Das sind journalistische Mechanismen, die aber in dem Fall (...) berechtigt sind, weil es tatsächlich um ein Konzept [Zukunftskonzept, Anm. C.M.] geht. Es ging nicht nur darum: Was ist die Uni? Sondern es ging auch darum: Was will sie sein? Das muss man erstmal konsistent herstellen. Und das ist ja eine gewisse Fiktion, die man da herstellt auf 30, 40 Seiten. Das ist unser Konzept, so wollen wir werden. Das muss man erstmal aufschreiben. Dafür muss man seine Uni irgendwie kennen. Man kann sich ja nicht irgendetwas ausdenken und das hat überhaupt gar keinen Unterbau (...) Das kriegen Gutachter ja auch mit. Die müssen das ja mitrepräsentieren, die Leute. Und man muss es dann verkaufen gegenüber den Gutachtern. Und da spielt der Präsident eine

7. Exzellenz in den Medien

unbedingte Rolle. Insofern bin ich ziemlich sicher, auch aus meiner Erfahrung als Journalist, dass gerade in solchen unglaublich schwierigen Institutionen, wie es eine Universität nun mal ist, aber auch Schule, die Leute, die an der Spitze stehen, eine große Rolle spielen. Nicht kurzfristig, aber langfristig können die doch durch Geld und administrative Entscheidungen relativ viel erreichen. Und hier ging es ja auch wirklich darum, eine gewisse performance abzugeben: Man musste das innerhalb eines bestimmten Zeitraums repräsentieren. Deshalb glaube ich, dass das eine gewisse Berechtigung hat.“ (Spiewak)

Tatsächlich bildet diese mediale Darstellung die Prozesse innerhalb der Universität aber nur zum Teil ab. Zum Beispiel beurteilt ein Universitätsrektor die journalistische Zuspitzung von Erfolg und Misserfolg wie folgt:

„So richtig adäquat ist es meiner Meinung nach nicht. Es ist natürlich medientypisch. Auf der einen Seite kann man natürlich nicht abstreiten, dass man gerade in der dritten Linie [der Zukunftskonzepte, Anm. C.M.] die Hochschulleitung und natürlich dann in der Außenvertretung den Rektor, der ja für die Außenvertretung zuständig ist, im Grunde schon als einen wichtigen Exponenten des Konzeptes sieht. Ich hatte den Eindruck, dass auch die Gutachter die Leitung in der Verantwortung sahen, solche Konzepte im Falle einer Bewilligung dann auch wirklich voranzutreiben. Insoweit ist es natürlich schon richtig. Auf der anderen Seite war es - jedenfalls bei uns - nicht so, dass man nun als Person im Grunde den Antrag geschrieben hat und vorgegeben hat, was zu tun sei und die anderen haben alle brav genickt. Sondern wir haben das von unten nach oben in der Universität mit sehr großen Gruppen aufgebaut und haben eben schon versucht, die Universität in die Konzeptionierung einzubinden. Aber natürlich steht dann da der Rektor, der alles vertritt. Das kann man gar nicht abstreiten. Deshalb ist die Zuspitzung auf den Rektor eine Vereinfachung. Sie trifft die Komplexität der Sache nicht. Aber dass man als Rektor schon für das Konzept stehen muss, kann man nicht abstreiten.“ (P2).

Die Journalisten sind sich der Ambivalenz der Zuspitzung von Erfolg und Misserfolg zumindest zum Teil durchaus auch bewusst:

„Ja, die Beobachtung [einer Zuspitzung von Erfolg und Misserfolg auf die Person des Rektors bzw. Präsidenten, Anm. C.M.] ist so. Und ich glaube tatsächlich, dass das nicht wirklich adäquat ist, weil ein Präsident an den Universitäten ja nicht durchregieren kann. Aber nachdem die sich so aufplustern, wenn sie Erfolge einheimsen und dann ganz vorne in der Reihe stehen, habe ich wirklich überhaupt kein Problem damit, sie auch vorne zu zeigen, wenn sie Niederlagen einfahren.“ (J9)

Einer der hochrangigen Mitglieder des Bewilligungsausschusses sieht die Fokussierung der Medien auf die Präsidenten und Rektoren der Universitäten aber mit Sorge:

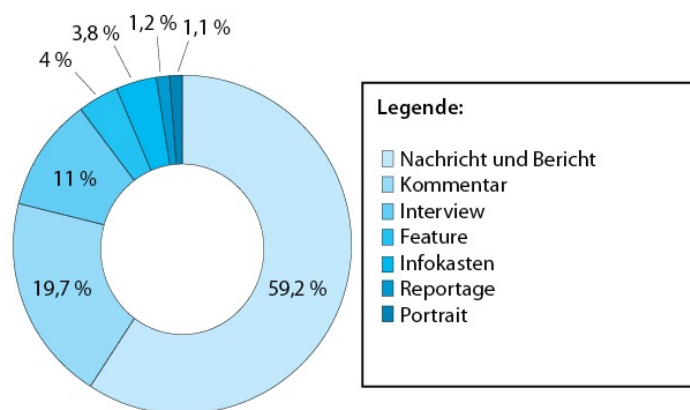
„[J]etzt läuft dieser Wettbewerb öffentlich unter medialem Scheinwerferlicht. Das setzt indirekt die Präsidenten unter einen wahnsinnigen Druck nach innen. Auf

einmal sagen die Wissenschaftler: Wenn wir diesen medialen Wettbewerb nach außen nicht gewinnen, dann glauben wir, eine schwache Führung zu haben.“ (B2)

Zusammenfassend ist zu konstatieren, dass die Zuspitzung von Erfolg und Misserfolg der Universitäten bei der Exzellenzinitiative auf die Personen der Präsidenten und Rektoren eine journalistische Darstellungsroutine in der medialen Berichterstattung darstellt.

Stilformen Für die Mehrzahl der medialen Beiträge über die Förderung von Spitzenforschung an deutschen Universitäten wählten die Journalisten die tatsachenbetonenden Stilformen Nachricht und Bericht: Ihr Anteil am gesamten Berichterstattungsumfang beträgt knapp 60 Prozent (vgl. Abbildung 7.4). Dagegen ist immerhin ein Drittel aller Artikel meinnungsbetont (Kommentar, Interview, Reportage): Jeder fünfte Beitrag ist ein journalistischer Kommentar oder ein externer Gastbeitrag (19,7 Prozent), jeder zehnte Beitrag ist ein Interview (elf Prozent). Allerdings ist der Anteil an Reportagen (1,2 Prozent) ebenso gering wie die Zahl der Features (vier Prozent).

Abbildung 7.4.: Häufigkeit journalistischer Stilformen in der medialen Berichterstattung über die Förderung von Spitzenforschung an deutschen Universitäten



Diese Ergebnisse dokumentieren, dass die Förderung von Spitzenforschung an deutschen Universitäten durchaus Anlass für journalistische Reflektion und Einordnung gab. Ob daraus auch eine diskursive Berichterstattung mit unterschiedlichen Meinungen resultierte, wird in Kapitel 7.2 bei der Darstellung der Ergebnisse zur Framing-Analyse geprüft.

Titelgeschichten Die Analysemedien berichteten in insgesamt 102 Artikeln auf ihren Titelseiten über den Untersuchungsgegenstand (vgl. Tabelle 7.4). Am häufigsten waren Beiträge über die Förderung von Spitzenforschung an deutschen Universitäten in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* auf dem Titel zu finden: Dort erschien etwa ein Drittel aller Titelgeschichten über den Analysegegenstand (33). Es folgen *Der Tagesspiegel* (14 Titelgeschichten), *Die Welt*

7. Exzellenz in den Medien

(14 Titelgeschichten), die *Süddeutsche Zeitung*, die *tageszeitung* (beide 13 Titelgeschichten) sowie die *Die Zeit* (fünf Titelgeschichten).

Tabelle 7.4.: Anzahl der Artikel auf den Titelseiten der Analysemedien

Medium	Gesamt
<i>SZ</i>	13
<i>FAZ</i>	33
<i>Die Welt</i>	14
<i>die tageszeitung</i>	13
<i>Der Tagesspiegel</i>	24
<i>Die Zeit</i>	5
Σ	102

Damit spiegelt die Zahl der Titelgeschichten zum einen die große Bedeutung wider, welche der Exzellenzinitiative durch die Medien beigemessen wird. Zum anderen deutet dieses Ergebnis aber auch an, dass das Abschneiden der Universitäten als Indikator für ihre Forschungsperformanz wegen der zu unterstellenden großen Reichweite von Titelgeschichten einem breiten Publikum zugänglich gemacht wurde. Wenn man aus der Literatur weiß, dass sich die Universitäten durch den in jüngerer Vergangenheit vollzogenen Ausbau von Referaten für Presse- und Öffentlichkeitsarbeit ins rechte öffentliche Licht rücken möchten, wird die durch die Exzellenzinitiative gegebene Anreizstruktur erkennbar.

7.1.2.3. Recherchequellen der Journalisten

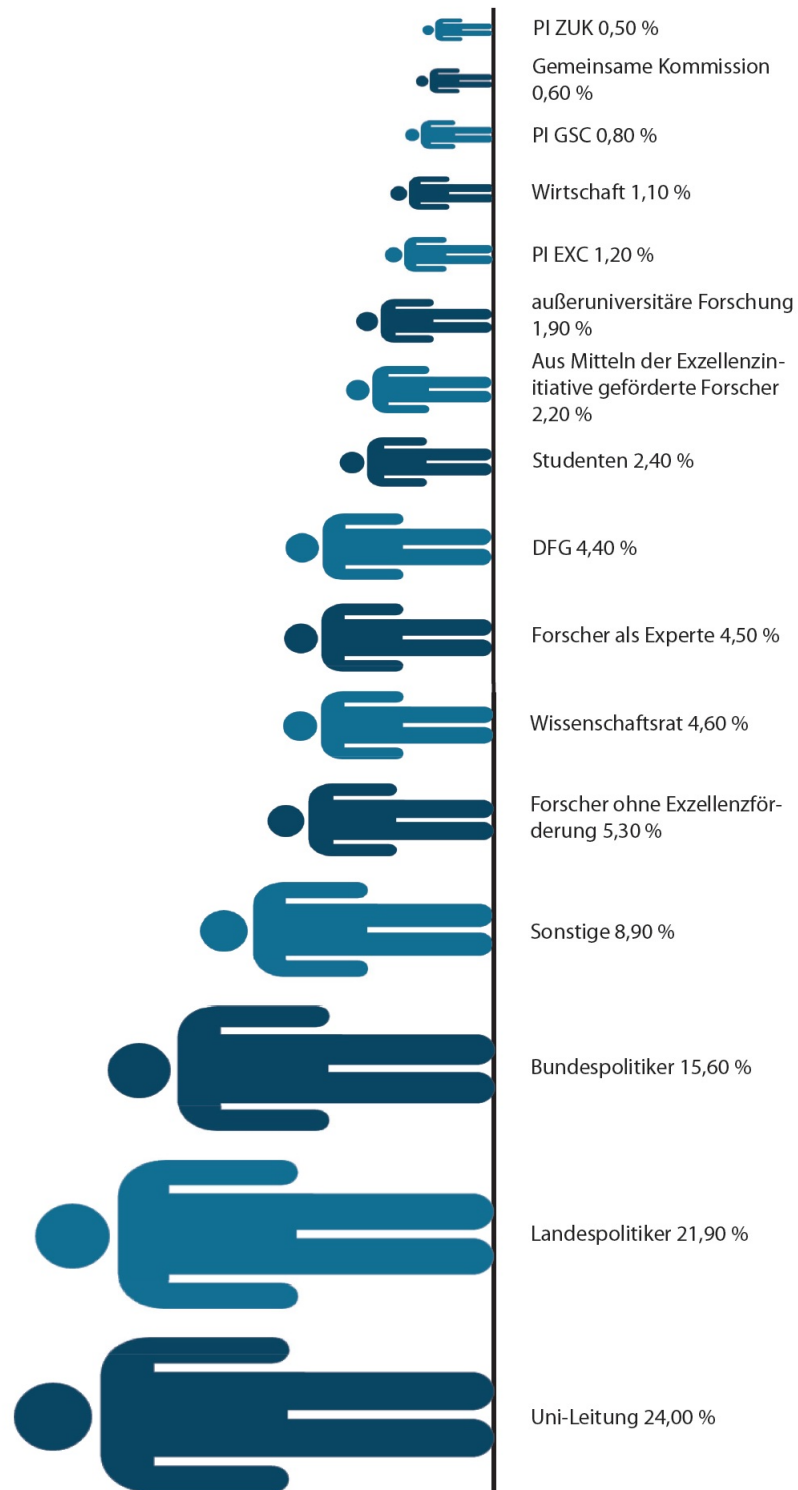
In der medialen Exzellenz-Debatte werden insgesamt 3302 Personen zitiert. Am häufigsten kommen die Leitungen der Universitäten zu Wort: Demnach ist knapp ein Viertel aller Sprecher Rektor oder Präsident einer Hochschule (24 Prozent, vgl. Abbildung 7.5). Es folgen die Politiker: Mehr als ein Drittel der Sprecher lassen sich der Bundes- oder Landespolitik zuordnen (37,5 Prozent).

Dabei handelt es sich wiederum mehrheitlich um Landespolitiker (21,9 Prozent). Auf die Bundespolitiker entfällt dagegen ein etwas geringerer Anteil (15,6 Prozent). DFG und Wissenschaftsrat, welche bei der Durchführung der Exzellenzinitiative zusammenwirken, sind ebenfalls sehr präsent: Gemeinsam kommen sie auf einen Anteil von neun Prozent, wobei der Wissenschaftsrat (4,6 Prozent) nur unwesentlich stärker positioniert ist als die DFG (4,4 Prozent). Repräsentiert werden DFG und Wissenschaftsrat im medialen Diskurs in der Regel durch ihren Präsidenten bzw. Vorsitzenden.

4,5 Prozent aller in der medialen Exzellenz-Debatte zu Wort kommenden Sprecher wurden als „Forscher als Experten“ kodiert. Dabei handelte es sich um Forscher, welche die aktuellen Strukturentwicklungen im deutschen Wissenschaftssystem zum Untersuchungsgegenstand gemacht hatten². Obwohl ihre Schriften in der deutschen Wissenschaftsforschung durchaus

²Ein Grenzfall stellte Michael Zürn dar, dessen Einblicke in das Entscheidungsverfahren der Exzellenzinitiative im dritten Kapitel dieser Arbeit zitiert werden und der auch wiederholt in der Exzellenz-Debatte zu

Abbildung 7.5.: Zu Wort kommende Akteure im Diskurs zur Förderung von Spitzenforschung an deutschen Universitäten



7. Exzellenz in den Medien

umstritten waren (siehe Kapitel 2), erreichten vor allem die Soziologen Richard Münch von der Universität Bamberg und Michael Hartmann von der Technischen Universität Darmstadt mediale Prominenz. Sie bedienten die mediale Neigung zur Fairness, also die Berücksichtigung unterschiedlicher Positionen. Zum Beispiel begründete ein Redakteur die Prominenz von Münch und Hartmann wie folgt:

„Weil die Kritiker sind. Die sehen das natürlich eher kritisch. Aber wir versuchen natürlich auch Stimmen ins Blatt zu holen, die das nicht alles gut heißen. Wir versuchen, dem Leser ein differenziertes Bild zu geben.“ (J4)

Darüber hinaus erfüllten Hartmann und Münch wohl auch eine Ventilfunktion: Denn sie brachten die durchaus vorhandene Ambivalenz der wissenschaftlichen Basis gegenüber der Exzellenzinitiative³ zum Ausdruck:

„Die Schwäche ist ja immer, dass es so ein unterschwelliges Grummeln gibt. Das gab es bei PISA, bei Bologna und bei der Exzellenzinitiative eben auch (...) Aber sie konnten es - vielleicht weil sie sich zurückgehalten haben, vielleicht auch weil ihrer Uni nicht schaden wollten - nicht so artikulieren, weil das war ja schon in hohem Grade politisiert. Damit meine ich nicht den Einfluss der Politik, sondern vom Management. Herr Lenzen hätte es nicht gern gesehen, wenn nun drei Professoren gesagt hätten: Uns gefällt dieser Wettbewerb nicht und die FU muss gar nicht gewinnen. Das wäre eine Katastrophe gewesen. Das heißt: Viele haben sich da gar nicht gemeldet. Aber die beiden haben es zumindest artikuliert. Und der Hartmann hatte Zahlen, hatte das verglichen auch mit amerikanischen Zahlen. Das fand ich interessant. Und der Münch hat ein Buch und Aufsätze darüber geschrieben. Man hätte auch jeden anderen genommen, wenn die irgendwelche Argumente gehabt hätten oder Bücher geschrieben hätten.“ (J1)

Neben diesen Experten stellt die Wissenschaftsforschung im Allgemeinen eine weitere Quelle der Berichterstattung dar und wurde als „Forscher als Experte“ kodiert. Zum Beispiel nahm das Institut für Forschungsinformation und Qualitätssicherung (iFQ) eine Begleitforschung der Exzellenzinitiative vor. Deren Ergebnisse werden mehrheitlich auch von den Journalisten wahrgenommen: Fünf der neun befragten Redakteure kannten die Begleitforschung des iFQ. Grundsätzlich wünschten sich alle Journalisten - auch jene, welche die Begleitforschung nicht kannten - mehr Reflektionswissen über Entwicklungen im deutschen Universitätssystem.

Neben all diesen mehr oder weniger viel häufig zu Wort kommenden Akteuren ist zudem von Interesse, wer in der medialen Exzellenz-Debatte kaum Berücksichtigung fand: Die Studierenden stellten nur 2,4 Prozent aller Sprecher in der medialen Exzellenz-Debatte. Dies ist sicherlich zum Teil darauf zurückzuführen, dass sich der Diskurs vor allem um die Förderung von Spitzenforschung beschränkte und die Lehre bei der Exzellenzinitiative weniger stark berücksichtigt wurde. Umgekehrt liefert diese Fokussierung des Förderinstruments aber

Wort kam. Da sein Beitrag in einer Publikation der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaft publiziert wurde, wurde er letztlich ebenfalls als wissenschaftlicher Experte kodiert.

³vgl. dazu Böhmer u. a. (2011, S. 125ff)

gerade auch ein Konfliktpotenzial, sodass eine größere Beteiligung Studierender am Diskurs zu erwarten gewesen wäre.

Abschließend sei an dieser Stelle noch auf ein Defizit des Codebuchs hingewiesen: Bereits beim Kodieren der Artikel hatte sich der Eindruck verfestigt, dass die mediale Diskussion von Ergebnissen internationaler Hochschul-Rankings wie dem Shanghai- und dem *THE*-Ranking bei der Inhaltsanalyse explizit zu berücksichtigen gewesen wäre. Die Interviews bestätigten diese - leider zu spät gewonnene - Erkenntnis: Denn obwohl Rankings bei den für Wissenschaftspolitik zuständigen Redakteuren mehrheitlich auf Skepsis stoßen, erzielen sie trotzdem mediale Resonanz. Grundsätzlich bewerten zwei Drittel der befragten Redakteure Rankings nicht als geeignete Indikatoren für Performanz in der Wissenschaft, ein Drittel dagegen schon. Ein Redakteur, der die Nützlichkeit von Rankings prinzipiell positiv bewertet, betont dabei die Bedeutung einer angemessenen Einordnung solcher Ranglistenergebnisse im Rahmen der medialen Berichterstattung:

„Ich halte viel von Rankings (...) Ich halte sehr viel davon, wenn man weiß, wie man sie einschätzen und einordnen muss. Das versuchen wir auch in unserer Berichterstattung. Man muss natürlich auch die Begrenzung immer sehen. Dass man das vergleicht, was vergleichbar ist. Und dass man genau schaut, geht es um Forschung oder um Lehre. Das sind die Begrenzungen. Aber ansonsten finde ich, dass die schon einen gewissen Aussagewert haben. Wenn man sieht: Also zum Beispiel eine Universität X hat Drittmittel in Höhe von zehn Millionen und eine andere hat Drittmittel im gleichen Feld von 50 Millionen. Dann kann man annehmen, dass diese doch forschungsstärker ist als die andere. Die Gutachter [in der Exzellenzinitiative, Anm.] haben sich auch sehr stark auf diese Rankings bezogen. Das weiß ich. Gerade auf das DFG-Ranking, nicht das CHE-Ranking. Die haben keine Uni genommen [für eine Zukunftskonzept, Anm.], wo das Konzept super war, aber die ganz forschungsschwach war. Also insofern finde ich das schon als Hinweis, als Indikator interessant.“ (J1)

Und selbst die befragten Redakteure, welche die Eignung von Rankings als Leistungsindikatoren in der Wissenschaft skeptisch bewerten, berichten immer wieder darüber. Ein Interviewpartner bringt die Ambivalenz gegenüber diesen Ranglisten auf den Punkt, indem er auf die (von ihm suggerierte) wissenschaftsöffentliche Bedeutung dieser Kennziffern hinweist und auf dieser Grundlage den Umgang seiner Redaktion mit den Ranglisten wie folgt begründet:

„Da haben wir dann auch immer mal wieder Phasen, wo wir große Artikel mit Kritik an Rankings schreiben. Das Shanghai-Ranking haben wir massiv kritisiert. Wir würden uns nicht immer völlig an den Rand der Gesellschaft stellen und sagen: Das darf man alles gar nicht sagen oder so. Denn es spielt innerhalb der Wahrnehmung in der Wissenschaft selber dann auch wieder eine Rolle (...) Wir würden jetzt nicht jedes Mal sagen: Achtung, dieses Teufelszeug! Sondern wir können auch einmal den geneigten Lesern einfach überlassen, das zu genießen. Aber immer wieder werden wir uns auch kritisch damit auseinander setzen und in regelmäßigen Abständen beschreiben, wo denn da die Grenzen sind.“ (J5)

7. Exzellenz in den Medien

Die hier im *sample* vertretenen Journalisten bewerten die Ergebnisse von Rankings also weitaus differenzierter, als es der Blick in die Literatur nahe legt (vgl. Kapitel 2). Dort wird angenommen, dass die Medien *per se* an den Ergebnissen von Rankings interessiert sind, weil sie komplexitätsreduzierend wirken und durch wiederholte Messungen Auf- und Absteiger hervorbringen. Tatsächlich wägen zumindest die für Wissenschaftspolitik zuständigen Redakteure den Nutzen solcher Rankings im Sinne einer Komplexitätsreduktion gegen ihre methodischen Schwächen ab. Der Nachrichtenwert solcher Ranglisten ist entgegen der bisherigen Meinung in der Literatur ganz offensichtlich auch darauf zurückzuführen, dass Journalisten ihnen eine gewisse Bedeutung in der Wissenschaft unterstellen - zum Beispiel eben bei der Mittelvergabe im Rahmen der Exzellenzinitiative. An einer fortwährenden Berichterstattung über Auf- und Absteiger zeigen sich die Redakteure dagegen vielfach weniger interessiert: „Für mich haben Rankings an Nachrichtenwert verloren. Das Thema ist einfach durch mit diesem ganzen für und wider.“ (J9)

7.1.2.4. Zielgruppen der Wissenschaftspolitikberichterstattung

Kapitel 6.1.1 berichtete von Forschungsergebnissen zum Mediennutzungsverhalten speziell der Entscheider im Wissenschaftsmanagement. Dem wird im Folgenden die Selbsteinschätzung der für Wissenschaftspolitik zuständigen Redakteure hinsichtlich der antizipierten Rezipienten des wissenschaftspolitischen Journalismus in Deutschland gegenüber gestellt. Diesbezüglich zeigte sich eine insgesamt sehr homogene Wahrnehmung durch die befragten Journalisten.

Alle Redakteure der Tages- und Wochenzeitungen formulierten den Anspruch, das komplexe Themenfeld Wissenschaftspolitik allgemeinverständlich aufbereiten zu wollen. Dabei wiesen sie auf die Schwierigkeiten bei der Vermittlung wissenschaftspolitischer Themen hin. Ein Journalist beschrieb den typischen Leser wie folgt:

„Es ist ein Laienleser, der zum Großteil vielleicht akademisch gebildet ist, aber der von Wissenschaftspolitik nicht mehr Ahnung hat als von Agrarpolitik oder Justizpolitik. Es ist ein Bereich für den allgemeinen Leser, der gleichrangig zu allen anderen Politikteilen steht. Und deswegen muss ich eben erklären. Exzellenzinitiative lass ich selten auch einfach so fallen, sondern schreibe dann in einem Einschub von einem Forschungsförderwettbewerb von Bund und Ländern mit einem Volumen in Höhe von 2,7 Milliarden Euro. Forschungscluster vermeide ich dann sogar und schreibe Forschungszentren und erkläre Graduiertenschulen mit Doktorandenschmieden. Man muss grundsätzlich annehmen, dass es ein Laienleser ist.“ (J7)

Den hier charakterisierten Lesertyp nannten vier Journalisten mehr oder weniger explizit als Referenz für die Konzeption der eigenen Artikel. Darüber hinaus nannten die befragten Redakteure auch „die Szene“ (J7) als relevante Zielgruppe. Dieser Gruppe ordnen sie Wissenschaftler (sechs Nennungen), Wissenschaftspolitiker (sechs Nennungen) sowie Wissenschaftsfunktionäre (fünf Nennungen) zu. Geringer schätzen die Journalisten dagegen die Resonanz ihrer Berichterstattung bei den Studierenden ein, welche sie nach eigener Einschätzung und zu ihrem eigenen Bedauern eher selten erreichen (drei Nennungen):

„Irgendwie natürlich auch Studenten. Wobei Studenten, behaupte ich mal, interessieren sich nicht für die Uni. Also was Unipolitik usw. angeht. Werden sie auch nie. Einige vielleicht, aber die meisten eher nicht.“ (J1)

Anders als die bislang diskutierten Tages- und Wochenzeitungen adressieren *Nature* und *Science* eine spezialisiertere Zielgruppe: Ihre Berichterstattung adressiert vor allem Wissenschaftler, Wissenschaftsfunktionäre sowie Wissenschaftspolitiker - und zwar auf transnationaler Ebene:

„They are mostly scientists (...) But there is a lot of policy-makers as well, especially in the U.S.. I don't know, how many German policy-makers read it regularly. I do know that they comment on the articles that i write. So they must read it sometimes.“ (J6)

7.1.3. Strukturenzusammenhang

Der Strukturenzusammenhang beschreibt die organisatorischen Imperative der medialen Exzellenz-Debatte. Im Fall der Wissenschaftspolitik sind die redaktionellen Strukturen, welche die Berichterstattung beeinflussen, divers. Um trotzdem einen medienübergreifenden Eindruck von der redaktionellen Verortung der Exzellenz-Debatte zu gewinnen, wurden die pro Untersuchungsmedium inhaltsanalytisch erfassten Erscheinungsressorts der einzelnen Beiträge zu einer gemeinsamen Darstellung generalisiert (vgl. Abbildung 7.6). Die Ergebnisse liefern einen Hinweis auf die inhaltlichen Schwerpunkte der medialen Berichterstattung zur Förderung von Spitzenforschung an deutschen Universitäten und erlauben Rückschlüsse auf die redaktionellen Strukturen des wissenschaftspolitischen Journalismus in Deutschland.

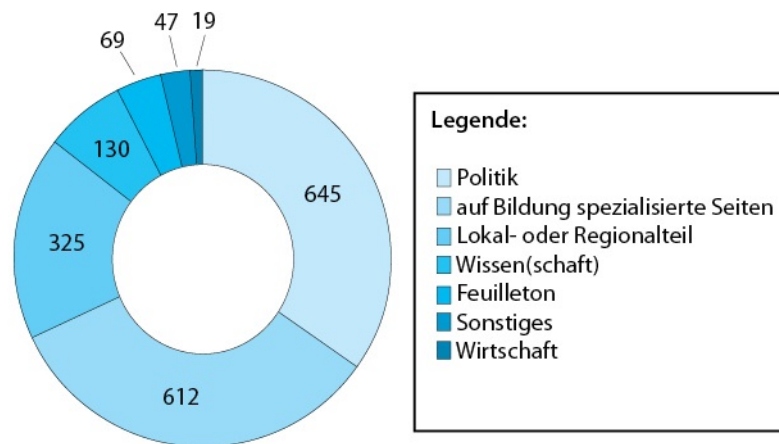
Die meisten Artikel zur Exzellenz-Debatte erschienen in den politischen Ressorts der Analysemedien. Ihr Anteil beträgt mit 645 Beiträgen etwas mehr als ein Drittel des gesamten Berichterstattungsumfangs (34,9 Prozent). Ein weiteres Drittel des Berichterstattungsumfangs entfällt mit 612 veröffentlichten Artikeln auf regelmäßig erscheinende Seiten, welche sich im jeweiligen Analysemedium auf Themen aus der Bildungs- und Hochschulpolitik spezialisiert haben (33,1 Prozent). Auffällig ist zudem eine mit 325 Artikeln relative große Zahl an Beiträgen, welche den Lokal- oder Regionalteilen der Analysemedien zuzuordnen sind (17,6 Prozent). Dagegen erschienen nur 130 aller in die Untersuchung einbezogenen Artikel in den für Wissenschaft zuständigen Ressorts der Analysemedien. Dies entspricht einem Anteil von nur etwa sieben Prozent. Noch weniger Beiträge waren zu diesem Thema nur noch im Feuilleton (3,7 Prozent, 69 Artikel) und im Wirtschaftsteil (1 Prozent, 19 Artikel) veröffentlicht worden.

Anders als bei der geringen Resonanz in den Wissenschaftsressorts war ein solch geringer Anteil bei Feuilleton und Wirtschaft aber von vornherein zu erwarten gewesen. Zusammenfassend lässt dieses generalisierte Ergebnis deshalb darauf schließen, dass die Förderung von Spitzenforschung an deutschen Universitäten von den Medien vor allem als ein (*wissenschafts-*)*politisch* bedeutsames Thema behandelt wurde. Der mediale Fokus in der Exzellenz-Debatte lag demnach womöglich stärker auf Aspekten der Forschungsförderung und der damit assoziierten Strukturentwicklung im deutschen Wissenschaftssystem als auf der tatsächlich geleis-

7. Exzellenz in den Medien

teten Forschungsarbeit in den geförderten Einrichtungen. Die Analyse des medialen Framings wird dazu weitere Erkenntnisse liefern.

Abbildung 7.6.: Generalisierte redaktionelle Verortung der medialen Exzellenz-Debatte



Eine Erklärung für diese Tendenz sind die redaktionellen Strukturen des wissenschafts-politischen Journalismus in Deutschland. Alle Analysemedien haben mindestens einen auf wissenschaftspolitische Themen spezialisierten Redakteur. Gleich drei Redakteure arbeiten beim *Tagesspiegel* und betreuen dort die auf bildungs- und hochschulpolitische Themen spezialisierte Seite *Wissen*. Die *Süddeutsche Zeitung*, die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* sowie *Die Zeit* haben jeweils zwei für Wissenschaftspolitik zuständige Redakteure. Die Journalisten bei der *Süddeutschen Zeitung* sind Innenpolitik-Redakteure. Die von ihnen einmal wöchentlich erstellte Seite *Schule und Hochschule* wird im ersten Buch im Politikteil veröffentlicht. Die Redakteure der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* arbeiten dagegen in unterschiedlichen Ressorts, sodass ihre Beiträge zur medialen Exzellenz-Debatte an verschiedenen Stellen in der Zeitung verortet sind. Davon gehört eine Journalistin dem Politik-Ressort an und betreut zudem die einmal wöchentlich erscheinende Seite *Bildungswelten*.

Auch bei der *Zeit* arbeiten zwei Redakteure, die schwerpunktmäßig über wissenschafts-politische Themen berichten. Davon arbeitet einer im Ressort *Wissen* und einer im Ressort *Chancen*. Die *Welt* und die *tageszeitung* haben jeweils nur einen für wissenschaftspolitische Themen zuständigen Redakteur. Sie sind beide auch Politik-Redakteure. Die Artikel der beiden Journalisten erscheinen jeweils vornehmlich im politischen Teil, im Fall der *tageszeitung* zudem auch auf der Seite *Bildung*. Insgesamt gibt es also im *sample* der Analysemedien überhaupt nur bei der *ZEIT* einen auf wissenschaftspolitische Themen spezialisierten Redakteur in einem klassischen Wissenschaftsressort.

Eine differenzierte Betrachtung der Analysemedien dokumentiert entsprechend der redaktionellen Strukturen bei den Analysemedien, dass die Exzellenz-Debatte nur in der *ZEIT* vorrangig im *Wissen*-Ressort verortet ist. Und obwohl der Berichterstattungsumfang der *ZEIT*

von allen sechs in Abbildung 7.7 dargestellten Analysemedien der mit Abstand geringste ist, erschienen dort mehr als die Hälfte aller in den Wissenschaftsteilen aller Analysemedien veröffentlichten Artikel über den Untersuchungsgegenstand. Die drei auflagenstärksten Analysemedien *Süddeutsche Zeitung*, *Frankfurter Allgemeine Zeitung* und *Die Welt* berichten dagegen zum größten Teil in ihren politischen Ressorts über die Exzellenzinitiative. Dagegen beteiligten sich ihre Wissen(-schafts)ressorts nur zu einem geringen Anteil an der medialen Exzellenz-Debatte: Demnach kommt das Ressort *Wissen* der *Süddeutschen Zeitung* auf einen Anteil von etwa zehn Prozent und das Ressort *Natur und Wissenschaft* der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* auf 4,2 Prozent.

Mit Ausnahme der *Welt* haben die Analysemedien zudem eine regelmäßig erscheinende spezialisierte Seite, welche Bildungs- und Hochschulpolitik thematisiert und deshalb auch über die Exzellenzinitiative berichtet. Im *Tagesspiegel* ist die Exzellenz-Debatte sogar vorrangig auf der wochentäglich veröffentlichten Seite *Wissen* (nicht zu verwechseln mit den klassischen Wissen-Seiten zum Beispiel in der *Süddeutschen Zeitung*) verortet⁴: Dort erschienen vier von fünf der im *Tagesspiegel* publizierten Artikel über den Untersuchungsgegenstand. In der *Süddeutschen Zeitung* (*Schule und Hochschule*) und der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* (*Forschung & Lehre*) erscheinen diese Seiten dagegen einmal pro Woche. Entsprechend ist ihr Anteil am Gesamtberichterstattungsumfang des Analysemediums geringer als im *Tagesspiegel*. Auch *Die Zeit* hat mit den *Chancen* ein eigenes Ressort, in dessen Zuständigkeit Themen aus der Bildungs- und Hochschulpolitik fallen. Dort erschienen die zweitmeisten Artikel über die Förderung von Spitzenforschung an deutschen Universitäten.

Die lokale und regionale Berichterstattung über den Untersuchungsgegenstand findet vor allem in der *tageszeitung*, der *Welt* sowie der *Süddeutschen Zeitung* statt. In der *tageszeitung* erschienen sogar insgesamt die meisten Artikel über den Analysegegenstand in den lokalen Ressorts, die in diesem Fall unterschiedliche Städte und Regionen abdeckten (Berlin, Bremen usw.). In der *Welt* war ein lokaler Fokus auf Berlin und Hamburg erkennbar. Dagegen konzentrierte sich die *Süddeutsche Zeitung* bei ihrer Regionalberichterstattung - wie im Ressortnamen deutlich gemacht - auf *München und Bayern*. Im ohnehin regional ausgerichteten *Tagesspiegel* ist der Anteil der im Ressort *Berlin* erschienenen Artikel dagegen gering.

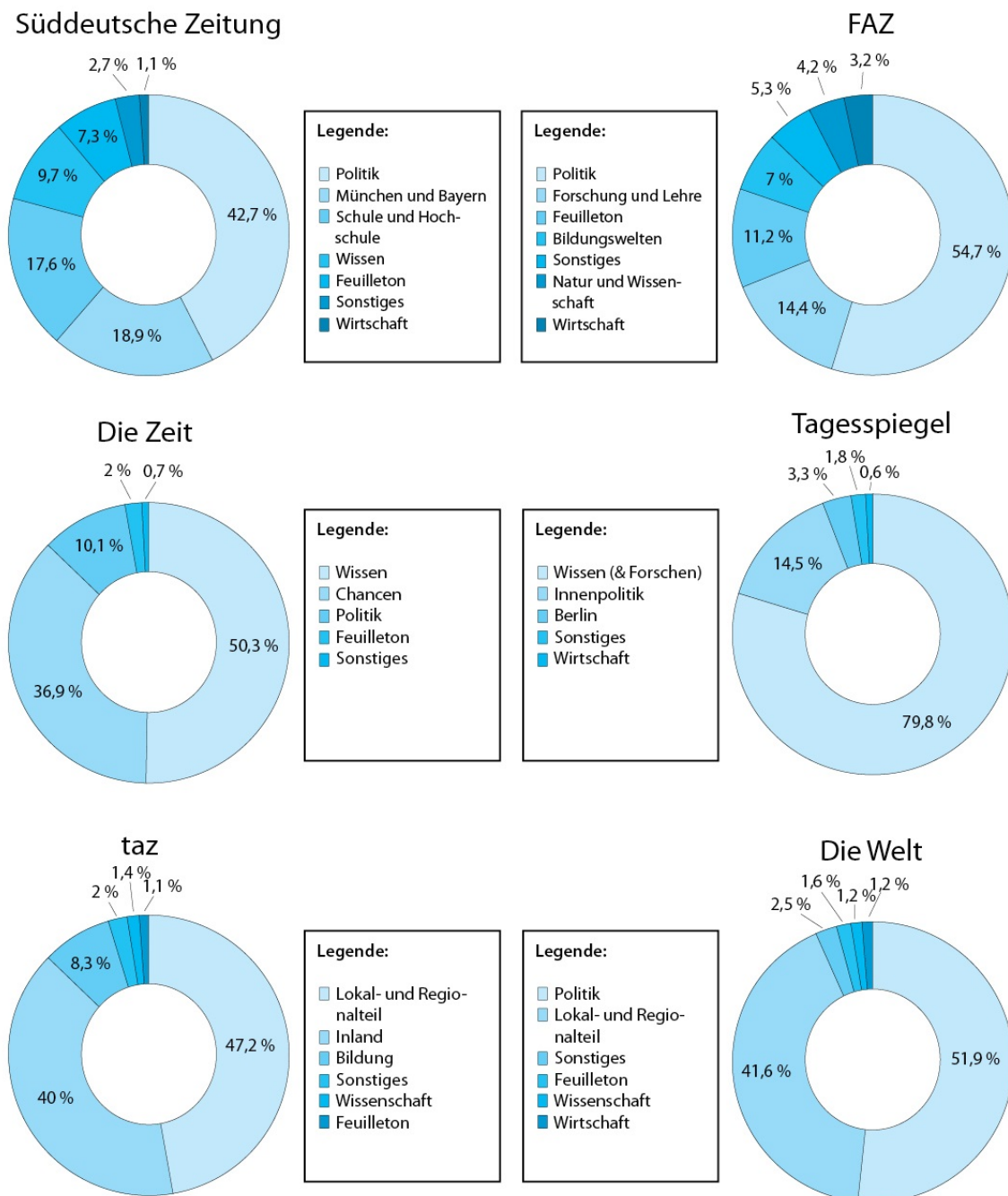
Der Austausch zwischen den auf Wissenschaftspolitik spezialisierten Redakteuren sowie den Redakteuren im Ressort Wissen(schaft) wird von den befragten Redakteuren selbst als verbesserungswürdig beschrieben. In der Regel haben sich feste thematische Zuständigkeiten herausgebildet. Abstimmungsbedarf besteht bei Themen, die prinzipiell in beiden Ressorts laufen könnten:

„[A]ndererseits sprechen wir natürlich über diese Grenzthemen. Da sprechen wir eine Menge. Die machen ja eigentlich wenig Wissenschaftspolitik und wenn, dann ist es mehr Forschungspolitik im Sinne von Stammzellen, PID, Reaktorforschung, große Ausgaben für Beschleuniger. Diese Sorte von Forschungspolitik. SARS und so etwas. Das machen die mehr. Und die machen gar keine Hochschulpolitik. Aber wir haben Grenzgebiete, zum Beispiel Mediziner Ausbildung. Das ist so etwas, was man bei denen machen kann, aber auch bei mir.“ (J8)

⁴Mitunter teilen sich die Wissen-Redakteure eine Seite mit dem Ressort Forschung, welches die klassische Wissenschaftsberichterstattung abbildet.

7. Exzellenz in den Medien

Abbildung 7.7.: Nach Analysemedien differenzierte redaktionelle Verortung der Berichterstattung über die Förderung von Spitzenforschung an deutschen Universitäten



Offenbar gibt es also verschiedene „Sorten“ von Wissenschaftspolitik, welche auf Grundlage von Erfahrungswerten zwischen den Ressorts aufgeteilt werden. Diese strukturelle Trennung von Wissenschafts- und Wissenschaftspolitikberichterstattung wird von den befragten Redakteuren durchaus als Defizit wahrgenommen. Zum Beispiel kritisierte ein mehr im Politikressort verorteter Journalist die fehlende inhaltliche Auseinandersetzung mit der geförderten Forschung:

„Das ist leider sehr oft so bei politischem Wissenschaftsjournalismus: Dass er sich sehr selten mit den Inhalten beschäftigt (...) Ich habe oft den Eindruck, dass es in den Politik-Teilen meistens nur darum geht: Wo ist etwas? Wie viel Geld gibt es dafür? Und welcher Spitzenpolitiker stellt sich hin und sagt: Tolle Entscheidung für uns. Weniger geht es darum: Was kommt da raus? Und was sind da tatsächlich diese inhaltlichen Schwerpunkte?“ (J2)

Ein Journalist führt diese strukturelle Trennung auch auf ökonomische Zwänge zurück:

„Leider ist es so, dass die Zusammenarbeit sehr unterentwickelt ist (...) Ab und zu haben wir einen Austausch. Ansonsten arbeitet jeder autonom für sich. Eigentlich ist das ja grundsätzlich so (...): Wir haben zu wenig Leute für irgendwas (...) Und der Wunsch wäre, dass man da natürlich mehr Austausch und Zusammenarbeit hinbekommt.“ (J4)

Die internationalen Medien *New York Times*, *Nature* und *Science* waren bei dieser Betrachtung der redaktionellen Verortung der Exzellenz-Debatte bislang bewusst ausgeklammert worden - und zwar nicht zuletzt wegen ihres geringen Berichterstattungsumfangs. *Nature* und *Science* berichteten im redaktionellen Teil über den Analysegegenstand. Die Fachzeitschriften *Nature* und *Science* stellen in dieser Betrachtung einen Spezialfall dar: Sie haben jeweils einen Korrespondenten in Deutschland, der u.a. auch über die wissenschaftspolitischen Entwicklungen in Deutschland berichtet.

7.1.4. Normenzusammenhang

In Weischenbergs Zwiebel-Modell bilden die Normen und ethischen Standards, welche den Journalismus umschließen, die äußere Schale. Speziell für den wissenschaftspolitischen Journalismus lassen sich entsprechende Normen aus den Empfehlungen der *Union der deutschen Akademien der Wissenschaften*, auf die bereits im ersten Kapitel Bezug genommen worden war und die speziell das Verhältnis der Wissenschaft zur Öffentlichkeit und den Medien adressieren, ableiten. In diesen Empfehlungen werden die Medien ebenso zum Verzicht auf Übertreibungen in der Wissenschaftskommunikation aufgefordert wie die Wissenschaft selbst.

Dagegen war die Wissenschaftskommunikation im Fall der Exzellenzinitiative durch eine übertreibende „Exzellenz-Rhetorik“ gekennzeichnet, die Kritik hervorgerufen hat (vgl. Kapitel 2). Das gilt aber zunächst für die Wissenschaft selbst. Die TU München (2015) verleiht sich auf ihrer Website selbst den Titel einer „Exzellenzuniversität“ und geht sogar noch einen Schritt weiter: Sie betont, eine derjenigen Universitäten zu sein, die bereits in der Förderrunde zur ersten Programmphase erfolgreich war und bis heute gefördert wird („eine der drei ersten

7. Exzellenz in den Medien

Exzellenz-Universitäten Deutschlands“). Damit erzeugt sie eine weitere Unterscheidungsdimension, welche soagr noch über das *label* „exzellent“ hinausgeht.

Neben dem Begriff der „Exzellenz-Universität“ bezieht sich im öffentlichen Diskurs auch der inoffizielle Titel der „Elite-Universität“ auf Universitäten mit gefördertem Zukunftskonzept⁵. Dieser Begriff geht zurück auf die Initiative der SPD, die 2004 die Etablierung einer Elite-Universität nach US-amerikanischen Vorbild vorschlug. Aus der sich daran anschließenden Debatte ging in einem wissenschaftspolitischen Aushandlungsprozess schließlich die Exzellenzinitiative von Bund und Ländern hervor⁶. Zwar war die Idee einer deutschen Elite-Universität nach US-amerikanischem Vorbild in der Wissenschaftspolitik schnell wieder vom Tisch. Aber in den Medien hält sich diese Bezeichnung bis heute. Die wissenschaftlichen und politischen Mitglieder des Bewilligungsausschusses bedauern gleichermaßen, dass der Gebrauch dieses inoffiziellen Titels durch die Medien die mit den Zukunftskonzepten verbundene Zielsetzung im öffentlichen Diskurs verzerre. Ein von einem hochrangigen Mitglied des Bewilligungsausschusses vorgenommener Vergleich der dritten Förderlinie mit den US-amerikanischen Elite-Universitäten veranschaulicht die konzeptionelle Diskrepanz und weist damit auf ein Defizit der Wissenschaftskommunikation bei der Exzellenzinitiative hin:

„[E]in Punkt war nicht erfolgreich: Diesen Hype da rauszuholen [...] Die DFG vergibt keine Etiketten, keine Orden, keine Ehrenzeichen. Dieser Titel Elite-Universität: Da wurde ja explizit immer drüber geschrieben, dass die Universität jetzt den Elite-Titel bekommen hat. Es ist jetzt eine Elite-Uni. Aber doch nicht mit der Förderung, um die es da ging! [...] [A]llein der fundraising-Etat der Elite-Universitäten in den USA [macht] so viel aus jährlich wie das, was ein Cluster bekommt innerhalb der Exzellenzinitiative. Insofern muss man aus meiner Sicht da viel bescheidener sein und sich anschauen, was in den Papieren steht, dass nämlich elf Universitäten mit ihren Zukunftskonzepten die Möglichkeit bekommen, ihre Strukturentwicklung voranzutreiben. Und neue Dinge auszuprobieren.“ (B3)

Dass es keinen adäquaten Begriff für die Zukunftskonzepte im medialen Diskurs gab, nimmt ein politisches Mitglied des Bewilligungsausschusses, das selbst an der Aushandlung der Exzellenzvereinbarung beteiligt war, sogar zum Anlass für offene Selbstkritik:

„Man [die Medien, Anm.] benötigte eine griffige Bezeichnung und wir haben den Fehler gemacht, dass wir uns keine Bezeichnung dafür überlegt haben - so wie Exzellenzcluster oder Graduiertenschule. Da gab es einen Begriff und der war auch transportierbar. Die Zielrichtung der dritten Förderlinie ist (...) bis heute im öffentlichen Bewusstsein nicht vorhanden.“ (B8)

Nun lässt sich sicherlich darüber streiten, wie eingänglich Bezeichnungen wie „Exzellenzcluster“ im öffentlichen Diskurs tatsächlich sind. Denn die Gespräche mit den für Wissenschaftspolitik zuständigen Redakteuren der Analysemedien machten deutlich, dass auch die Bezeichnungen „Graduiertenschulen“ und „Exzellenzcluster“ nach Ansicht der Journalisten noch

⁵vgl. dazu ausführlich Kapitel 7.3

⁶vgl. dazu ausführlich Kapitel 7.2.1

einer weiteren Erklärung bedurften, um den Rezipienten die ihnen zu Grunde liegenden Konzepte zu vermitteln. Und handelt es sich nicht auch bei einem Begriff wie „Exzellenz“ um ein Modewort? Einerseits dokumentieren die oben genannten PR-Aktivitäten der geförderten Universitäten den übertreibenden Gebrauch dieses Begriffs durch die Wissenschaft selbst, sodass der Journalismus - anders als vielfach unterstellt (z.B. Münch, 2009) - kaum als alleinige treibende Kraft bei der Etablierung der Exzellenz-Rhetorik erhalten kann. Andererseits machten die Gespräche mit den Mitgliedern des Bewilligungsausschusses deutlich, dass der Exzellenz-Begriff womöglich mehr Substanz beinhaltet als vielfach angenommen. Ein hochrangiges Mitglied dieses Gremiums bringt es wie folgt auf den Punkt:

„Exzellente Forschung ist Forschung, die neue Wege geht, die eine signifikante Frage stellt, die das Fach verändert und eben nicht *me too* ist. Ein Bild macht das anschaulich: Im Jahr 1802 hat Jefferson eine Expedition zum Pazifik geschickt, um einen Landweg zum Pazifik zu beschreiben, der bis dahin nicht gefunden war. Denn es bestand die Gefahr, dass Kalifornien spanisch würde bzw. unabhängig. Dann ist es gelungen, diesen Weg zu finden - unter ziemlich schwierigen Umständen. 30 Jahre später wurde in Kalifornien Gold entdeckt. Und ein Jahr später sind zehntausend Goldgräber auf dem Weg, den Lewis und Clark entdeckt hatten, über die Rocky Mountains nach Kalifornien gekommen. Und wenn ich Review-Committees habe, sage ich immer: Ist das hier *Lewis and Clark*? Oder ist das *Gold Rush*?“ (B5)

Dass der Exzellenz-Begriff zum Beispiel in den vom Wissenschaftsrat veröffentlichten *Perspektiven des deutschen Wissenschaftssystems* außer in den Eigennamen Exzellenzinitiative sowie Exzellenzcluster nicht mehr zur Charakterisierung von Spitzenforschung gebraucht wird, sondern stattdessen das Wort „herausragend“ Verwendung findet, ist eben auf seinen inflationären Gebrauch zurückzuführen. Umso überraschender erscheint es deshalb, dass die Begriffe „Elite-“ und „Exzellenz-Universität“ bei den Journalisten selbst auf Kritik stoßen:

„Ich hoffe, dass ich das nicht allzu oft gemacht habe [das Elite-Label zu benutzen, Anm.], weil ich (...) insbesondere auch die Zukunftskonzepte - also wenn man von ganz wenigen Ausnahmen absieht - für ausgesprochen wolkig halte. Also ich habe mich schon viel drüber lustig gemacht über Zukunftskonzepte, insbesondere bei der FU. Also die FU war für mich ein Beispiel dafür, wie Trivialitäten, die alle von sich behaupten, in irgendwelche Strukturprojektionen gegossen werden: Wir sind international, wir sind vernetzt, wir gucken in die Zukunft, wir sind innovativ, wir ziehen allen an einem Strang. Und gesagt wird: Das ist die Zukunft! Das streift meiner Ansicht nach gelegentlich auch die unfreiwillige Komik.“ (J8)

Die Kritik gilt auch für den Exzellenz-Begriff:

„Diese Labels oder dieses wording, das da stattgefunden hat, das ist grauenvoll. Wir haben es auch. All diese Begriffe: innovativ, systemimmanent, implementieren - all diese Schlagworte, die dann nichts mehr heißen und die nur noch ein Signal setzen. Eben auch Exzellenz. Das ist auch so ein Wort, das dann nicht definiert ist. Also: schlecht!“ (J9)

7. *Exzellenz in den Medien*

Gleichzeitig liefert dieses Zitat aber auch einen Hinweis darauf, weshalb der Exzellenz-Begriff (und auch der Elite-Begriff) in der medialen Berichterstattung so präsent ist. Denn seine Signalwirkung weist auf die bereits in Kapitel 7.1.2 beschriebenen Nachrichtenwert hin.

7.1.5. **Zwischenfazit**

Die formal-deskriptive Analyse entlang des von Weischenberg (1994) vorgeschlagenen Modells einer Zwiebel schärfte zum einen den Blick für die Kontextbedingungen der medialen Exzellenz-Debatte und dokumentierte zum anderen das starke Medienecho für die Exzellenzinitiative. Demnach adressierte die Exzellenzinitiative zu verschiedenen Anlässen jeweils mehrere Nachrichtenfaktoren, sodass es während des Analysezeitraums Phasen hoher medialer Aufmerksamkeit für die Exzellenzinitiative gab. Das gilt vor allem für die Bekanntgabe von Förderentscheidungen. Doch auch zwischen diesen Anlässen fand eine kontinuierliche Berichterstattung über die Exzellenzinitiative statt. Dabei nehmen die Journalisten für sich selbst die Ausübung einer Kritik- und Kontrollfunktion in Anspruch, etwa hinsichtlich der systemischen Effekte der Exzellenzinitiative auf das deutsche Wissenschaftssystem. Zum Teil nahmen sie es zudem so wahr, dass sie selbst ein Element in der Governance-Konstellation bei der Exzellenzinitiative sind. Zwar dominieren tatsachenorientierte Darstellungsformen die Berichterstattung über die Förderung von Spitzenforschung. Aber der prozentuale Anteil an Kommentaren deutet darauf hin, dass die journalistischen Meinungsbildungsprozesse stark ausgeprägt sind. Die überwiegende redaktionelle Verortung im politischen Teil bzw. auf Seiten, welche thematisch auf Bildungs- und Hochschulpolitik spezialisiert sind, lässt auf eine vorrangig wissenschaftspolitische Reflektion der Exzellenzinitiative durch die Journalisten schließen. Die tatsächliche mediale Konstruktion wissenschaftlicher Exzellenz ist Gegenstand des folgenden Unterkapitels.

7.2. Mediales Framing der Exzellenz-Debatte

Nachdem im vorangegangenen Abschnitt die Kontextbedingungen des wissenschaftspolitischen Journalismus analysiert worden waren und auf dieser Grundlage ein formal-deskriptives Profil der medialen Berichterstattung zur Exzellenzinitiative erstellt werden konnte, stehen in diesem Kapitel nun die tatsächlichen Inhalte des medialen Diskurses im Fokus der Untersuchung. Der erste Unterabschnitt adressiert den Elite-Diskurs, welcher im ersten Quartal 2004 als Reaktion auf den initialen Vorschlag der damals den Bundeskanzler stellenden SPD zur Etablierung einer Elite-Universität nach US-amerikanischen Vorbild geführt worden war und damit gewissermaßen als Prolog der späteren Exzellenz-Debatte gelten kann. Die Analyse des Diskurses dokumentiert die wissenschaftspolitischen Aushandlungsprozesse, deren Resultat letztlich - quasi als wissenschaftspolitischer Kompromiss - die Exzellenzinitiative von Bund und Ländern war. Die daran anschließende Exzellenz-Debatte ist dann Gegenstand des zweiten Unterabschnitts. Dabei wird auch ausführlich auf den journalistischen Gebrauch von Infografiken in Form von Deutschlandkarten eingegangen. Damit adressiert die Arbeit das in Kapitel 4 beschriebene Defizit der Framing-Forschung, Bilder und Grafiken bei der Analyse oftmals nicht zu berücksichtigen. Im Fall der Exzellenzinitiative sind aber gerade Visualisierungen der deutschen Forschungslandschaft auf große Resonanz gestoßen. Wie zu zeigen sein wird, machte vor allem die Ergebnisdarstellung in solchen Landkarten die Forschungsperformanz der Universitäten über die wissenschaftlichen Fachgemeinschaften hinaus für eine breite Öffentlichkeit im Sinne der in Kapitel 2 hergeleiteten Kriterien sichtbar.

Die Gliederung der skizzierten Unterabschnitte ist ähnlich: Zuerst werden die Inhalte der medialen Debatte deskriptiv beschrieben. Grundlage dafür sind die aus der Definition von Entman (1993) abgeleiteten Frame-Elemente (vgl. Tabelle 6.1) sowie weitere Variablen, die daran inhaltlich anschließen. Zur Erinnerung: Pro Artikel wurden bis zu drei Themen, assoziierte Schäden, assoziierte Nutzen und Forderungen kodiert. In der Darstellung werden dann solche Ausprägungen berücksichtigt, die in mindestens fünf Prozent der während des Elite-Diskurses erschienenen Artikel kodiert wurden. Im jeweils zweiten Unterabschnitt wird dann die Verdichtung der Frame-Elemente per Clusteranalyse zu Frames beschrieben. Abschließend werden dann auch noch Bewertungsindizes berechnet, deren Werte zum Beispiel für die Exzellenzinitiative als Indikatoren für die öffentliche Meinung zu diesem Forschungsförderprogramm gelten können.

7.2.1. Prolog: Der Elite-Diskurs

„SPD plädiert für deutsche Elite-Universität“ - Mit dieser Schlagzeile berichtete die Journalistin Regine Zylka (2004, S. 1) am 3. Januar 2004 exklusiv auf Seite 1 der *Berliner Zeitung* über eine politische Initiative der damaligen Kanzler-Partei, welche die politische Agenda der kommenden Wochen prägen sollte. Konkret heißt es in dem Artikel: „Nach Informationen der Berliner Zeitung soll die Struktur der Hochschullandschaft gemeinsam mit den Bundesländern so verändert werden, dass sich mindestens eine Universität in Deutschland als internationale Spitzenhochschule - vergleichbar etwa mit den Universitäten von Harvard und Stanford - etablieren kann. Dieses Vorhaben ist Bestandteil neuer Leitlinien zur Innovations- und Bildungspolitik, die der SPD-Vorstand auf einer Klausurtagung am Montag und Dienstag in

7. Exzellenz in den Medien

Weimar beraten will.“

Elitenbildung durch Sozialdemokraten? Der Nachrichtenwert dieser politischen Initiative war bereits in Kapitel 7.1.2 beschrieben worden. In Form des im Januar 2004 lancierten PR-Slogans *Brain Up! Deutschland sucht seine Spitzenuniversitäten*, welcher an ein populäres TV-Format anschloss, adressierte das Bundesministerium für Bildung und Forschung sogar gezielt journalistische Darstellungsroutinen, indem sie den Wettbewerbscharakter lancierte. Wichtig zur Interpretation der nachfolgenden Ergebnisse ist in diesem Zusammenhang die Ausweitung der Zahl zu fördernder Institutionen von ursprünglich einer Universität auf mehrere.

Der Vorstoß der SPD rief allerdings auch Kritik hervor: Vor allem die Bundesländer, welche 2004 mehrheitlich CDU-geführt worden waren, lehnten die von der damaligen Ministerin Edelgard Bulmahn vorangetriebene Initiative ab. Anstatt eine oder wenige ganze Universitäten zu fördern, wollten sie ein „Exzellenz-Netzwerk“ besonders leistungsstarker Fachbereiche aufbauen. Der Dualismus dieser beiden Vorschläge bot den Rahmen für den Elite-Diskurs, dessen Themenstruktur im Folgenden dargestellt werden soll.

7.2.1.1. Inhaltliche Struktur des Elite-Diskurses

Der Elite-Diskurs setzt am 3. Januar 2004 mit dem zitierten Artikel von Zylka (2004) in der *Berliner Zeitung* ein und endet am 29. März 2004 mit einer vorläufigen Einigung von Bund und Ländern über ein Forschungsförderprogramm für deutsche Universitäten, dessen Ausgestaltung bereits Ähnlichkeiten mit den späteren drei Förderlinien der Exzellenzinitiative aufweist⁷. Zwar dauerte es dann noch mehr als ein Jahr bis zum finalen Beschluss der Exzellenzinitiative. Aber der öffentliche Diskurs nahm in der Folge eine neue Wendung, indem er primär die parteipolitischen Aushandlungsprozesse thematisierte. Während des knapp drei Monate dauernden Elite-Diskurses erschienen in den Analysemedien 275 Artikel, in denen über den Analysegegenstand berichtet wurde.

Themen im Elite-Diskurs Der Vorschlag zur „Etablierung einer oder mehrerer Elite- bzw. Spitzenuniversitäten in Deutschland“ dominierte den Diskurs in den ersten drei Monaten des gesamten Untersuchungszeitraums. Die zugehörige Variablenausprägung fasst jene Vorschläge zusammen, die aus dem initialen Vorschlag der Bundes-SPD zur Förderung einer Elite-Universität nach US-amerikanischen Vorbild hervorgegangen sind. Diese im Debattenverlauf modifizierte Initiative wurde in etwa zwei Dritteln (62,2 %) aller Artikel inhaltlich thematisiert. Nachdem ursprünglich nur eine Elite-Universität nach US-amerikanischen Vorbild in Deutschland gegründet werden sollte, waren es zwischenzeitlich einige wenige. Später wurde der Elite-Begriff durch die Vokabel der Spitzen-Universität ersetzt. Damit einher ging auch eine zunehmende Abkehr von der ursprünglichen Idee einer deutschen Elite-Universität nach US-amerikanischen Vorbild hin zur Förderung von Strukturentwicklungsprozessen wie sie letztlich auch die Förderlinie Zukunftskonzepte der Exzellenzinitiative adressiert. Die Problematik des Begriffs der „Elite-Universität“ für den Gebrauch im öffentlichen Diskurs war bereits in Kapitel 7.1.4 diskutiert worden. Der Vorschlag zur Etablierung einer oder mehrerer Elite-

⁷Die Berichterstattung über diese Einigung ab dem 30. März 2004 wurde der im folgenden Abschnitt beschriebenen Exzellenz-Debatte zugeordnet.

bzw. Spitzenuniversitäten nach US-amerikanischen Vorbild mittels eines Casting-Konzepts machte aus journalistischer Perspektive zunächst eine Begriffsklärung erforderlich:

„Ich war kurz davor an der Columbia University [Mitglied der Ivy-League US-amerikanischer Elite-Universitäten, Anm.] und habe mir die angeschaut. Und hab mir dann gesagt: Was ist denn das? Was ist ein deutsches Harvard? Wie weit sind alle deutschen Unis? Ein Wettbewerb - da war die Frage in der Berichterstattung: Was heißt das überhaupt? Was bedeutet das?“ (J1)

Als exemplarische Antwort auf diese Fragen, welche die frühe Berichterstattung über den Analysegegenstand prägten, kann eine Infografik aus der *ZEIT* gelten, welche das vom BMBF vorgeschlagene Casting-Konzept unter dem Titel „Wer ist die schönste im ganzen Land“ zu einem Schönheitswettbewerb der deutschen Universitäten zuspitzte - und dabei auch nicht ganz frei von Satire blieb: So finden sich als Indikatoren für die Leistungsfähigkeit der vorgestellten Universitäten neben Publikationen, eingeworbenen Drittmitteln u.ä. auch weniger ernst gemeinte Kennziffern wie zum Beispiel das beste Uni-T-Shirt oder der vom *Playboy* ermittelte größte Sex-Appeal (vgl. Abbildung 7.8).

Bei der vorgenommenen Inhaltsanalyse war die „mediale Konstruktion von universitärer Elite“ mit einer eigenen Variable erfasst worden. Zwar gibt es auch an dieser Stelle wieder das Problem, dass das Abschneiden in Rankings als Performanzindikator nicht in der Analyse berücksichtigt worden war. Aber die Valenz der erfassten Kennziffern dokumentiert bereits eine mediale Konstruktion universitärer Elite, welche mit den späteren Zukunftskonzepten bei der Exzellenzinitiative nur zum Teil übereinstimmt. Als Maßstab galten die von der SPD ursprünglich herangezogenen privaten Elite-Universitäten in den USA.

Demnach stellt ein hohes Maß an Autonomie das wichtigste Merkmal einer Elite-Universität dar (34,7 Prozent, 77 von insgesamt 222 Nennungen). Das bedeutet zum Beispiel, dass Elite-Universitäten sich ihre Studierenden selbst aussuchen können (davon 58,5 Prozent). Darüber hinaus kennzeichnet Elite-Universitäten, dass sie vergleichsweise hohe Studiengebühren erheben (17,1 Prozent). Es folgen als weitere Eigenschaften eine hohe Forschungsperformanz sowie Konkurrenzfähigkeit im Werben um herausragendes wissenschaftliches Personal (je 10,4 Prozent). Ebenfalls von Bedeutung ist eine günstige Betreuungsrelation für die Studierenden (8,1 Prozent) sowie die Reputation der Universität (7,2 Prozent). Dagegen wurden eine leistungsorientierte Mittelvergabe (fünf Prozent), die Governance der Universitäten (4,5 Prozent) sowie eine Corporate Identity (2,7 Prozent) als weniger bedeutsam eingestuft.

Entsprechend wurde die „Leistungsperformanz des deutschen Universitätssystems im internationalen Vergleich“ während des Elite-Diskurses intensiv diskutiert: Knapp die Hälfte aller Artikel (45,1 Prozent) thematisierten diesen Aspekt. Die genannten Elite-Kriterien waren der Bewertungsmaßstab. Ein drittes Thema, welches während des Elite-Diskurses auf mediale Resonanz stieß, war der „Dualismus in der Wissenschaftspolitik zwischen Bund und Ländern“, der in 7,6 Prozent aller Artikel diskutiert wurde.

7. Exzellenz in den Medien

Abbildung 7.8.: Berichterstattung in der *ZEIT* (2004, S. 27) über die Initiative der SPD zur Etablierung einer oder mehrerer Elite- bzw. Spitzenuniversitäten nach US-amerikanischen Vorbild in Deutschland

15. JANUAR 2004 DIE ZEIT Nr. 4

WISSEN 27

Wer ist die Schönste im ganzen Land?

Zum Elite-Contest der SPD: Was deutsche Unis zu bieten haben



LMU München

Stärken: Klotzt mit ihrer Größe (720 Professoren) und belegt damit in allen Rankings vordere Plätze. Erste Uni im CHE-Forschungsranking, bester deutscher Platz im weltweiten Ranking des CEST (Platz 51). Stellt die meisten DFG-Gutachter, zählt die meisten Humboldt-Stipendiaten. An der Ludwig-Maximilians-Universität haben 11 Nobelpreisträger geforscht, außerdem studierten hier 35 Bundespräsidenten und 11 ZEIT-Redakteure.

Schwächen: Setzt man die Größe in Relation zu den einzelnen Leistungen, sinkt ihr Stern. Im DFG-Ranking der relativen Leistung pro Professor belegt sie nur Platz 26. Weiterer Nachteil: das politische Umfeld (siehe auch TU München).

Urteil: Elite-Kandidat mit Verbesserungspotenzial.



Humboldt-Uni Berlin

Stärken: Name (Humboldt), Tradition (29 Nobelpreisträger) und Lage der Universität (Reichstagsgebäude 2000 Meter) sind einzigartig. Gute Plätze in einschlägigen Rankings. In den Kultur- und Gesellschaftswissenschaften spielt die FU fast DFG-hoch die „alte prägende Rolle“. Von befragten Experten halten sie fünf für elitärtauglich. Bester Uni-T-Shirt, bester Internet-Auftritt. Ideenreicher Uni-Präsident (und Kanzler soeben in den Innovationsrat des Bundes berufen).

Schwächen: Noch sind DDR-Hypothesen abzubauen. Mistet man die Forschungsleistung pro Professor, fällt die FU ab. Zudem ist Berlin pleite, die Hochschulpolitik der Stadt die schlechteste Deutschlands.

Urteil: Trotz gewisser Standortschwächen: An Humboldt kommt niemand vorbei.



Universität Konstanz

Stärken: Die dynamische Universität. Gewinner des Hochschulport-Rankings. Mildes und forschungsaktives Klima. Die Denker vom Bodensee werben in den Geistes- und Sozialwissenschaften pro Kopf fast doppelt so viele DFG-Drittmittel ein wie die Konkurrenz. Auch international sehr beliebt: die meisten ausländischen Humboldt-Stipendiaten pro Professor. Gute Bibliothek, überschaubarer Campus.

Schwächen: Kleinbürgerliches Idyll. Niedriger Traditionsfaktor (erst 1966 gegründet), zum Teil eingeschränktes Angebot (keine Hochschule), größter Nachteil ist die ungünstige Verkehrslage (der Flughafen Stuttgart ist drei Stunden entfernt, nach Berlin dauert es fast einen ganzen Tag).

Urteil: Potenzial zu einem Princeton am Bodensee.



Universität Heidelberg

Stärken: Traditionreichste Hochschule (Gründungsjahr 1386), ehemaliges Vorbild vieler US-amerikanischer Unis, hohe internationale Attraktivität. Spitzenplatz bei der Zahl der Humboldt-Stipendiaten (besonders in Medizin) glänzen: touristischer Standortvorteil. „Heidelberg“ kennt im Ausland jeder.

Schwächen: touristengedüngte in der Altstadt. Die Uni trägt schwer an der Last der Geschichte, Gefahr der Arroganz und der Verkrustung abgegriffener Strukturen. Außerdem: große Konkurrenz anderer potenzieller Spitzen-Universitäten in nächster Nähe (siehe Konstanz, Tübingen).

Urteil: Favorit traditionistischer Alt-Europäer.



Universität Göttingen

Stärken: Die Georg-August-Universität lebt von ihren berühmten Alumni (beider sind die meisten tot), 44 Nobelpreisträger wirken hier, zwei davon noch heute. Hoher Politikfaktor: gleich zwei Minister (Strunk, Trittin) und der Kanzler höchstselbst haben in Göttingen studiert. Belegt auch bei ausländischen Wissenschaftlern. Zudem verfügt Niedersachsen über ein relativ liberales Hochschulgesetz, die Uni ist seit einem Jahr eine Stiftung.

Schwächen: Der Glanz der Vergangenheit ist abgebläht. Im DFG-Ranking wie im CHE-Ranking belegt Göttingen nur hintere Plätze. Niedersachsen hat kein Geld, das neue Wissenschaftsministerium wenig Ideen.

Urteil: Die Nummer eins – in Niedersachsen.



TU München

Stärken: Favorit unserer Expertenrats. Kein Wunder: Gemeinsam an den von der DFG vergebenen Drittmitteln spielt sie in drei von vier Wissenschaftsbereichen vorn mit. Erste Adresse in Physik und Chemie (gehört in letzterem Fach laut CEST-Ranking zu den zehn besten Universitäten). Hohe internationale Attraktivität: Platz 2 bei den Humboldt-Stipendiaten. Weitere Stärken: durchsetzungsfähiger Präsident und starke Sponsoren. Innerhalb haben drei Vizepräsidenten von Dax-Unternehmen an der Technischen Universität München ihr Diplom gemacht.

Schwächen: Historisch kann sich ihren Konkurrenten nicht das Wasser reichen. Aktuelle Gefährten: Bayerischer Sparkurs und neuer Wissenschaftsminister.

Urteil: Kandidat für internationale Champions League der Forschung.



Freie Universität Berlin

Stärken: Name und Standort sind zukunftsreich. Auch im Ausland. An die FU streben die meisten vom DAAD geförderten Wissenschaftler. In einigen Disziplinen beachtliche Forschung. Im CEST-Ranking der weltweit forschungstärksten Hochschulen schafft die FU es unter die Top Hundert. Guter Platz im Playboy-Ranking: 9,2 Prozent der FU-Studierenden haben täglich Sex (Rang 2).

Schwächen: Fehlende Geschichte, obwohl auch die FU die 29 Berliner Nobelpreisträger beansprucht. Vom Erbe der öber belastet. In vielen Fakultäten wirken Politisierung und Berufungspolitik der siebziger und achtziger Jahre nach. Aktuell leidet die FU unter der Berliner Pleite (siehe HUG).

Urteil: Ausbaufähig. Professorenproblem könnte sich biologisch lösen (jahrelanger Raubtierstend).



Universität Tübingen

Stärken: traditionell (Gründung 1477) und bis heute sehr forschungstark. Schafft es als einzige deutsche Universität im DFG-Ranking in allen Forschungsfeldern (Geistes-, Natur-, Ingenieurwissenschaften und Medizin) unter die ersten zehn. Auch in anderen Rankings gute Noten. Weitere Pluspunkte: der Eberhard Karls Universität, ein reformfreudiger Wissenschaftsminister, ein Hochschulgesetz, das viel Autonomie gestattet und die idyllische landschaftliche Lage (Stochekarthagen möglich).

Schwächen: Abseits vom Weltgeschehen. Wenig großstädtische Inspiration für Geistes- und Sozialwissenschaftler. Außerdem: viele potenzielle Spitzenuniversitäten in der Nähe (siehe Heidelberg, Konstanz).

Urteil: Eiltzeitlich: Biotop für geniale Grübler.



RWTH Aachen

Stärken: gilt als die deutsche Ingenieurschule. Ob Elektrotechnik, Bergbau oder allgemeine Ingenieurwissenschaften – mit der Größe der Rheinisch-Westfälischen Technischen Hochschule Aachen kann kaum eine andere Universität konkurrieren. Ist zusammen mit der TU München Teil eines Netzwerkes technischer Spitzenuniversitäten in Europa. Sponsorenträchtig. Wirbt die meisten DFG-Drittmittel ein. Fünf Nennungen des Expertenrats. Und: die Uni mit der höchsten sexuellen Zufriedenheit (Platz 1 im Playboy-Ranking!).

Schwächen: nordrhein-westfälisch gilt nicht als reiches Bundesland. Hochschulpolitik ist hier traditionell auf Gleichheit gepolt. Der Uni fehlen Flair und Ausstrahlung.

Urteil: In ihrer Sparte elitärtauglich.



Universität Hamburg

Stärken: Keine andere deutsche Universität kann so viele Bundespräsidenten (25) zu ihren Alumni, ZEIT-Redakteure (14) zu ihren Absolventen und Professoren (770) zu ihren Hochschulgelehrten zählen. Weitere Pluspunkte: ein reformfreudiger Wissenschaftssenator, der leider nicht mehr lange im Amt sein könnte (Neuwahl), sowie ein ruhiger Präsident. Auch im Sponsoring ist Hamburg gut.

Schwächen: Wissenschaftlich eher zweite Liga. Im DFG-Ranking der relativen Forschungsleistung weit abgeschlagen. Sie werben alle 361 Hamburger Professoren der Geistes- und Sozialwissenschaften zusammengekommen weniger Drittmittel ein als ihre 88 Kollegen in Konstanz.

Urteil: Elitekandidat nur bei Länderproporz.

Die Quellen: 1) Das Forschungs-Ranking des Centrums für Hochschulentwicklung (CHE) in Göttingen misst die Forschungsleistungen der Fakultäten. Kriterien: Zahl der Professoren, Zahl der Publikationen, Zahl der Promovierten. 2) Das Center for Science and Technology Studies (CEST) in Bonn ermittelt die Champions League der internationalen Forschungsuniversitäten auf der Basis von

Publikationen in den wichtigsten Wissenschaftsbereichen. 3) Das Förder-Ranking 2003 der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) misst die Forschungsleistung der DFG-fördernden Universitäten. 4) Der Deutsche Akademische Austauschdienst (DAAD) misst die Zahl der von den deutschen Universitäten ausreisenden Wissenschaftler. 5) Die Alexander von Humboldt-Stiftung

ermittelt die beliebtesten Uni-Adressen ihrer Gastwissenschaftler 1998 bis 2002. 6) Die ZEIT befragt Experten weltweit zu den Uni-Sparten. Dem Expertise gehen an: Christian Böde, Manfred Ehardt, Wolfgang Freilich, Hans-Joachim Frey, Jürgen Hög, Thomas Kroll, Klaus Loh, Robert Mark, Gerd Maser, Börsig, Konrad Solty, Ernst-Ludwig Weimann.

7) Die Designer Jette Jorg und Maria Garcia bewerteten für die ZEIT die T-Shirts deutscher Universitäten. 8) Das Internet-Auftritt der Unis bewertet das Dortmund-Profil Institut für Marketing. 9) Das beste Angebot des Hochschulgelehrten ermittelt eine Umfrage der ZEIT. 10) Die besten Plätze im Playboy-Ranking 2003 an den 15 größten Unis 229 Studenten nach ihrem Sexleben.

Damit ist nicht der politische Streit um Elite- bzw. Spitzenuniversität(en) oder ein Exzellenz-Netzwerk gemeint, sondern vielmehr die Strukturen der Forschungsförderung in Deutschland: Dass zum Beispiel die Länderhoheit über die Universitäten im Kontext des Elite-Diskurses politisches Konfliktpotenzial barg, weil die Länder dem Bund Einfluss an den Universitäten verweigerten. Dagegen erscheint es etwas überraschend, dass der gesamtgesellschaftliche Kontext von Wissen / Wissenschaft in der Berichterstattung relativ schwach ausgeprägt war: Die „Zentralität von Wissen(schaft) in der modernen Gesellschaft“ wurde nur in 9,1 Prozent der kodierten Artikel thematisiert, obwohl die SPD ihre Initiative ja nicht zuletzt mit Blick auf das Innovationspotenzial von Wissenschaft gestartet hatte.

Nutzen- und Schaden-Nennungen im Elite-Diskurs Entsprechend gering erscheint auch die Häufigkeit eines „gesamtgesellschaftlichen Nutzens von Wissen(schaft)“, welcher in nur 6,9 Prozent aller Artikel diskutiert wurde. Immerhin in knapp einem Fünftel der Artikel war eine „Stärkung des deutschen Universitätssystems“ in Folge der Etablierung einer oder mehrerer Elite- bzw. Spitzenuniversitäten nach US-amerikanischen Vorbild in Deutschland diskutiert worden. In etwa zwei Dritteln aller Fälle (68,8 Prozent) wurde dieser Nutzen weiter konkretisiert, indem die „Herausbildung international sichtbarer Spitzen im deutschen Universitätssystem“ hervorgehoben wurde.

Auf größere Resonanz stießen während des Elite-Diskurses zwei Schaden-Beschreibungen, welche in jeweils etwas mehr als zwei Dritteln (34,9 Prozent) aller Artikel kodiert wurden: Zum einen wurden die „Defizite des deutschen Wissenschaftssystems im internationalen Vergleich“ beschrieben. Zum anderen wurden „Defizite der Initiative zur Etablierung einer oder mehrerer Elite- bzw. Spitzenuniversitäten in Deutschland nach US-amerikanischen Vorbild“ diskutiert.

Forderungen im Elite-Diskurs Darüber hinaus waren während des medialen Elite-Diskurses insgesamt vier Forderungen prominent in den Medien vertreten: „wissenschaftspolitische Maßnahmen zur Steigerung der Wettbewerbsfähigkeit deutscher Universitäten“ (30,2 Prozent), „Wettbewerb als wissenschaftspolitisches Steuerungsinstrument“, „Etablierung einer oder mehrerer Elite- bzw. Spitzenuniversitäten in Deutschland nach US-amerikanischen Vorbild“ (je 25,1 Prozent) sowie „Etablierung eines Exzellenz-Netzwerks“ (20 Prozent). Dabei dient die Variable „wissenschaftspolitische Maßnahmen zur Steigerung der Wettbewerbsfähigkeit deutscher Universitäten“ als Oberbegriff für ein ganzes Bündel an Maßnahmen: Die wichtigste Forderung war die Gewährung von „mehr Autonomie für die Universitäten“ durch die Wissenschaftspolitik: Diese Konkretisierung hat einen Anteil von etwa drei Vierteln (75,9 Prozent) an dieser speziellen Forderung. Es folgen eine „Stärkung der Breitenforschung“ (11,6 Prozent), „Anreize gegen die Versäulung des deutschen Wissenschaftssystems“ sowie „Anreize zur Differenzierung innerhalb des deutschen Universitätssystems“ (je 7,2 Prozent).

Im nachfolgenden Unterunterabschnitt werden nun die Ergebnisse der Framing-Analyse beschrieben. Dadurch werden die Strukturen der Berichterstattung im medialen Elite-Diskurs sichtbar gemacht.

7.2.1.2. Mediale Frames im Elite-Diskurs

Für die Analyse des medialen Framings waren 85 der 275 Artikel des Elite-Diskurses nicht berücksichtigt worden, weil sie keine vollständige Problemdefinition im Sinne von Entman (1993) enthielten, d.h. dass in diesen Beiträgen kein Thema mit mindestens einem Nutzen oder Schaden assoziiert wurde. Deshalb erfolgte die Clusteranalyse, mit welcher die Frame-Elemente zu Frames verdichtet wurden, auf einer Grundlage von 190 Artikeln. Entsprechend dem Vorgehen von Kohring u. a. (2011, S. 207) gingen nur solche Variablenausprägungen in die Analyse ein, welche eine Häufigkeit von mehr als fünf Prozent aufweisen. Im Ergebnis bilden sich zwei Frames heraus, welche zwar beide die Leistungsperformanz des deutschen Universitätssystems adressierten, aber aus den identifizierten Defiziten unterschiedliche Handlungsempfehlungen ableiteten. Die Etiketten „Pro Elite- bzw. Spitzenuniversität(en)“ und „Contra Elite- bzw. Spitzenuniversität(en)“ charakterisieren die beiden Frames, welche im Folgenden beschrieben werden sollen, adäquat. Tabelle 7.5 stellt die Ergebnisse der Framing-Analyse dar. Als Leseanleitung für diese Tabelle und für alle folgenden Tabellen zur Framing-Analyse ist anzumerken, dass die angegebenen Prozentwerte als Spaltenprozent zu interpretieren sind. Im ersten Frame ist also die „Leistungsperformanz des deutschen Universitätssystems im internationalen Vergleich“ in 85,7 Prozent aller in diesem Frame gerahmten Artikel kodiert worden.

Frame I: „Pro Elite- bzw. Spitzenuniversität(en)“ Der erste Frame rahmt 44,2 Prozent aller Artikel, welche während des Elite-Diskurses erschienen waren und bei der Framing-Analyse berücksichtigt wurden (84 Artikel). Argumentativer Ausgangspunkt ist in 85,7 Prozent der zugehörigen Beiträge eine Thematisierung der Leistungsperformanz des deutschen Universitätssystems im internationalen Vergleich. Damit assoziiert ist in etwa zwei Drittel aller Artikel eine Schadensanalyse, welche Performanzdefizite des deutschen Universitätssystems im internationalen Vergleich konstatiert. Daraus resultiert die Forderung zur Etablierung einer oder mehrerer Elite- bzw. Spitzenuniversitäten, welche in mehr als zwei Dritteln aller Beiträge als Handlungsempfehlung ausgesprochen wurde (69 Prozent). Die konkrete Ausgestaltung einer solchen Initiative wird zudem in etwa einem Fünftel der Artikel dieses Frames thematisiert (20,2 Prozent). Damit assoziiert wird der Nutzen einer bzw. mehrerer solcher Elite- bzw. Spitzenuniversitäten in Form von einer Stärkung des deutschen Universitätssystems im internationalen Vergleich (39,3 Prozent). Angesichts der Inhalte des skizzierten Frames überrascht es deshalb wenig, dass das Konzept einer oder mehrerer Elite- bzw. Spitzenuniversitäten in den zugehörigen Artikeln zu knapp vierzig Prozent positiv bewertet wurde. Eher wäre sogar eine noch positivere Konnotation zu erwarten gewesen.

Frame II: „Contra Elite- bzw. Spitzenuniversität(en)“ Der zweite Frame rahmt 55,8 Prozent aller Artikel, welche während des Elite-Diskurses erschienen waren und bei der Framing-Analyse berücksichtigt wurden (106 Artikel). Alle Artikel nehmen explizit Bezug auf die Vorschläge zur Etablierung einer oder mehrerer Elite- bzw. Spitzenuniversitäten in Deutschland - allerdings überwiegt in diesem Frame die Skepsis: In zwei Dritteln aller Beiträge wird die Tauglichkeit eines solchen Modells für Deutschland negativ bewertet. Mit dem Thema assoziiert sind in 85,8 Prozent aller Artikel mögliche Schäden der Etablierung einer oder mehrerer Elite- bzw. Spitzenuniversitäten in Deutschland. Das bedeutet keineswegs, dass in diesen

Tabelle 7.5.: Mediales Framing im Elite-Diskurs

Frame-Element	Ausprägungen	Frame „Pro Elite“	Frame „Contra Elite“
<i>Problemdefinition</i>	<i>Hauptthema</i> Leistungsperformanz des dts. Universitätssystems im int. Vergleich Elite-/Spitzen-Universität(en) in Deutschland	85,7 % 20,2 %	42,5 % 100 %
	<i>assoziierter Nutzen</i> Stärkung des dts. Wissenschaftssystems im int. Vergleich	39,3 %	12,3 %
	<i>assoziierter Schaden</i> Defizite des dts. Universitätssystems im int. Vergleich Schäden der Etablierung von Elite-/Spitzen-Universität(en)	64,3 %	34,9 % 85,8 %
<i>kausale Attribution</i>	<i>Verantwortungszuweisung Nutzen</i> Elite-/Spitzen-Universität(en) <i>Verantwortungszuweisung Schaden</i> Bundespolitiker Elite-/Spitzen-Universität(en)	78,3 %	32 % 38,3 %
<i>Bewertung</i>	<i>Bewertung Elite-/Spitzen-Universität(en)</i> positiv negativ	38,1 % 8,3 %	66 %
<i>Handlungsempfehlung</i>	<i>Forderung</i> Etablierung Elite-/Spitzen-Universität(en) in Deutschland Etablierung eines Exzellenz-Netzwerks in Deutschland	69,0 % 6,0 %	34,9 %
<i>Artikel pro Cluster</i>	-	84	106
<i>prozentualer Anteil</i>	-	44,2 %	55,8 %

7. Exzellenz in den Medien

Artikeln die in Frame 1 vorgenommene Defizitanalyse hinsichtlich der Leistungsfähigkeit des deutschen Universitätssystems im internationalen Vergleich nicht geteilt würde. Im Gegenteil: 42,5 Prozent der Artikel diskutieren dieses Thema ebenfalls; in etwas mehr als einem Drittel der Beiträge werden sogar ähnliche Defizite, die mit diesem Thema assoziiert sind, gesehen. Es wird allerdings eine von Frame 1 abweichende Handlungsempfehlung ausgesprochen: In etwas mehr als einem Drittel der Beiträge wird die Etablierung eines Exzellenz-Netzwerks vorgeschlagen, also die Verbindung forschungsstarker universitärer Fachbereiche.

Fazit Beide Frames basierten auf derselben Problemdefinition: der Wahrnehmung, dass die Leistungsperformanz des deutschen Universitätssystems im internationalen Vergleich rückständig ist. Während aber der erste Frame aus dieser Defizitanalyse die Etablierung einer oder mehrerer Elite- bzw. Spitzenuniversitäten als Handlungsempfehlung ableitet, wird dieser Vorschlag im zweiten Frame kritisiert. Als Handlungsempfehlung wird stattdessen die Etablierung eines Exzellenz-Netzwerks empfohlen.

Dass das Gewicht beider Frames im Elite-Diskurses gleich groß war, liefert einen Hinweis darauf, wie umstritten die Initiative der SPD zur Gründung einer oder mehrerer Elite- bzw. Spitzenuniversitäten war. Gleichzeitig spiegeln die beiden Frames die wissenschaftspolitischen Aushandlungsprozesse zwischen Bund und Ländern wider: Denn bei der Gestaltung der Exzellenzinitiative wurden letztlich Elemente aus beiden Vorschlägen berücksichtigt. Graduiertenschulen und Exzellenzcluster nehmen die Idee des Exzellenz-Netzwerks auf; die Zukunftskonzepte zielen dagegen auf die Förderung der Strukturentwicklung ganzer Universitäten ab.

Wohl auch deshalb konnte sich der Begriff der „Elite-Universität“ im medialen Diskurs halten, obwohl die zugehörige Förderlinie mit der ursprünglichen Idee der Förderung einer Elite-Universität nach US-amerikanischen Vorbild nur noch wenig gemein hat. Denn viele Eigenschaften, welche in Kapitel 7.2.1.1 als Merkmale von Elite-Universitäten im medialen Diskurs diskutiert worden waren, finden sich bei den Zukunftskonzepten nicht wieder. Deshalb ist der weitere Gebrauch des Begriffs „Elite-Universität“ durch die Medien irreführend.

Insgesamt dokumentieren die Ergebnisse des Elite-Diskurses, dass die Medien die wissenschaftspolitischen Aushandlungsprozesse gemäß des normativen Modells einer *gesellschaftlich kontextualisierten wissenschaftlichen Öffentlichkeit* intensiv begleitet haben, wenngleich nicht alle Interessengruppen in der Berichterstattung gleichermaßen zu Wort kamen. Da jeder kodierten Aussage - egal ob Thema, assoziierter Nutzen / Schaden oder Forderung - ihr jeweiliger Sprecher zugeordnet worden war, ließen sich diese den einzelnen Clustern zuordnen, sodass sich auch die dominanten Akteursgruppen dieser Frames identifizieren lassen.

In Frame 1 „Pro Elite- bzw. Spitzenuniversität(en)“ stammen demnach die meisten der insgesamt 339 Aussagen von Bundespolitikern (36,3 Prozent); es folgen Journalisten (28,6 Prozent) sowie das Leitungspersonal der Universitäten (11,5 Prozent). Die Landespolitiker sind in diesem Frame kaum vertreten: Ihr Anteil an den Sprecheraussagen beträgt nur 3,8 Prozent. Anders in Frame 2 „Contra Elite- bzw. Spitzenuniversität(en)“: Dort dominieren die Sprecheraussagen der Landespolitiker, denen sich etwa ein Drittel aller Aussagen zuordnen lassen (32,2 Prozent). Dagegen ist der Anteil der Sprecheraussagen von Bundespolitikern mit 12,8 Prozent vergleichsweise gering. Knapp ein Fünftel aller Aussagen stammen von Journalisten (17,8 Prozent); es folgen das Leitungspersonal von Universitäten (9,9 Prozent) sowie

wissenschaftliche Experten (8,6 Prozent). Insgesamt dokumentiert also auch die Sprecherstruktur die beiden Frames den Bund-Länder-Dualismus während des Elite-Diskurses.

7.2.1.3. Bewertung von Elite- bzw. Spitzenuniversitäten

Die Ergebnisse der Framing-Analyse zum Elite-Diskurs dokumentieren, dass der Vorschlag der SPD zur Etablierung einer oder mehrerer Elite- bzw. Spitzenuniversitäten nach US-amerikanischen Vorbild in Deutschland stark polarisierte. Wie aber waren die deutschen Analysemedien innerhalb dieses Diskurses positioniert? Antworten darauf liefern der direkte und der indirekte Neutralitätsindex (vgl. Tabelle 7.6). Zur Erinnerung: der direkte Neutralitätsindex ist ein Indikator für die Bewertung des Analysegegenstands durch die berichtenden Journalisten; der indirekte Neutralitätsindex ermöglicht eine Aussage darüber, wie das Einstellungsobjekt von den im jeweiligen Medium zu Wort kommenden externen Akteuren eingeschätzt wird.

Tabelle 7.6.: Direkter und indirekter Neutralitätsindex pro Analysemedium

Titel	direkter Neutralitätsindex	indirekter Neutralitätsindex
<i>FAZ</i>	-0,71	-0,35
<i>Süddeutsche Zeitung</i>	-0,64	0,19
<i>DIE ZEIT</i>	-1	-0,5
<i>Die Welt</i>	-0,375	0,08
<i>taz</i>	-0,45	-0,38
<i>Der Tagesspiegel</i>	-0,2	-0,25

Die Ergebnisse machen deutlich, dass der Vorschlag zur Etablierung einer oder mehrerer Elite- bzw. Spitzenuniversitäten nach US-amerikanischen Vorbild in Deutschland bei den berichtenden Journalisten Skepsis hervorrief. Denn bei allen berücksichtigten Analysemedien ist der Wert der direkten Neutralitätsindizes negativ. Auf besonders große Skepsis stieß die Initiative der SPD demnach bei der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* sowie der *Süddeutschen Zeitung*. Aber auch die *taz* und *Die Welt* bewerteten den Vorschlag eher kritisch⁸.

Die Werte der indirekten Neutralitätsindizes liefern dagegen ein differenzierteres Bild: Auf der einen Seite wird die Initiative der SPD zum Beispiel in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*, der *taz* und auch im *Tagesspiegel* überwiegend negativ beurteilt. Auf der anderen Seite finden sich in der *Süddeutschen Zeitung* eher positive Fremdbewertungen.

7.2.2. Die Exzellenz-Debatte

Mit dem Titel „Bund und Länder einig über Elite-Hochschulförderung“ berichtete die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* am 30. März 2004 auf ihrer Titelseite über einen wissenschaftspolitischen Kompromiss zur Förderung universitärer Spitzenforschung, den Bund und Länder am Tag zuvor ausgehandelt hatten. Konkret heißt es in dem Artikel: „Bund und Länder wollen

⁸Das Ergebnis für *DIE ZEIT* ist wenig aussagekräftig, weil es auf einer sehr geringen Artikelzahl und entsprechend nur auf wenigen Wertungen basiert. Das gilt auch für den indirekten Neutralitätsindex.

7. Exzellenz in den Medien

'Exzellenz von Spitzenuniversitäten', aber auch ein 'Netzwerk der Exzellenz im Forschungsbereich' fördern (...) Die Staatssekretäre des Bundes und der Länder sollen sich bis Juni auf die Details des Programms verständigen (FAZ, 2004, S.1).“

Zwar hieß die gemeinsame Bund-Länder-Initiative noch nicht „Exzellenzinitiative“ und auch die Zeitplanung war - wie sich noch zeigen sollte - zu optimistisch, denn unterzeichnet wurde die Exzellenzvereinbarung erst im Sommer des Folgejahres nach einem zähen Aushandlungsprozess. Nichtsdestotrotz markiert die Grundsatzvereinbarung von Bund und Ländern den Endpunkt des im vorherigen Kapitel dargestellten Elite-Diskurses und zugleich den Beginn einer Exzellenz-Debatte, welche das deutsche Wissenschaftssystem bis heute prägt. Insgesamt berichteten die deutschen Analysemedien zwischen dem 30. März 2004 und dem Ende des Untersuchungszeitraums dieser Arbeit am 31. Juli 2013 in 1572 Artikeln über diesen Analysegegenstand.

Im Folgenden wird in 7.2.2.1 zunächst die inhaltliche Struktur der medialen Exzellenz-Debatte dargestellt, um einen Eindruck über der behandelten Aspekte zu gewinnen. Daran schließt sich in 7.2.2.2 die Analyse des medialen Framings während der Exzellenz-Debatte an. Inhaltliche Dynamiken des medialen Framings werden in 7.2.2.3 für die in Kapitel 7.1.2.1 identifizierten Phasen der medialen Berichterstattung nachgezeichnet. Es folgt eine Darstellung des visuellen Framings. Abschließend werden in 7.2.2.5 die Neutralitätsindizes zur Exzellenzinitiative berechnet.

7.2.2.1. Inhaltliche Struktur der Exzellenz-Debatte

Der deskriptive Überblick über die inhaltliche Struktur der medialen Exzellenz-Debatte orientiert sich - wie schon im Elite-Diskurs - an den kodierten Frame-Elementen „Thema“, „Nutzen“, „Schaden“ und „Forderung“. Die Ergebnisse werden im Folgenden gegliedert dargestellt.

Themen der Exzellenz-Debatte Insgesamt wurden 1918 Themen-Beschreibungen kodiert. Wichtigstes Thema der medialen Exzellenz-Debatte ist die „Exzellenzinitiative von Bund und Ländern“, welche in knapp einem Drittel der Artikel kodiert wurde (31 Prozent). Unterthemen davon waren die „systemischen Effekte der Exzellenzinitiative“ (41,8 Prozent dieses Themas), die „Effekte für geförderte Universitäten“ (26,2 Prozent), die „Ausgestaltung der Exzellenzinitiative“ (25,4 Prozent) sowie die „Finanzierung der Exzellenzinitiative“ (1,5 Prozent) und das Verfahren der Exzellenzinitiative (0,6 Prozent). Der Anteil nicht weiter konkretisierter Themen betrug 4,5 Prozent.

Zweitwichtigstes Thema ist der „Wettbewerb um Förderung von Spitzenforschung an deutschen Universitäten“, welcher in knapp einem Viertel aller Artikel kodiert wurde (24,3 Prozent). Die Berichterstattung der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* nach Bekanntgabe der Förderentscheidungen zur zweiten Programmphase der Exzellenzinitiative macht dieses Thema besonders anschaulich: Am 27. Juni 2012 illustrierte sie zwei Gastbeiträge von Autoren je einer Verlierer- und Gewinner-Universität, indem sie den Exzellenzwettbewerb zwischen den Institutionen mit einem Pferderennwettbewerb verglich (vgl. Abbildung 7.9). Die Bildunterschrift imitiert einen aufgeregten Rennreporter: „Köln! Köln schließt auf! Köln überholt Freiburg und Göttingen! Köln Kopf an Kopf mit Bremen!!! Und Dresden! Und Berlin! Und München! Und

Aachen! Und Heidelberg! Lauter Kopf-an-Kopf-Duelle heute beim Gelehrtengalopp (Frankfurter Allgemeine Zeitung, 2012, N5).“

Diese Veranschaulichung steht in der Tradition der von der *ZEIT* gewählten Analogie zu einem Schönheitswettbewerb zwischen den Universitäten (vgl. Kapitel 7.2.1.1). Sie berücksichtigt aber auch die Dynamik des Wettbewerbs: Da die Universität Köln ein Zukunftskonzept einwerben konnte und die Universitäten Freiburg und Göttingen keine Förderung für eine Fortsetzung ihrer Zukunftskonzepte erhielten, überholte Köln in der medialen Logik die beiden anderen Universitäten.

Unterthemen des Themas „Wettbewerb um die Förderung von Spitzenforschung an deutschen Universitäten“ waren die „Wettbewerbseffekte“ (davon 45,8 Prozent), die „Wettbewerbsfairness“ (30,8 Prozent), das „Wettbewerbsverfahren“ (14,3 Prozent), die „Wettbewerbskriterien“ (5,4 Prozent) sowie die „Wettbewerbsregeln“ (1,1 Prozent). Der Anteil nicht weiter spezifizierter Themen betrug in diesem Fall 2,6 Prozent. Dass über die „Wettbewerbskriterien“ und die „Wettbewerbsregeln“ in der medialen Exzellenz-Debatte vergleichsweise wenig berichtet wird, stimmt mit der Wahrnehmung der befragten Mitglieder des Bewilligungsausschusses überein - und stößt dort auf (Selbst-)Kritik:

„[W]as ist passiert bei der Exzellenzinitiative? Man hat sozusagen einen Wettbewerb gestartet, der im Scheinwerferlicht der Öffentlichkeit stattfindet. Und daran letztlich systematisch leidet, dass man die Kriterien, die eigentlich innerwissenschaftlich klar sind, aber fachspezifisch auch unterschiedlich sind, dass man im Scheinwerferlicht der Öffentlichkeit überhaupt keine Chance hat, den Menschen draußen auf der Straße klar zu machen, wie das eigentlich abläuft. Ich glaube, dass das nicht geklappt hat. Und es ist wohl eine unlösbare Aufgabe, das zu versuchen. Das heißt: Was ist passiert? Wie immer bei der Kommunikation rein in die Öffentlichkeit: Es wird vereinfacht. Ich meine, wir wissen genau, was passiert ist: Letztlich ist der ganze Wettbewerb reduziert worden - das ist jetzt etwas Schwarz-Weiß gemalt - der ist im wesentlichen reduziert worden auf die Frage: Wer kriegt denn dieses Prädikat Zukunftskonzept? Und das ist sehr, sehr bedauerlich, weil das im Grunde den Regeln völlig zuwider läuft, nach denen wissenschaftlicher Wettbewerb abläuft. Da ging es ja auch nicht mehr um Inhalte. Also, warum haben die da jetzt gewonnen? Was haben die gut oder schlecht gemacht? Das finden Sie hier und da in der Berichterstattung. Aber das ist eher ein Randthema.“ (B2)

7. Exzellenz in den Medien

Abbildung 7.9.: Nach Bekanntgabe der Förderentscheidungen 2012 wählte die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* (2012, N5) zur Illustration von zwei Gastbeiträgen eine Analogie zwischen Universitäten im Exzellenzwettbewerb und Jockeys im Pferderennen



Ein Ursache für dieses Defizit dürfte der *blackbox*-Charakter des Entscheidungsverfahrens sein. Eine adäquate Berichterstattung ist unter diesen Umständen kaum zu leisten, weil sich die berichtenden Journalisten nur ein eingeschränktes Bild machen konnten. Darüber hinaus wurden als Themen etwas weniger prominent diskutiert: die „Leistungsperformanz des deutschen Wissenschaftssystems im internationalen Vergleich“ (13,7 Prozent), ein „Bund-Länder-Dualismus in der Wissenschaftspolitik“ (12,4 Prozent), „Nachhaltigkeit der Förderung von Spitzenforschung“ (neun Prozent) sowie die mit der Exzellenzinitiative angeregte „Differenzierung des Universitätssystems“ (7,1 Prozent). Die detaillierten Charakterisierungen zu diesen Themen erfolgen im jeweiligen Frame-spezifischen Rahmen in den Kapiteln 7.2.2.2 und 7.2.2.3.

Nutzen-Beschreibungen in der Exzellenz-Debatte Wichtigster beschriebener Nutzen in der medialen Exzellenz-Debatte ist die „Stärkung geförderter Universitäten“, welche in knapp einem Drittel aller Artikel angesprochen wird (30,6 Prozent). Konkretisiert wird dieser Nutzen durch die Aussicht auf „zusätzliche Drittmittel“ (davon 26,2 Prozent), einen „Reputationsgewinn“ und eine „Steigerung der Wettbewerbsfähigkeit im weltweiten Wettbewerb um Spitzenforscher“ (je 24,2 Prozent). Weitere Konkretisierungen des Nutzens sind „Kooperationen mit außeruniversitären Forschungsinstituten“ (14,3 Prozent), „Kooperationen mit der Wirtschaft“ (3,6 Prozent) sowie „Kooperationen mit internationalen Universitäten“ (1,4 Prozent). Keine Konkretisierung des Nutzens wurde in 5,7 Prozent der Fälle vorgenommen.

Zweithäufigster Nutzen ist der „Nutzen des Wettbewerbsprinzips zur Identifikation von Exzellenz“, welcher in knapp einem Viertel aller Artikel angesprochen wird (23,4 Prozent). Damit

ist in 41,6 Prozent der Fälle die „Mobilisierung deutscher Universitäten“ gemeint. Darüber hinaus werden als Konkretisierungen die „Profilbildungen deutscher Universitäten“ (29,4 Prozent), die „Akzeptanz der Förderentscheidungen“ (9,8 Prozent), die „Sichtbarmachung von Leistungsunterschieden“ (7,9 Prozent), die „Fairness der Förderentscheidungen“ (sieben Prozent) sowie die „Ingangsetzung einer Leistungsspirale im deutschen Universitätssystem“ genannt.

Dritthäufigster Nutzen ist die „Stärkung des Universitätssystems“, welche in 22,5 Prozent der in diesem Frame gerahmten Artikel genannt wird. In knapp der Hälfte der Artikel wird die „Herausbildung von international sichtbaren Spitzen im deutschen Universitätssystem“ als Konkretisierung dieses Nutzens genannt (44,9 Prozent). Der „Anreiz wider der Versäulung des deutschen Wissenschaftssystems“ wird in etwa einem Fünftel der Artikel genannt (19 Prozent). Es folgen die „Abkehr vom Egalitätsprinzip deutscher Universitäten“ (17,6 Prozent) sowie die „Steigerung weltweiter Aufmerksamkeit für das deutsche Universitätssystem“ (10,2 Prozent).

Darüber hinaus wurden als Nutzen etwas weniger prominent diskutiert: die „Nachhaltigkeit der Förderung von Spitzenforschung“ (12,9 Prozent) und die „Stärkung forschungsorientierter Lehre“ (5,3 Prozent).

Schaden-Beschreibungen in der Exzellenz-Debatte Wichtigster beschriebener Schaden sind die „Defizite des deutschen Universitätssystems“, welche in etwa einem Fünftel aller Artikel angesprochen werden (21,9 Prozent). In mehr als der Hälfte der Artikel wird dieser Schaden in Form von einer „Unterfinanzierung deutscher Universitäten“ präzisiert (53,7 Prozent). Es folgen die „fehlende Wettbewerbsfähigkeit deutscher Universitäten im Vergleich zu außeruniversitären Forschungseinrichtungen“ (13,1 Prozent), „mangelnde Attraktivität für internationale Spitzenforscher“ (8,4 Prozent), „fehlende international sichtbarer Spitzen im deutschen Universitätssystem“ (8,4 Prozent) sowie „zu wenig Autonomie“ (7,9 Prozent).

Zweithäufigster Schaden sind die „strukturellen Schäden für das deutsche Universitätssystem“ mit einem Anteil 16,6 Prozent. Dieser Schaden bezieht sich zuvorderst auf die „Herausbildung einer Zwei-Klassengesellschaft im deutschen Universitätssystem“ (davon 41,4 Prozent). In etwa einem Viertel der Fälle wurde die „Herausbildung regionaler Disparitäten“ beklagt (24,1 Prozent). Darüber hinaus wird ein „Matthäus-Effekt im deutschen Universitätssystem“ beklagt (9,9 Prozent). Es folgen eine „Schwächung der Geistes- und Sozialwissenschaften“ (9,3 Prozent), das „Sterben kleiner Fächer“ (7,4 Prozent) sowie ein „Niveauperlust in der Breite“ (6,2 Prozent).

Zudem wurden als Schäden beschrieben: „Fragilität der Förderentscheidungen“ (15,4 Prozent)⁹, eine „Behinderung der Fortentwicklung des Wissenschaftsstandorts Deutschland“ (11,1 Prozent), die Aussparung der Lehre bei der Exzellenzinitiative („Leere“; 9,1 Prozent), die „zeitliche Befristung der Förderung von Spitzenforschung an deutschen Universitäten“ (7,2 Prozent) sowie „negative Auswirkungen der Exzellenzförderung auf die Governance der Universitäten“ (4,4 Prozent).

⁹vgl. dazu ausführlich Kapitel 8.2.1

Forderungen in der Exzellenz-Debatte Wichtigste Forderung während der Exzellenz-Debatte war die „Auflösung des Bund-Länder-Dualismus in der Wissenschaftspolitik“, welche in etwa einem Viertel aller Artikel formuliert worden war (23,9 Prozent). Davon war wiederum die Handlungsempfehlung einer „Aufhebung des Kooperationsverbots von Bund und Ländern“ am prominentesten (51,8 Prozent). Es folgt eine „Aufgabe der Blockade der unionsgeführten Länder“, welche in der Aushandlungsphase zur Exzellenzinitiative identifiziert worden war (40,8 Prozent). Empfohlen wurde zudem im Allgemeinen ein „verstärktes Bundesengagement bei der Förderung universitärer Spitzenforschung“ (3,7 Prozent). Keine konkrete Handlungsempfehlung wurde bei dieser Variable in 1,8 Prozent der Fälle gegeben.

Es folgen als Forderungen die „Etablierung von Bundesuniversitäten“ (16,9 Prozent), die „Verstetigung der Förderung von Spitzenforschung“ (11,8 Prozent), „wissenschaftspolitische Maßnahmen zur Steigerung der Wettbewerbsfähigkeit deutscher Universitäten“ (je 11,6 Prozent) sowie - vor Unterzeichnung der Exzellenzvereinbarung - der „Beschluss der Exzellenzvereinbarung“ (11,3 Prozent). Ebenfalls prominent vorgetragen wurden „Maßnahmen zur Stärkung der universitären Lehre“ (9,4 Prozent)¹⁰. Auch eine „Modifikation des Entscheidungsverfahrens der Exzellenzinitiative“ wurde gefordert (7,5 Prozent).

Fazit Die deskriptive Beschreibung lieferte erste Eindrücke über die inhaltlichen Schwerpunkte der medialen Exzellenz-Debatte. Per Clusteranalyse wurden die genannten und weitere Variablen zu Frames verdichtet. Die Ergebnisse der Framing-Analyse werden in 7.2.2.2 und 7.2.2.3 detailliert beschrieben.

7.2.2.2. Mediale Frames in der Exzellenz-Debatte

Für die Analyse des medialen Framings der Exzellenz-Debatte waren erneut nur jene Artikel berücksichtigt worden, in denen mindestens ein Thema mit mindesten einem Nutzen oder Schaden assoziiert worden war. Die Cluster-Analyse zur Verdichtung der Frame-Elemente zu Frames basiert auf 1028 Artikeln, welche zwischen dem 30. März 2004 und dem 31. Juli 2013 erschienen waren. In Anlehnung an das Vorgehen von Kohring u. a. (2011, S. 207) gingen - analog zur Framing-Analyse im Elite-Diskurs - nur solche Variablenausprägungen in die Analyse ein, welche eine Häufigkeit von mehr als fünf Prozent aufweisen. Die Clusteranalyse lieferte drei Frames, welche sich mit den Titeln „Fördereffekte“, „Wettbewerbseffekte“ sowie „Wissenschaftspolitik“ adäquat beschreiben lassen. Sie werden im Folgenden gegliedert dargestellt.

Frame I: „Fördereffekte“ Der Frame hat einen Anteil von 44,6 Prozent (458 Artikel) an der in der Analyse berücksichtigten Berichterstattung zur Exzellenzinitiative (vgl. Tabelle 7.7). Er beschreibt die Fördereffekte für Universitäten, die im Rahmen der Exzellenzinitiative gefördert wurden bzw. werden. Dominierendes Thema dieses Frames ist die „Exzellenzinitiative von Bund und Ländern“ mit einem Anteil von 78,8 Prozent. Eine weitere Differenzierung dieses Themas über die zugehörigen Unterthemen dokumentiert, dass die „Effekte für die Geförderten“ mit 35,7 Prozent davon sehr relevant sind. Es dominieren aber die „systemischen

¹⁰ vgl. dazu ausführlich Kapitel 9.1

Effekte der Exzellenzinitiative“ mit 45,4 Prozent. Weniger bedeutsam sind dagegen die Ausprägungen „Ausgestaltung der Exzellenzinitiative“ (14,7 Prozent) sowie das „Verfahren“ (1,9 Prozent). Der Anteil nicht weiter konkretisierter Thematisierungen beträgt in diesem Fall 2,2 Prozent.

Zweithäufigstes Thema dieses Frames ist der „Wettbewerb als wissenschaftspolitisches Steuerungsinstrument zur Identifikation wissenschaftlicher Exzellenz“, welcher in knapp einem Drittel aller in diesem Frame gerahmten Artikel angesprochen wird (28,4 Prozent). Häufigste Konkretisierung sind die „Wettbewerbseffekte“ mit einem Anteil von 61,5 Prozent an diesen Nutzen-Beschreibungen. Es folgen die „Wettbewerbsfairness“ (18,5 Prozent), das „Wettbewerbsverfahren“ (14,6 Prozent), die „Wettbewerbskriterien“ (3,1 Prozent) sowie die „Wettbewerbsregeln“ (2,3 Prozent).

Mit den Themen ist der Nutzen „Stärkung geförderter Universitäten“ assoziiert, der in fast der Hälfte aller Artikel innerhalb dieses Frames angesprochen wird (47,2 Prozent). Eine Konkretisierung dieses Nutzens lieferte als Ergebnis, dass in den Medien vor allem eine „Steigerung der Wettbewerbsfähigkeit im weltweiten Wettbewerb um Spitzenforscher“ konstatiert wurde (davon 26,4 Prozent). Außerdem wird darauf hingewiesen, dass die Exzellenzförderung das Einwerben „zusätzlicher Drittmittel“ nach sich ziehe (ebenfalls 26,4 Prozent). Weitere Nutzen sind ein Gewinn an „Reputation“ (18,5 Prozent) sowie „Kooperationen mit außeruniversitären Forschungsinstituten“ (17,1 Prozent).

Tabelle 7.7.: Frame „Fördereffekte“ in der medialen Exzellenz-Debatte

Frame-Element	Ausprägungen	Frame
Problemdefinition	<i>Hauptthema</i>	
	Exzellenzinitiative	78,8 %
	Differenzierung	7,9 %
	Wettbewerb um	28,4 %
	Förderung von	
	Spitzenforschung	
	Nachhaltigkeit der	
	Förderung von	5,7 %
	Spitzenforschung	
	<i>assoziierter Nutzen</i>	
kausale Attribution	Stärkung des dts.	26,9 %
	Universitätssystems	
	Stärkung geförderter	47,2 %
	Universitäten	
	Stärkung	9,6 %
	forschungsorientierter	
	Lehre	
Bewertung	Steigerung der	23,4 %
	Forschungsperformanz	
	<i>assoziierter Schaden</i>	
	-	-
Handlungsempfehlung	<i>Verantwortungszuweisung</i>	
	<i>Nutzen</i>	
	Exzellenzinitiative	88,8 %
	<i>Verantwortungszuweisung</i>	
	<i>Schaden</i>	
Bewertung	-	-
	<i>Bewertung der</i>	
	<i>Exzellenzinitiative</i>	
	positiv	59,2 %
	negativ	-
Handlungsempfehlung	neutral	-
	teils teils	15,9 %
	<i>Forderung</i>	
Handlungsempfehlung	Auflösung des	3,1 %
	Bund-Länder-Dualismus	
	Bundesuniversitäten	3,5 %
Anzahl der Artikel im Cluster		458
prozentualer Anteil		44,6 %

Weniger prominent beschrieben werden die Konkretisierungen „Wirtschaftssponsoring“ (4,2 Prozent) sowie „Kooperationen mit internationalen Spitzenuniversitäten“ (0,9 Prozent). Der Anteil nicht weiter konkretisierter Beschreibungen dieses Nutzen beträgt in diesem Fall 6,5 Prozent. Zweithäufigster Nutzen ist die „Stärkung des deutschen Universitätssystems“ mit einem Anteil von knapp einem Drittel an allen in diesem Frame gerahmten Artikeln (26,9 Prozent). Konkret wird dabei in erster Linie die „Herausbildung international sichtbarer Spitzen“ genannt (davon 35 Prozent). Ein knappes Viertel beschreibt den konkreten Nutzen „Abkehr vom Egalitätsprinzip“ (20,3 Prozent). Es folgen der konkrete Nutzen „wider der Versäulung des deutschen Wissenschaftssystems“ (26 Prozent) sowie eine „Steigerung weltweiter Aufmerksamkeit für das deutsche Universitätssystem“ (8,9 Prozent). Der Anteil nicht weiter konkretisierter Nutzen-Beschreibungen beträgt in diesem Fall 9,8 Prozent.

Dritthäufigster assoziierter Nutzen ist die „Steigerung der Forschungsperformanz mit Mitteln geförderter Universitäten“ mit einem Anteil von 23,4 Prozent. Bei mehr als zwei Dritteln der Konkretisierungen handelt es sich um den „Aufbau von Strukturen für Spitzenforschung“ (davon 64,5 Prozent). Es folgen eine „Steigerung der Interdisziplinarität der Spitzenforschung an deutschen Universitäten“ (15 Prozent), eine „Steigerung der Internationalität“, eine Steigerung der Publikationsleistung (jeweils 7,5 Prozent). Der Anteil nicht weiter konkretisierter Beschreibungen beträgt in diesem Fall 3,7 Prozent.

Als Attribution des Nutzens entfiel auf die „Exzellenzinitiative von Bund und Ländern“ ein Anteil von 88,8 Prozent. Anders als in den Frames II und III sind die Themen der „Fördereffekte“ nicht mit medial intensiv diskutierten Schäden assoziiert. Gleiches gilt für die in diesem Frame gerahmten Forderungen „Auflösung des Bund-Länder-Dualismus in der Wissenschaftspolitik“ sowie „Bundesuniversitäten“ mit einem Anteil von 3,1 bzw. 3,5 Prozent. Entsprechend fällt die Bewertung des Förderinstruments Exzellenzinitiative im Rahmen dieses Frames mehrheitlich positiv aus (59,2 Prozent); der Anteil für die Bewertung „teils teils“ beträgt 15,9 Prozent.

Frame II: „Wettbewerbseffekte“ Der Anteil des Frames „Wettbewerbseffekte“ an der medialen Exzellenz-Debatte beträgt 34,3 Prozent (vgl. Tabelle 7.8). Insgesamt rahmt dieser Frame 353 Artikel. Wichtigstes Thema dieses Frames ist der „Wettbewerb um Förderung von Spitzenforschung“ mit einem Anteil von 79 Prozent. Davon entfallen wiederum knapp die Hälfte aller Nennungen auf die Konkretisierung „Wettbewerbseffekte“ (45,5 Prozent) sowie ein weiteres Drittel auf die „Wettbewerbsfairness“ (37,3 Prozent). Darüber hinaus wurde das Thema in geringerem Umfang durch eine Diskussion des „Wettbewerbverfahrens“ (11,1 Prozent) und die „Wettbewerbskriterien“ (5,7 Prozent) spezifiziert.

Zweitwichtigstes Thema des Frames „Wettbewerbseffekte“ ist die „Exzellenzinitiative von Bund und Ländern“ mit einem Häufigkeitsanteil von 29,2 Prozent an allen in diesem Frame gerahmten Artikeln. Dieses Thema wird mehrheitlich konkretisiert, indem die „systemischen Effekte der Exzellenzinitiative“ auf das deutsche Wissenschaftssystem diskutiert werden (61 Prozent). Die „Effekte für die Geförderten“ werden in etwa einem Fünftel der Artikel diskutiert (21,9 Prozent); die „Ausgestaltung der Exzellenzinitiative“ hat einen Anteil von 17,1 Prozent an allen Konkretisierungen dieses Themas.

Tabelle 7.8.: Frame „Wettbewerbseffekte“ in der medialen Exzellenz-Debatte

Frame-Element	Ausprägungen	Frame
Problemdefinition	<i>Hauptthema</i>	
	Exzellenzinitiative	29,2 %
	Leistungsfähigkeit des dts. Universitätssystems	11,6 %
	Differenzierung	23,8 %
	Wettbewerb umm	79 %
	Förderung von Spitzenforschung	
	<i>assoziierter Nutzen</i>	
	Stärkung des dts. Universitätssystems	11,5 %
	Stärkung geförderter Universitäten	15 %
	Nutzen	24,9 %
	Wettbewerbprinzip	
	<i>assoziierter Schaden</i>	
kausale Attribution	Defizite des dts. Universitätssystems	7,4 %
	Fragilität wissenschaftlicher Urteilsfindung	39,3 %
	Leere	18,1 %
	Projektförmigkeit der Exzellenzförderung	21,2 %
	strukturelle Schäden	43,1 %
	<i>Verantwortungszuweisung</i>	
	<i>Nutzen</i>	
Bewertung	Exzellenzinitiative	83,7 %
	<i>Verantwortungszuweisung</i>	
	<i>Schaden</i>	
	Exzellenzinitiative	73,6 %
Handlungsempfehlung	Wissenschaftspolitik	3,5 %
	diffus	
Handlungsempfehlung	Verfahrensorganisatoren	12,9 %
	<i>Bewertung der Exzellenzinitiative</i>	
	positiv	3,7 %
	negativ	47 %
Handlungsempfehlung	neutral	-
	teils teils	-
Handlungsempfehlung	<i>Forderung</i>	
	-	-
Anzahl der Artikel im Cluster		353
prozentualer Anteil		34,3 %

Vor dem Hintergrund dieser Themenschwerpunkte und deren interner Gewichtung muss auch das dritthäufigste Thema dieses Frames interpretiert werden: die „Differenzierung des deutschen Universitätssystems“ mit einem Anteil von 23,8 Prozent an allen in diesem Frame gerahmten Artikeln. Es handelt sich dabei um einen als solchen wahrgenommenen systemischen Effekt der Exzellenzinitiative auf das deutsche Wissenschaftssystem, welcher durch den Wettbewerb zwischen den Universitäten um Spitzenforschung hervorgerufen worden ist. Die „Differenzierung des deutschen Universitätssystems“ wurde während der Exzellenz-Debatte meistens als eine „räumliche Differenzierung“ beschrieben (davon 60,7 Prozent). In Ergänzung zu der vom Wissenschaftsrat vorgelegten Differenzierungs-Typologie (vgl. Kapitel 2) meint die „räumliche Differenzierung“ die Konzentration universitärer Spitzenforschung in bestimmten Regionen Deutschlands. Vor allem nach der ersten Runde der Förderentscheidungen zur ersten Programmphase der Exzellenzinitiative war dieses Thema vor dem Hintergrund der Erfolge baden-württembergischer und bayerischer Universitäten diskutiert worden. Dagegen stieß die Differenzierungstypologie des Wissenschaftsrats in den Medien auf vergleichsweise geringe Resonanz: Die „funktionale Differenzierung“ des deutschen Universitätssystems wurde in knapp einem Fünftel der Konkretisierungen dieses Themas diskutiert (17,9 Prozent). Es folgen die „vertikale Differenzierung“ (11,9 Prozent) sowie die „horizontale Differenzierung“ (1,2 Prozent). In knapp einem Zehntel der Fälle wurde keine Konkretisierung des Themas vorgenommen (8,3 Prozent).

Das vierte Thema ist die „Leistungsperformanz des deutschen Universitätssystems im internationalen Vergleich“ mit einem Anteil von 11,6 Prozent. In etwas mehr als zwei Drittel der Fälle wurde die „Forschungsbedingungen an deutschen Universitäten“ diskutiert (davon 65,9 Prozent). Es folgen das „wissenschaftspolitische Setting“ (14,6 Prozent), welches die Position der Universitäten innerhalb der Strukturen des deutschen Wissenschaftssystems - etwa in Bezug auf das Verhältnis zur außeruniversitären Forschung - diskutiert. Außerdem wurde die „Forschungsperformanz“ der Universitäten (14,6 Prozent) sowie die „Reputation deutscher Universitäten“ (2,4 Prozent) genannt. Der Anteil nicht weiter konkretisierter Thematisierungen beträgt 2,4 Prozent.

Mit diesen Themen ist als Nutzen „eine Stärkung geförderter Universitäten“ assoziiert (15 Prozent). Anders als in Frame 1 ist die zugehörige Nutzen-Konkretisierung „Reputation“ in diesem Frame am häufigsten: Mehr als die Hälfte aller in diesem Frame gerahmten Artikel nennen als Konkretisierung diesen speziellen Nutzen (52,8 Prozent). Das ist insofern passend, als die erfolgreichen Antragsteller im Exzellenzwettbewerb neben Fördergeldern eben auch Reputation gewinnen. Es folgen als weitere Nutzen-Konkretisierungen „zusätzliche Drittmittel“ (22,6 Prozent) sowie die „Steigerung der Wettbewerbsfähigkeit im weltweiten Wettbewerb um Spitzenforscher“ (13,2 Prozent). Kaum erwähnt wurden „Wirtschaftssponsoring“ und „Kooperationen mit außeruniversitären Partnern“ (je 1,9 Prozent). Keine Konkretisierung des Nutzens wurde in 7,5 Prozent aller in diesem Frame gerahmten Artikel vorgenommen.

Als zweite Nutzen-Assoziation wurde - etwas weniger prominent - die „Stärkung des deutschen Universitätssystems“ genannt (11,5 Prozent). Die Struktur der Konkretisierungen ähnelt der Struktur in Frame I.

Neben dem beschriebenen Nutzen werden mit den oben genannten Themen aber auch Schäden assoziiert, im einzelnen: „strukturelle Schäden für das deutsche Wissenschaftssystem“

7. Exzellenz in den Medien

(43,1 Prozent), „Fragilität der Förderentscheidungen“ (39,3 Prozent), „Projektförmigkeit der Exzellenzförderung“ (21,2 Prozent) sowie „Leere“ (18,1 Prozent). Attribution des Schadens ist bei mehr als zwei Drittel der Schaden-Beschreibungen dieses Frames das „Förderinstrument Exzellenzinitiative“ (73,6 Prozent). Es folgen noch prominent DFG und Wissenschaftsrat als „Organisatoren der Exzellenzinitiative“ (12,9 Prozent) sowie die Vertreter von Bund und Ländern als „Wissenschaftspolitik diffus“ (3,5 Prozent) und mit einem sehr geringen Anteil die „Landespolitiker“ (1,2 Prozent). Dieses Ergebnis erklärt die Notwendigkeit der Bemühungen der *boundary organizations* DFG und Wissenschaftsrat, das Verfahren in der Öffentlichkeit möglichst reliabel erscheinen zu lassen (vgl. dazu ausführlich Kapitel 3).

Häufigster assoziierter Schaden sind die „strukturellen Schäden für das deutsche Wissenschaftssystem“ (43,1 Prozent) und dabei vor allem die Konkretisierung der Herausbildung einer „Zweiklassengesellschaft im deutschen Universitätsystem“ (davon 40,8 Prozent). Etwa ein Viertel der Konkretisierungen dieses Schadens handelt von der Herausbildung „regionaler Disparitäten bei der Forschungsförderung“ (25,6 Prozent). Denn in der ersten Runde zur ersten Programmphase konzentrierten sich die Bewilligungen vor allem auf die südlichen Bundesländer Baden-Württemberg und Bayern. Auch in der zweiten Programmphase der Exzellenzinitiative gibt es Bundesländer, welche gar nicht von der Exzellenzförderung profitieren. Es folgen als weitere Schaden-Konkretisierungen: ein „Verlust der Qualität in der Breite“ (9,9 Prozent), eine „Schwächung der Geistes- und Sozialwissenschaften“ (7,9 Prozent), ein „Fächersterben“ (7,2 Prozent) sowie „negative Folgen des Matthäus-Effekts für Nicht-Geförderte“ (6,6 Prozent). Der Anteil nicht weiter spezifizierter Schaden-Beschreibungen beträgt dazu zwei Prozent.

Die zweithäufigste Schadensbeschreibung beinhaltet die als solche wahrgenommene „Fragilität der Förderentscheidungen“ im Entscheidungsverfahren der Exzellenzinitiative (39,3 Prozent). Konkret wird in etwa einem Drittel der Fälle über eine „Benachteiligung der Geistes- und Sozialwissenschaften“ im Begutachtungs- und Auswahlverfahren der Exzellenzinitiative berichtet (davon 32,4 Prozent). Beklagt wird zudem die „Intransparenz des Begutachtungs- und Auswahlverfahrens der Exzellenzinitiative“ (18 Prozent). Dieser Aspekt adressiert den in Kapitel 3 beschriebenen *blackbox*-Charakter des Entscheidungsverfahrens. Weitere Konkretisierungen waren „Benachteiligung der Universitäten armer Bundesländer“ (11,5 Prozent), ein „politischer Einfluss auf Förderentscheidungen“ (7,2 Prozent), die „Benachteiligung kleiner Universitäten“ sowie die „Benachteiligung forschungsschwacher Universitäten“ im Exzellenzwettbewerb“, „Abweichungen bei der Entscheidungsfindung vom Gutachtervotum“ (alle jeweils 5,8 Prozent), „mangelnde Eignung der Gutachtenden“ (4,3 Prozent), die vor allem von Richard Münch kritisierte „Monopolstruktur in der Forschungsförderung“ (2,2 Prozent) sowie die „Benachteiligung kleiner Fächer“ bei der Exzellenzinitiative (0,5 Prozent). Der Anteil nicht weiter spezifizierter Schaden-Beschreibungen beträgt dazu 6,5 Prozent.

Dritthäufigster Schaden ist die „Projektförmigkeit der Exzellenzförderung“, welche nicht zuletzt daraus resultiert, dass sich der Bund während des Untersuchungszeitraums nicht dauerhaft an den Universitäten engagieren durfte (davon 21,2 Prozent). Als konkreter Schaden wird die „Antragsexzellenz“ genannt (45,3 Prozent). Es folgen die „Bindung von Spitzenwissenschaftlern an das Antragschreiben“ (28 Prozent) sowie die Veränderungen im Berufsbild „vom Professor zum Projektmanager“ (vier Prozent). Der Anteil nicht weiter konkretisierter

Schadensbeschreibungen beträgt etwa ein Fünftel (22,7 Prozent).

Vierthäufigster Schaden ist die „Leere“ bei der Exzellenzinitiative, welche in knapp in einem Fünftel aller in diesem Frame gerahmten Artikel angesprochen wird (18,1 Prozent). Konkret bedeutet „Leere“ vielfach die „Aussparung der Lehre bei der Exzellenzinitiative“ (davon 34,4 Prozent). Eine weitere Schaden-Konkretisierung meint, dass die „Förderung von Spitzenforschung zu Lasten der Lehre“ geht (34,4 Prozent). Die „Einheit von Forschung und Lehre“ wurde als zur Disposition stehend wahrgenommen (27,9 Prozent). Der Anteil nicht weiter spezifizierter Schaden-Beschreibungen beträgt in diesem Fall 3,3 Prozent.

Die Forderungen sind innerhalb dieses Frames nur sehr schwach ausgeprägt. Insgesamt betont der Frame also die negativen Aspekte der „Wettbewerbseffekte“: Zwar beinhaltet der Frame Nutzen- und Schaden-Assoziationen der genannten Themen. Aber die Schaden-Assoziationen haben mehr Gewicht. Entsprechend fällt die Bewertung der Exzellenzinitiative sehr unterschiedlich aus: Knapp die Hälfte aller in diesem Frame gerahmten Artikel bewerten die Exzellenzinitiative „negativ“ (47 Prozent). Der Anteil positiver Bewertungen beträgt dagegen nur 3,7 Prozent.

Frame III: „Wissenschaftspolitik“ Der dritte Frame hat einen Anteil von 21,1 Prozent (217 Artikel) an der in der Analyse berücksichtigten medialen Berichterstattung zur Exzellenzinitiative (vgl. Tabelle 7.9). Der Frame beinhaltet die wissenschaftspolitischen Aushandlungsprozesse, welche die Forschungsförderung in Deutschland im Allgemeinen und die Exzellenzinitiative im Speziellen prägen. Die meisten Artikel dieses Frames erschienen zu Beginn (wissenschaftspolitische Aushandlung der Exzellenzinitiative) und gegen Ende (Diskurs über Nachhaltigkeit der Exzellenzinitiative) der medialen Exzellenz-Debatte.

Wichtigstes Thema dieses Frames ist der „Bund-Länder-Dualismus in der Forschungsförderung“ mit einem Anteil von 72,4 Prozent. Bei der Konkretisierung dieses Themas sind zeitliche Dynamiken zu berücksichtigen: Zu Beginn des Untersuchungszeitraums wird dieses Thema über die „Hoheit der Länder über die Universitäten“ konkretisiert (davon 58,6 Prozent). Die Länder waren zu Beginn der Exzellenz-Debatte mehrheitlich von der CDU regiert worden. Die unterschiedlichen Interessen von Bund und Ländern führten zu einem komplizierten wissenschaftspolitischen Aushandlungsprozess der Exzellenzinitiative. Gegen Ende der Exzellenz-Debatte stand dieses Thema dann unter der Bezeichnung des zwischenzeitlich eingeführten „Kooperationsverbots von Bund und Ländern“ in der Wissenschaftspolitik (41,4 Prozent). Die in 7.2.2.3 dargestellten Dynamiken im medialen Framing der Exzellenz-Debatte zeichnen diese Entwicklung im Detail nach. Hier wurde eine gemeinsame Darstellung vorgenommen.

Zweithäufigstes Thema ist die „Leistungsperformanz des deutschen Universitätssystems im internationalen Vergleich“ mit einem Häufigkeitsanteil von 38,2 Prozent an allen in diesem Frame gerahmten Artikeln.

7. Exzellenz in den Medien

Tabelle 7.9.: Frame „Wissenschaftspolitik“ in der medialen Exzellenz-Debatte

Frame-Element	Ausprägungen	Frame
Problemdefinition	<i>Hauptthema</i>	
	Exzellenzinitiative	26,7 %
	Leistungsperformanz des dts. Universitätssystems	38,2 %
	Differenzierung	5,5 %
	Bund-Länder-Dualismus	72,4 %
	Nachhaltigkeit	24,4 %
	<i>assoziierter Nutzen</i>	
	Nutzen des Wettbewerbprinzips	8,3 %
	Stärkung geförderter Universitäten	4,6 %
	<i>assoziierter Schaden</i>	
kausale Attribution	Defizite des dts. Universitätssystems	39,6 %
	Behinderung der Entwicklung des dts. Universitätssystems	47 %
	zeitliche Befristung	12 %
	<i>Verantwortungszuweisung</i>	
	<i>Nutzen</i>	
	Exzellenzinitiative	62,3 %
Bewertung	<i>Verantwortungszuweisung</i>	
	<i>Schaden</i>	
	Landespolitiker	44,8 %
	Wissenschaftspolitik	24 %
	diffus	
Handlungsempfehlung	<i>Bewertung der Exzellenzinitiative</i>	
	positiv	11,5 %
	negativ	
	neutral	45,6 %
	teils teils	40,6 %
	<i>Forderung</i>	
	Beschluss der Exzellenzinitiative	26,7 %
	Auflösung des Bund-Länder-Dualismus	51,2 %
	Bundesuniversitäten	29,5 %
Anzahl der Artikel im Cluster		217
prozentualer Anteil		21,1 %

Dieses Thema meint konkret die „Bedingungen für Spitzenforschung an deutschen Universitäten“ (davon 53 Prozent), das „wissenschaftspolitische Setting“ (39,8 Prozent), die „Forschungsperformanz der deutschen Universitäten“ (7,2 Prozent) sowie die „Governance der Universitäten“ (2,4 Prozent). Auffällig ist bei diesen Werten, dass das durch die Zukunftskonzepte adressierte Ziel - nämlich die institutionelle Stärkung der Universitäten - in Form ihrer Governance vergleichsweise wenig diskutiert wurde.

Beim dritthäufigsten Thema „Exzellenzinitiative von Bund und Ländern“ (26,7 Prozent) geht es vor allem um die Ausgestaltung der Exzellenzinitiative (davon 56,9 Prozent). Entsprechend sind die zugehörigen Artikel zu Beginn der Exzellenz-Debatte erschienen. Es folgen die „systemischen Effekte der Exzellenzinitiative“ (15,5 Prozent). Kaum ein Thema war die „Finanzierung der Exzellenzinitiative“ (6,9 Prozent). Der Anteil nicht weiter konkretisierter Nutzen-Beschreibungen beträgt 20,7 Prozent.

Gegen Ende des Untersuchungszeitraums kam zudem als viertes Thema die „Nachhaltigkeit der Förderung von Spitzenforschung“ auf (24,4 Prozent)¹¹. Die mit diesen Themen assoziierten Nutzen sind eher schwach ausgeprägt: Genannt werden die „Stärkung geförderter Universitäten“ (4,6 Prozent) sowie der „Nutzen des Wettbewerbsprinzips zur Identifikation wissenschaftlicher Exzellenz“ (8,3 Prozent).

Stärker ausgeprägt sind dagegen die Beschreibungen möglicher Schäden, welche mit den genannten Themen assoziiert sind. Häufigster Schaden ist „Behinderung der Entwicklung des deutschen Wissenschaftsstandorts“ mit einem Anteil von 47 Prozent. Diese Schaden-Nennung wurde zum Beispiel zu Beginn der Exzellenz-Debatte während der kontroversen Aushandlungsprozesse der Exzellenzinitiative zwischen Bund und Ländern genannt. Konkret wurde eine „politische Blockade zu Lasten des Wissenschaftsstandorts Deutschland“ beklagt (davon 92,2 Prozent). Aber auch im Kontext der Nachhaltigkeitsdebatte nach Bekanntgabe der Förderentscheidungen zur zweiten Programmphase wurde dieser Schaden genannt. Darüber hinaus wurde ein „Vertrauensverlust in die deutsche Wissenschaftspolitik“ beklagt (7,8 Prozent).

Zweithäufigster kodierter Schaden dieses Frames ist die Variable „Defizite des deutschen Wissenschaftssystems im internationalen Vergleich“ mit einem Anteil von 39,6 Prozent an allen derart gerahmten Artikeln. Davon entfallen wiederum 65,1 Prozent auf die Schaden-Konkretisierung „Unterfinanzierung der Universitäten“. Es folgen die vielfach als solche wahrgenommene „mangelnde Wettbewerbsfähigkeit deutscher Universitäten im Vergleich zu den außeruniversitären Forschungseinrichtungen in Deutschland“ (10,5 Prozent), das Fehlen „international sichtbarer Spitzen im deutschen Universitätssystem“ (sieben Prozent), eine zu „geringe Attraktivität deutscher Universitäten für Spitzenforscher“ (2,3 Prozent), „wenig Autonomie deutscher Universitäten“ (4,7 Prozent), eine „geringe Forschungsperformanz“ (1,1 Prozent) sowie eine zu „geringe organisationale Wettbewerbsfähigkeit deutscher Universitäten“ (5,8 Prozent). Der letzte Aspekt weist erneut auf den Widerspruch hin, dass ausgerechnet das an die Zielsetzung der durch die medial besonders prominent behandelten Zukunftskonzepte ansetzende Defizit im medialen Diskurs eher wenig Beachtung findet. Der Anteil nicht weiter konkretisierter Beschreibungen des Schadens liegt in diesem Fall bei 3,5 Prozent.

Gegen Ende des Untersuchungszeitraums wurde ein dritter Schaden prominent diskutiert: die „zeitliche Befristung der Förderung von Spitzenforschung in der Exzellenzinitiative“ (zwölf

¹¹ vgl. dazu ausführlich 7.2.2.3

7. Exzellenz in den Medien

Prozent). Konkret wurde diskutiert, ob die Exzellenzinitiative aus systemischer Perspektive nur ein „Strohfeuer“ gewesen sei (davon 50 Prozent) und ob - aus Perspektive der Antragsteller - nach Auslaufen der Förderung „Förderruinen“ (34,6 Prozent) drohten. Diskutiert wurden in der Folge mögliche „Verteilungskämpfe“ an den Universitäten nach Auslaufen der Exzellenzförderung (7,7 Prozent). Der Anteil nicht weiter konkretisierter Beschreibungen dieses Schadens liegt in diesem Fall bei 7,7 Prozent.

Die Attribution des Schadens erfolgte über die „Landespolitik“ (44,8 Prozent) und die „Wissenschaftspolitik“ im Allgemeinen (24 Prozent). Wichtigste Forderung ist die „Auflösung des Bund-Länder-Dualismus in der Wissenschaftspolitik“ mit einem Anteil von 51,2 Prozent an allen in diesem Frame gerahmten Artikeln. Zweithäufigste Forderung war der „Beschluss der Exzellenzinitiative“ (26,7 Prozent), welche vor Unterzeichnung der Exzellenzvereinbarung vorgebracht wurde. Darüber hinaus wurde im Vorfeld der Exzellenzinitiative die Etablierung von „Bundesuniversitäten“ gefordert. 29,5 Prozent der in diesem Frame gerahmten Artikel beinhalten diese Forderung.

Frames in der internationalen Berichterstattung Wegen ihres geringen Berichterstattungsumfangs wurden die *New York Times*, *Nature* und *Science* nicht bei der Clusteranalyse berücksichtigt. Stattdessen wurde geprüft, ob die in der deutschen Exzellenz-Debatte identifizierten Frames auch in der internationalen Berichterstattung vorkamen. Dazu wurde für jeden Artikel das Vorhandensein der jeweiligen Frame-Elemente geprüft.

Insgesamt wurden acht Artikel identifiziert: zwei in der *New York Times* und jeweils drei in *Nature* und *Science*. Zeitlich verteilen sich die Artikel über den gesamten Untersuchungszeitraum. Der Vergleich mit der deutschen Berichterstattung dokumentiert, dass zwei der drei identifizierten Frames auch in der internationalen Berichterstattung vorhanden sind. Jeder Artikel beinhaltet den Frame „Fördereffekte“ und zu Beginn und gegen Ende des Untersuchungszeitraums zudem den Frame „Wissenschaftspolitik“. Dieses Diskursmuster stimmt mit der im Folgenden Abschnitt noch darzustellenden Dynamik des medialen Framings in Deutschland überein. Damit verschaffen die drei Medien zwei Elementen der deutschen Exzellenz-Debatte transnationale Öffentlichkeit. Dagegen fand der Frame „Wettbewerbseffekte“ in der internationalen Berichterstattung keine Berücksichtigung. Als Erklärung dafür kommt in Frage, dass die zumindest in *Nature* und *Science* adressierten Eliten aus Wissenschaft und Wissenschaftspolitik weniger an den Details der Fragilität von Förderentscheidungen oder der Diskussion über zunehmende Ungleichheit im deutschen Universitätssystem interessiert sind. Ein Redakteur bringt diese Unterschiede auf den Punkt:

„As an international journalist I have to look at a much bigger picture, because readers around the world do not care about what happens to three universities. They want to know: What happens to the German system as a whole.“

Durch Fokussierung auf die „Fördereffekte“ der Exzellenzinitiative entsteht in den internationalen Medien ein fortschrittliches Bild des Wissenschaftsstandorts Deutschland.

7.2.2.3. Dynamik des medialen Framings in der Exzellenz-Debatte

Die gewählte Methodik zur Analyse des medialen Framings erlaubt die Abbildung inhaltlicher Dynamiken während der medialen Exzellenz-Debatte. Dazu wurde der Untersuchungszeitraum in fünf Phasen untergliedert (vgl. Kapitel 7.1.2.1). Die Ergebnisse dokumentieren zwei stabile Frames („Effekte für Geförderte“ und „Wettbewerbseffekte“) sowie zwei weitere Frames, welche wissenschaftspolitische Unsicherheiten hinsichtlich der Förderung von Spitzenforschung an deutschen Universitäten adressieren (vgl. Abbildung 7.10 im Fazit dieses Unterabschnitts). Die folgende Darstellung skizziert das mediale Framing von vier dieser fünf Phasen (Phase 1 umfasst den Elite-Diskurs und war als Prolog zur Exzellenz-Debatte bereits vorab in Kapitel 7.2.1.2 beschrieben worden, um die Entwicklungen im medialen Diskurs besser nachvollziehbar zu machen).

Phase 2: Aushandlung der Exzellenzinitiative Die zweite Phase setzt am 30. März 2004 mit der Berichterstattung zur Grundsatzeinigung von Bund und Ländern über die Förderung von Spitzenforschung an deutschen Universitäten ein und endet mit der Grundsatzeinigung von Bund und Ländern über die Exzellenzinitiative am 23.06.2005. Die Analyse des medialen Framings zu dieser Phase basiert auf 152 Artikeln. Mit einem Anteil von 57,9 Prozent dominiert der Frame „Wissenschaftspolitik“, welcher die kontroversen Aushandlungsprozesse der Exzellenzinitiative zwischen Bund und Ländern rahmt (vgl. Tabelle 7.10).

Wichtigstes Thema dieses Frames ist der „Bund-Länder-Dualismus in der Wissenschaftspolitik“, welcher in allen Artikeln diskutiert wird. Knapp die Hälfte aller Themen nimmt als Unterthema konkret Bezug auf eine als solche wahrgenommene „wissenschaftspolitische Blockade“ durch die zu dieser Zeit unionsgeführten Bundesländer (76,1 Prozent). Weitere 10,2 Prozent der konkreten Unterthemen beziehen sich auf die „Länderhoheit über die Universitäten“. Auch das noch zu beschließende „Kooperationsverbot von Bund und Ländern in der Wissenschaftspolitik“ wurde in diesem Kontext diskutiert (13,6 Prozent).

Ein weiteres Thema ist die „Exzellenzinitiative von Bund und Ländern“ (33 Prozent). Dabei ging es als vor allem um die konkrete „Ausgestaltung der Exzellenzinitiative“ (79,3 Prozent), wie die Kodierung der Unterthemen ergab. Ein weiteres Unterthema waren die „systemischen Effekte auf das Universitätssystem“ (17,2 Prozent), welche von der Exzellenzinitiative ausgehen sollten. 3,4 Prozent der Thematisierungen behandelten die „Finanzierung der Exzellenzinitiative“.

Während der assoziierte Nutzen „Stärkung des deutschen Universitätssystems“ (12,5 Prozent) relativ schwach ausgeprägt ist, findet eine ausführliche Rahmung der mit den Themen assoziierten Schäden statt: nämlich die als solche wahrgenommene „Behinderung der Entwicklung des deutschen Wissenschaftssystems“ (94,3 Prozent). Als konkreter Schaden wird die „politische Blockade zu Lasten des Wissenschaftsstandorts Deutschland“ kritisiert (94 Prozent). Es folgt die Konkretisierung „Vertrauensverlust in die Wissenschaftspolitik“ (sechs Prozent). Die Attribution der assoziierten Schäden bezieht sich auf die „Landespolitiker“ (50,1 Prozent), deren als solche wahrgenommene wissenschaftspolitische Blockade zu Lasten des deutschen Wissenschaftsstandorts gerügt wird.

7. Exzellenz in den Medien

Tabelle 7.10.: Mediales Framing während der wissenschaftspolitischen Aushandlungsphase der Exzellenzinitiative (Phase 2)

Frame-Element	Ausprägungen	Frame „Wissenschaftspolitik“	Frame „Fördereffekte“
<i>Problemdefinition</i>	<i>Hauptthema</i> Exzellenzinitiative Bund-Länder-Dualismus Elite-Universität	33 %* 100 % * -	75 %* 21,9 %* 12,5 %*
	<i>assoziierter Nutzen</i> Stärkung des dts. Universitätssystems Stärkung geförderter Universitäten	12,5 %* -	43,8 %* 23,4 %*
	<i>assoziierter Schaden</i> Behinderung der Fortentwicklung des dts. Wissenschaftssystems	94,3 %*	7,8 %*
<i>kausale Attribution</i>	<i>Verantwortungszuweisung Nutzen</i> Exzellenzinitiative	95,8 %*	91,4 %*
	<i>Verantwortungszuweisung Schaden</i> Landespolitiker	50,1 %*	5,7 %*
<i>Bewertung</i>	<i>Bewertung der Exzellenzinitiative</i> positiv	-	-
	negativ	-	-
	neutral	-	-
	teils teils	-	-
<i>Handlungsempfehlung</i>	<i>Forderung</i> Beschluss der Exzellenzinitiative	59,1 %*	18,8 %*
	Auflösung des wissenschaftspolitischen Bund-Länder-Dualismus	67 %*	3,1 %*
<i>Artikel pro Cluster</i>	-	88	64
<i>prozentualer Anteil</i>	-	57,9 %	42,1 %

Es resultiert die Forderung nach einer „Auflösung des Bund-Länder-Dualismus in der Wissenschaftspolitik“ (67 Prozent). Konkrete Forderung ist stets die „Aufgabe der wissenschafts-

politischen Blockade durch die Bundesländer“. Darüber hinaus war die Forderung zum „Beschluss der Exzellenzinitiative von Bund und Ländern“ in dieser Phase der Berichterstattung sehr präsent (59,1 Prozent).

Es muss an dieser Stelle noch einmal klar betont werden, dass der dargestellte Frame die öffentliche Wahrnehmung der Aushandlungsprozesse zur Exzellenzinitiative abbildet. Der Autor möchte an dieser Stelle keine Wertung darüber vornehmen, ob eine solche wissenschaftspolitische Blockade durch die Bundesländer tatsächlich stattgefunden hat. Auch ist es an dieser Stelle sicherlich zu einfach, nur auf einen Dualismus zwischen SPD (Bundesregierung) und CDU (Mehrheit der unionsgeführten Bundesländer) abzu zielen. Vielmehr unterschieden sich auch die Interessen der einzelnen Bundesländer unabhängig von der Parteizugehörigkeit des jeweiligen Ministerpräsidenten, da die Chancen der Universitäten in einer damals ja noch zu beschließenden Exzellenzinitiative von vornherein unterschiedlich bewertet worden waren und dies natürlich auch in der Wissenschaftspolitik so wahrgenommen worden war¹². Ein maßgeblich an der Aushandlung der Exzellenzinitiative beteiligtes späteres politisches Mitglied des Bewilligungsausschusses erklärt den langen Prozess bis zur Exzellenzvereinbarung entsprechend als Folge der komplexen Akteurskonstellation:

„Man muss da das Netzwerk der Interessen sehen. Die Situation war ja schon ein bisschen lustig: Es gibt eine rot-grüne Bundesregierung und die bringt - der Impuls ging ja in Wirklichkeit von Schröder aus - den Elited Gedanken ins Spiel. Das ist ja mal gar nicht selbstverständlich. Und es gibt ja die A- und die B-Länder, also CDU- oder SPD-geführte Länder, wobei die SPD damals gar nicht so stark war. Das wechselt ja immer ein bisschen (...) Und wir wussten alle, dass ein solches pyramidenförmiges, offenes System entsteht, wenn es in dem Sinne läuft, wie die Länder es nachher durchgesetzt haben. Das heißt: Man kann aufsteigen, absteigen und ähnliches mehr. Und dass die großen Profiteure die CDU-Länder sein würden, lag auf der Hand. Es gibt überhaupt keinen Zweifel, dass – bezogen auf die Länder - das intakteste und beste Hochschulsystem sicher Baden-Württemberg hat. Und Bayern steht dem nicht viel hinterher. Das hängt natürlich auch mit der wirtschaftlichen Situation zusammen und auch mit einer konsequenten Politik in Bezug auf Wissenschaftsförderung, die in den letzten Jahren betrieben worden ist. Berlin ist da eine Ausnahmesituation. Die Schwierigkeit in der Umsetzung kam sicher durch die etwas zwiespältige Situation für die B-Seite, also die CDU-Länder. Denn es war ein Vorschlag des politischen Gegners! Da gab es auch unterschiedliche Interessen. Man hat sehr wohl gemerkt, dass da die große Politik schon durchgeschlagen hat. Die Einigung zwischen den Wissenschaftsministerinnen und Wissenschaftsministern wäre sehr viel schneller gegangen, wenn nicht immer die Staatskanzleien dazwischen gefunkt hätten. Besonders eindrucksvoll ist da ja das Beispiel Hessen. Die Schwierigkeit lag gar nicht so sehr in der Sache, sondern sie lag in der schwierigen politischen Gemengelage, dass man sich zum Wohle der Wissenschaft auf ein Konzept einigen musste und letzten Endes auch einigen wollte. Wobei natürlich politisch schon auch eine Rolle gespielt hat,

¹²Das gilt offensichtlich auch für aktuelle Diskussion für eine neue Bund-Länder-Initiative in Nachfolge der Exzellenzinitiative ab 2017.

7. Exzellenz in den Medien

dass man den Erfolg natürlich nicht alleine auf Seiten der Bundesregierung und damit auf Seiten der SPD und möglicherweise auch der SPD-geführten Ländern belassen wollte.“ (B8)

Auffällig hinsichtlich der Komposition des Frames „wissenschaftspolitischer Aushandlungsprozess“ ist zudem, dass auf die Defizitbeschreibung des deutschen Wissenschaftssystems weitestgehend verzichtet wird. Sie wurde über die Variablen „Leistungsperformanz des deutschen Universitätssystems im internationalen Vergleich“ (Thema) sowie „Defizite des deutschen Universitätssystems“ (Schaden) operationalisiert. Beide Variablen tragen aber nicht signifikant zur Charakterisierung des Frames bei. Die Exzellenz-Debatte baute also gewissermaßen auf der im Elite-Diskurs durch die Medien vorgenommenen Defizitanalyse auf.

Der Frame „Fördereffekte“, welcher einen Anteil von 42,1 Prozent hat, betont die mit der Exzellenzinitiative verbundenen Chancen für die Universitäten: Die in diesem Frame gerahmten Artikel assoziierten das häufigste Thema „Exzellenzinitiative von Bund und Ländern“ (75 Prozent) mit dem Nutzen einer „Stärkung des deutschen Universitätssystems“ (43,8 Prozent). Häufigstes Unterthema ist - wie in Frame 1 - die konkrete „Ausgestaltung der Exzellenzinitiative“ (77,1 Prozent). Es folgen die „systemischen Effekte der Exzellenzinitiative“ (16,7 Prozent). In 6,3 Prozent der in diesem Frame gerahmten Artikel wurde für dieses Themas keine Konkretisierung vorgenommen.

Hinsichtlich des Nutzens einer „Stärkung des deutschen Universitätssystems“ wird vor allem die „Herausbildung international sichtbarer Spitzen im Universitätssystem“ diskutiert (57,1 Prozent). Es folgen „Anreize wider die Versäulung des deutschen Wissenschaftssystems“ (10,7 Prozent), die „Steigerung weltweiter Aufmerksamkeit für das deutsche Universitätssystem“ sowie die „Abkehr vom Egalitätsprinzip im deutschen Universitätssystem“ (je 7,1 Prozent). In 10,7 Prozent der in diesem Frame gerahmten Artikel fand keine weitere Konkretisierung des Nutzens statt.

Darüber hinaus wird mit diesem Thema der Nutzen einer „Stärkung geförderter Universitäten“ assoziiert (23,4 Prozent). Bei den Konkretisierungen dieses Nutzens handelte es sich bei zwei Dritteln der in diesem Frame gerahmten Artikel um „zusätzliche Drittmittel“ (66,7 Prozent). Es folgen eine „Steigerung der Wettbewerbsfähigkeit deutscher Universitäten im Wettbewerb um internationale Spitzenforschung“ (26,7 Prozent) sowie „Kooperationen mit außeruniversitären Instituten“ (6,7 Prozent). Entsprechend erfolgt die Attribution der Nutzen-Beschreibungen mehrheitlich über die während dieser Phase noch zu beschließende „Exzellenzinitiative von Bund und Ländern“ (91,4 Prozent).

Schadensbeschreibungen, welche auf eine diskursive Auseinandersetzung hinsichtlich der konkreten Ausgestaltung eines Programms zur Förderung von Spitzenforschung an deutschen Universitäten deuten würden, sind in diesem Frame dagegen nicht gerahmt. Auch Forderungen sind nur schwach ausgeprägt: Bedeutsam ist die Forderung zu einem Beschluss der Exzellenzinitiative in etwa einem Fünftel der in diesem Frame gerahmten Artikel (18,8 Prozent).

Phase 3: Entscheidungsverfahren zur ersten Programmphase Die dritte Phase setzt mit der Berichterstattung über die Grundsatzeinigung von Bund und Ländern zur Exzellenzinitiative am 24. Juni 2005 ein und endet nach Abschluss der Berichterstattung über die Förderentscheidungen zur ersten Programmphase der Exzellenzinitiative am 31. Dezember 2007. Die

Analyse des medialen Framings zu dieser Phase basiert auf 407 Artikeln. Die Clusteranalyse lieferte zwei Frames (vgl. Tabelle 7.11).

Die Phase wird inhaltlich stark vom Frame „Wettbewerbseffekte“ dominiert. Dieser Frame rahmt mehr als zwei Drittel aller Artikel dieser Phase (68,8 Prozent). Etwa vier Fünftel aller in diesem Frame gerahmten Artikel thematisieren den „Wettbewerb um Förderung von Spitzenforschung an Universitäten“ (80,7 Prozent). Zudem rahmt jeweils etwa ein Viertel aller Artikel dieses Frames die „Exzellenzinitiative von Bund und Ländern“ (26,8 Prozent) sowie die „Differenzierung des deutschen Universitätssystems“ (23,9 Prozent). Positiv assoziiert ist damit vor allem ein „Nutzen des Wettbewerbsprinzips zur Identifikation wissenschaftlicher Exzellenz“ (39,6 Prozent), welcher auch als kausale Attribution mit der „Exzellenzinitiative von Bund und Ländern“ verknüpft wird (91,8 Prozent).

Demgegenüber gibt es auch negative Assoziationen in Form von Schäden: Etwa ein Drittel der in diesem Frame gerahmten Artikel diskutieren eine als solche wahrgenommene „Fragilität der Förderentscheidungen“¹³ (36,8 Prozent) sowie „strukturelle Schäden für das deutsche Universitätssystem“ (33,2 Prozent). Kausale Attribution dieser Schäden ist in knapp zwei Drittel aller Fälle erneut die „Exzellenzinitiative von Bund und Ländern“ (59,3 Prozent). Angesichts des kontroversen Charakters dieses Frames überrascht es nicht, dass die Bewertungen der Exzellenzinitiative sehr divers ausgefallen sind: Etwa ein Fünftel der Artikel berichtet „positiv über die Exzellenzinitiative“ (22,1 Prozent), ein knappes Drittel „negativ“ (30,4 Prozent) und ein weiteres Viertel „teils teils“ (24,3 Prozent).

Der zweite Frame „Fördereffekte“ rahmt ein knappes Drittel der Artikel der dritten Berichterstattungsphase (31,2 Prozent). Thema ist fast immer die „Exzellenzinitiative von Bund und Ländern“ (99,2 Prozent). Damit assoziiert sind vor allem drei in der Regel auf die „Exzellenzinitiative von Bund und Ländern“ als Attribution zurückgeführte Nutzen: die „Stärkung geförderter Universitäten“ (44,1 Prozent), eine „Stärkung des deutschen Universitätssystems“ (35,4 Prozent) sowie eine „Steigerung der Forschungsperformanz von im Rahmen der Exzellenzinitiative geförderten Universitäten“ (31,5 Prozent). Darüber hinaus wurde mit einem geringeren Anteil an allen in diesem Frame gerahmten Artikel der „Nutzen des Wettbewerbsprinzips“ genannt (11,8 Prozent). Dagegen werden keine Schäden in nennenswertem Ausmaß diskutiert. Entsprechend positiv fällt die Bewertung des Förderinstruments Exzellenzinitiative innerhalb der in diesem Frame gerahmten Artikel aus: Demnach liegt der Anteil „positiver“ Bewertungen bei 70,9 Prozent.

¹³ vgl. dazu ausführlich Kapitel 8.1

7. Exzellenz in den Medien

Tabelle 7.11.: Mediales Framing zum Entscheidungsverfahren der ersten Programmphase (Phase 3)

Frame-Element	Ausprägungen	Frame „Wettbewerbseffekte“	Frame „Fördereffekte“
<i>Problem- definition</i>	<i>Hauptthema</i>		
	Exzellenzinitiative	26,8 %	99,2 %
	Differenzierung	23,9 %	3,1 %
	Wettbewerb um Förderung von Spitzenforschung	80,7 %	11,8 %
	<i>assoziierter Nutzen</i>		
	Stärkung des Universitätssystems	16,4 %	35,4 %
	Stärkung geförderter Unis	17,9 %	44,1 %
	Nutzen des Wettbewerbprinzips	39,6 %	11,8 %
	Steigerung der Forschungsperformanz	2 %	31,5 %
	<i>assoziierter Schaden</i>		
	Fragilität wissenschaftlicher Urteilsfindung strukturelle Schäden	36,8 % 33,2 %	- -
<i>kausale Attribution</i>	<i>Verantwortungszuweisung</i>		
	<i>Nutzen</i>		
	Exzellenzinitiative	91,8 %	100 %
	<i>Verantwortungszuweisung</i>		
	<i>Schaden</i>		
	Exzellenzinitiative	59,3 %	-
<i>Bewertung</i>	<i>Bewertung der Exzellenzinitiative</i>		
	positiv	22,1 %	70,9 %
	negativ	30,4 %	3,1 %
	neutral	-	-
	teils teils	24,3 %	4,7 %
<i>Handlungs- empfehlung</i>	<i>Forderung</i>	-	-
<i>Artikel pro Cluster</i>	-	280	127
<i>prozentualer Anteil</i>	-	68,8 %	31,2 %

Phase 4: Erste Programmphase der Exzellenzinitiative Die vierte Phase umfasst den Zeitraum vom 1. Januar 2008 und endet am 2. September 2010. Damit umfasst diese Phase die erste Förderperiode der Exzellenzinitiative. Die Analyse des medialen Framings basiert auf 203 Artikeln. Zwar lieferte die Clusteranalyse im Prinzip dieselben beiden Frames wie in Phase 2. Aber die Bedeutung des Frames „Fördereffekte“ (41,4 Prozent) hat gegenüber dem Frame „Wettbewerbseffekte“ (58,6 Prozent) zugenommen.

Inhaltlich unterscheidet sich der Frame „Fördereffekte“ nur wenig vom gleichnamigen Frame in Phase 2. Erneut wird das Thema „Exzellenzinitiative von Bund und Ländern“ mit einer „Stärkung geförderter Universitäten“ (57,1 Prozent) sowie einer „Steigerung der Forschungsperformanz“ assoziiert. Die Bewertung der Exzellenzinitiative ist in knapp der Hälfte der in diesem Frame gerahmten Artikel „positiv“ (45,2 Prozent); „neutrale“ Bewertungen finden sich in 48,8 Prozent der diesem Frame zugeordneten journalistischen Beiträge.

Dagegen hat sich der Frame „Wettbewerbseffekte“ inhaltlich weiter entwickelt. Auffälligste Veränderung ist die weitestgehende Aussparung des mit dem Thema „Wettbewerb um Förderung von Spitzenforschung an deutschen Universitäten“ assoziierten Schadens „Fragilität der Förderentscheidungen“. Das lässt sich damit erklären, dass während dieses Frames keine Auswahlentscheidungen getroffen wurden, sodass es keinen Anlass für eine kritische Diskussion des Entscheidungsverfahrens gab. Dagegen ist für die Charakterisierung des Frames neben den „strukturellen Schäden für das deutsche Universitätssystem“ (30,3 Prozent) der assoziierte Schaden der „Projektförmigkeit der Exzellenzförderung“ von Bedeutung (14,3 Prozent). Anders als in den vorherigen Phasen wird die „Forschungsperformanz des deutschen Universitätssystems im internationalen Vergleich“ (31,9 Prozent) sowie der damit assoziierte Schaden „Defizite des deutschen Universitätssystems“ (28,6 Prozent) nun auch im Frame „Wettbewerbseffekte“ diskutiert. Die mit dem Wettbewerbsprinzip assoziierte Nutzen-Beschreibungen einer „Steigerung der Forschungsperformanz“ (9,2 Prozent) sowie der „Nutzen des Wettbewerbsprinzips“ (26,9 Prozent) können deshalb auch als Antwort auf diese Defizitbeschreibung interpretiert werden. Dazu passt die Forderung nach einer „Verstetigung der Förderung von Spitzenforschung an deutschen Universitäten“, welche in etwa einem Fünftel der in diesem Frame gerahmten Artikel vorgetragen wird (20,2 Prozent).

Der Frame „Wettbewerbseffekte“ bleibt also diskursiv, weil die darin gerahmten Artikel Vor- und Nachteile des Wettbewerbs um die Förderung von Spitzenforschung gegeneinander abwägen. Schon während dieser Phase finden sich aber erste Argumentationsmuster, welche auf die zeitliche Befristung der Forschungsförderung bei der Exzellenzinitiative abzielen. Dieses Argumentationsmuster wird in Phase 5 zusätzlich an Bedeutung gewinnen.

7. Exzellenz in den Medien

Tabelle 7.12.: Mediales Framing zur ersten Förderphase der Exzellenzinitiative (Phase 4)

Frame-Element	Ausprägungen	Frame „Wettbewerbs- erbsseffekte“	Frame „Fördereffekte“
<i>Problem- definition</i>	<i>Hauptthema</i> Exzellenzinitiative	50,4 %	100 %
	Differenzierung	31,9 %	2,4 %
	Wettbewerb um Förderung von Spitzenforschung	58 %	-
	<i>assoziierter Nutzen</i> Stärkung geförderter Unis	-	57,1 %
	Nutzen des Wettbewerbprinzips	26,9 %	-
	Steigerung der Forschungsperformanz	9,2 %	35,7 %
	<i>assoziierter Schaden</i> Defizite des dts. Universitätssystems	28,6 %	-
	Projektförmigkeit der Exzellenzförderung	14,3 %	-
	strukturelle Schäden	30,3 %	-
<i>kausale Attribution</i>	<i>Verantwortungszuweisung</i> <i>Nutzen</i> Exzellenzinitiative	100 %	100 %
	<i>Verantwortungszuweisung</i> <i>Schaden</i> Exzellenzinitiative	69,4 %	-
<i>Bewertung</i>	<i>Bewertung der Exzellenzinitiative</i> positiv	-	45,2 %
	negativ	26,1 %	2,4 %
	neutral	-	48,8 %
	teils teils	23,5 %	3,6 %
<i>Handlungs- empfehlung</i>	<i>Forderung</i> Verstetigung der Förderung von Spitzenforschung	20,2 %	-
<i>Artikel pro Cluster</i>	-	119	84
<i>prozentualer Anteil</i>	-	58,6 %	41,4 %

Phase 5: Entscheidungsverfahren zur zweiten Programmphase Die fünfte Phase beginnt am 3. September 2010 mit dem Beginn der Berichterstattung über das Entscheidungsverfahren zur zweiten Programmphase der Exzellenzinitiative und endet mit dem Gesamt-Untersuchungszeitraum am 31. Juli 2013. Die Analyse des medialen Framings basiert auf 271 Artikeln. Die Clusteranalyse lieferte drei Frames, wobei zwei davon bereits in den vorangegangenen beiden Phasen vorkamen. Neu hinzu gekommen ist der Frame „Wissenschaftspolitik“ mit einem Anteil von 23,6 Prozent an den in der Analyse dieser Phase berücksichtigten Artikeln. Dieser Frame konnte bislang erst in Phase 2 identifiziert werden. In etwa gleichgewichtig sind dagegen die bereits in den vorangegangenen Phasen beschriebenen Frames „Wettbewerbseffekte“ (38,4 Prozent) und „Fördereffekte“ (38 Prozent).

Der neue Frame „Wissenschaftspolitik“ thematisiert - wie Tabelle 7.13 zu entnehmen ist - mehrheitlich den „Bund-Länder-Dualismus in der Wissenschaftspolitik“ (62,5 Prozent). Dieses Thema wurde konkretisiert, indem vor allem das Unterthema „Kooperationsverbot von Bund und Ländern in der Wissenschaftspolitik“ diskutiert wurde (75 Prozent). Damit assoziiert ist der Nutzen einer „Stärkung des deutschen Universitätssystems“, welcher in etwa einem Drittel aller Artikel angesprochen wird (37,5 Prozent). Die Attribution dieses Nutzens wird mehrheitlich den Landespolitikern zugeschrieben (51,7 Prozent).

Allerdings lässt sich innerhalb dieses Frames Skepsis hinsichtlich der Erwartung des Eintretens des Nutzens konstatieren: Demnach wird das Eintreten dieses Nutzens als eher „unwahrscheinlich“ eingeschätzt. Das bedeutet, dass der Landespolitik die Verwirklichung der weiteren „Stärkung des deutschen Universitätssystems“ hinsichtlich der in der Exzellenz-Debatten formulierten Zielvorstellungen ganz offensichtlich nicht zugetraut wird. Dazu passen die mit den genannten Themen assoziierten Schäden: In knapp der Hälfte der in diesem Frame gerahmten Artikel werden die „Defizite des deutschen Wissenschaftssystems“ diskutiert (46,9 Prozent) und etwa ein Drittel beklagt die möglichen Schäden einer „zeitlichen Befristung der Förderung von Spitzenforschung an den deutschen Universitäten“ (34,3 Prozent). Die Attribution der genannten Schäden lassen sich den Landespolitikern (26,3 Prozent) sowie dem „Kooperationsverbot“ (32,7 Prozent) zuordnen. Daraus resultiert die Forderung nach einer „Auflösung des Bund-Länder-Dualismus in der Wissenschaftspolitik“ (46,9 Prozent). Konkrete Handlungsempfehlung ist die „Aufhebung des Kooperationsverbots von Bund und Ländern in der Wissenschaftspolitik“ (davon 93,3 Prozent).

7. Exzellenz in den Medien

Tabelle 7.13.: Frame „Wissenschaftspolitik“ in Phase 5 der medialen Exzellenz-Debatte

Frame-Element	Ausprägungen	Frame „Nachhaltigkeit“
Problemdefinition	<i>Hauptthema</i> Leistungsperformanz des dts. Universitätssystems	48,4 %
	Bund-Länder-Dualismus	62,5 %
	Nachhaltigkeit der Förderung von Spitzenforschung	75 %
	<i>assoziierter Nutzen</i> Stärkung des dts. Universitätssystems	37,5 %
kausale Attribution	<i>assoziierter Schaden</i> Defizite des dts. Universitätssystems	46,9 %
	Befristung der Förderung von Spitzenforschung	34,4 %
	<i>Verantwortungszuweisung</i> <i>Nutzen</i> Landespolitiker	51,7 %
	Exzellenzinitiative	17,2 %
Bewertung	<i>Verantwortungszuweisung</i> <i>Schaden</i> Landespolitiker	36,3 %
	Exzellenzinitiative	3,1 %
	Kooperationsverbot	32,7 %
Handlungsempfehlung	<i>Bewertung der</i> <i>Exzellenzinitiative</i> neutral	87,5 %
	<i>Forderung</i> Auflösung des Bund-Länder-Dualismus in der Wissenschaftspolitik	46,9 %
Anzahl der Artikel im Cluster		64
prozentualer Anteil		23,6 %

Der Frame „Fördereffekte“ hat sich auch in Phase 5 inhaltlich nur wenig weiter entwickelt. Prägendes Thema bleibt die „Exzellenzinitiative von Bund und Ländern“ (70,9 Prozent). Wie Tabelle 7.14 zu entnehmen ist, wird die „Zentralität von Wissen(schaft) in der modernen Gesellschaft“ in etwa einem Viertel der in diesem Frame gerahmten Artikel neu thematisiert (25,2 Prozent). In der vorangegangenen Phase hatte dieses Thema in diesem Frame keine Rolle gespielt. Darüber hinaus lässt sich diesem Frame auch das Thema „Differenzierung des deutschen Universitätssystems“ zuordnen (26,2 Prozent), welches in Phase 4 nur wenig diskutiert und in Phase 3 sogar primär dem konkurrierenden Frame „Wettbewerbseffekte“ zugeordnet worden war. Mit diesen Themen assoziiert sind unverändert die beiden Nutzen „Stärkung geförderter Universitäten“ (38,8 Prozent) sowie „Stärkung des deutschen Universitätssystems“ (19,4 Prozent). Dagegen werden keine Schäden angesprochen. Entsprechend wird die Exzellenzinitiative von Bund und Ländern mehrheitlich „positiv“ bewertet (53,4 Prozent).

Der Frame „Wettbewerbseffekte“ hat sich im Vergleich zur vorangegangenen Phase dagegen inhaltlich stärker verändert, weil er weniger diskursiv ist. Zwar diskutieren mehr als zwei Drittel aller in diesem Frame gerahmten Artikel explizit das Prinzip des „Wettbewerbs um die Förderung von Spitzenforschung an deutschen Universitäten“ (68,3 Prozent). Aber der „Nutzen des Wettbewerbsprinzips“ wird in den in diesem Frame gerahmten Artikel nicht mehr diskutiert.

Ein Viertel der Artikel adressiert die „Exzellenzinitiative von Bund und Ländern“ (25 Prozent). Neu hinzugekommen ist eine Thematisierung der „Nachhaltigkeit der Förderung von Spitzenforschung an deutschen Universitäten“ (28,8 Prozent). Mit diesen Themen sind vier Schäden assoziiert: die „Projektförmigkeit der Förderung von Spitzenforschung“ (34,6 Prozent), „strukturelle Schäden für das deutsche Universitätssystem“ (27,9 Prozent), „Fragilität der Förderentscheidungen“ (26,9 Prozent) sowie „Leere“ (28,8 Prozent). Der letzte Schaden meint, dass die Lehre an den Universitäten weitestgehend von der Förderung bei der Exzellenzinitiative ausgenommen worden war. Zwar wurde dieser Schaden in den vorangegangenen Phasen bereits angesprochen, aber nicht so prominent diskutiert wie in Phase 5 (zu den Rückwirkungen dieser medial zur Sprache gekommenen Kritik auf die wissenschaftspolitischen Entscheider vgl. ausführlich Kapitel 9.1).

Auffällig ist zudem, dass der Schaden „Fragilität der Förderentscheidungen“ die Exzellenz-Debatte wieder stärker prägt (26,9 Prozent). Das ist darauf zurückzuführen, dass die letzte analysierte Phase wieder die Bekanntgabe von Förderentscheidungen umfasst¹⁴. Als Attribution des Schadens wird mehrheitlich das Forschungsförderprogramm „Exzellenzinitiative von Bund und Ländern“ genannt (88,2 Prozent). Angesichts dieser Defizit-Beschreibungen ist es wenig überraschend, dass die Bewertung der Exzellenzinitiative innerhalb der in diesem Frame gerahmten Artikel negativer ausfällt als zum Beispiel bei den „Fördereffekten“: Die Bewertung ist oftmals sogar „negativ“ (44,2 Prozent) und in etwa einem knappen Drittel der Bewertungen „teils teils“ (30,8 Prozent). Ein Fünftel der in diesem Frame gerahmten Artikel bewertet die Artikel „neutral“ (20,2 Prozent) und nur ein geringer Teil „positiv“ (4,8 Prozent).

¹⁴vgl. dazu auch ausführlich Kapitel 8.1

Tabelle 7.14.: Frame „Fördereffekte“ in Phase 5

Frame-Element	Ausprägungen	Frame „Fördereffekte“
Problemdefinition	<i>Hauptthema</i> Exzellenzinitiative	70,9 %
	Differenzierung	26,2 %
	Wettbewerb um Förderung von Spitzenforschung	17,5 %
	Zentralität von Wissen(schaft)	25,2 %
	<i>assoziierter Nutzen</i> Stärkung des deutschen Universitätssystems	19,4 %
	Stärkung geförderter Universitäten	38,8 %
	<i>assoziierter Schaden</i> -	-
kausale Attribution	<i>Verantwortungszuweisung</i> <i>Nutzen</i> Exzellenzinitiative	100 %
	<i>Verantwortungszuweisung</i> <i>Schaden</i> -	-
Bewertung	<i>Bewertung der Exzellenzinitiative</i> -	53,4 %
Handlungsempfehlung	<i>Forderung</i> -	-
Anzahl der Artikel im Cluster		103
prozentualer Anteil		38 %

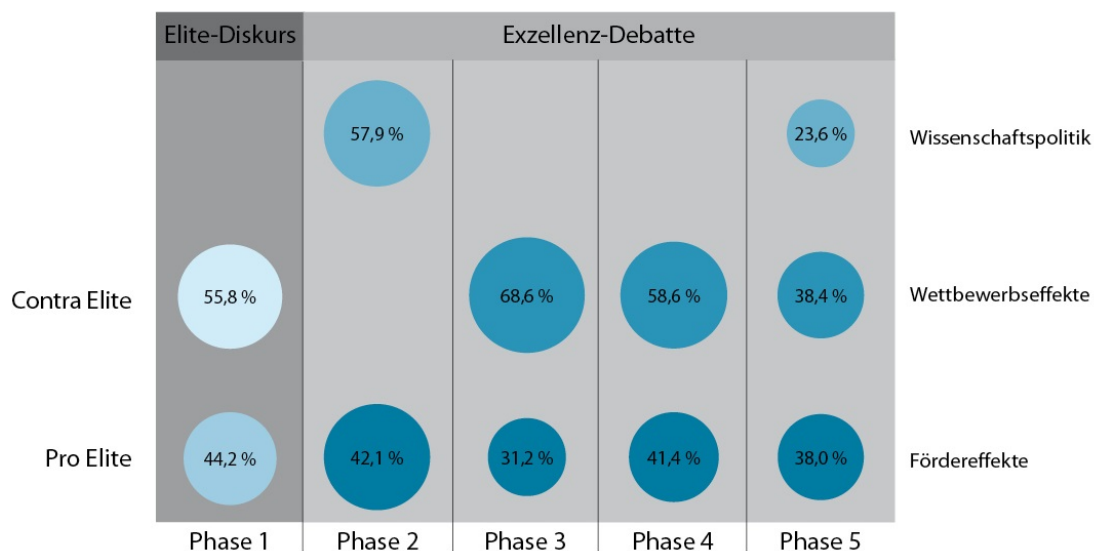
Tabelle 7.15.: Frame „Wettbewerbseffekte“ in Phase 5

Frame-Element	Ausprägungen	Frame „Wettbewerbseffekte“
Problemdefinition	<i>Hauptthema</i>	
	Exzellenzinitiative	25 %
	Leistungsperformanz des dts. Universitätssystems	11,5 %
	Wettbewerb um Förderung von Spitzenforschung	68,3 %
	Nachhaltigkeit der Förderung von Spitzenforschung	28,8 %
	<i>assoziierter Nutzen</i>	
kausale Attribution	-	-
	<i>assoziierter Schaden</i>	
	Fragilität der Förderentscheidungen	26,9 %
	Leere Projektförmigkeit der Förderung von Spitzenforschung	28,8 %
	strukturelle Schäden	34,6 %
	27,9 %	
Bewertung	<i>Verantwortungszuweisung Nutzen</i>	
	-	-
	<i>Verantwortungszuweisung Schaden</i>	
	Exzellenzinitiative	88,2 %
Handlungsempfehlung	<i>Bewertung der Exzellenzinitiative</i>	
	positiv	4,8 %
	negativ	44,2 %
	neutral	20,2 %
Handlungsempfehlung	teils teils	30,8 %
	<i>Forderung</i>	
Handlungsempfehlung	-	-
	Anzahl der Artikel im Cluster	104
Handlungsempfehlung	prozentualer Anteil der in diesem Cluster gerahmten Artikel	38,4 %

7. Exzellenz in den Medien

Fazit Die Analyse des medialen Framings der Förderung von Spitzenforschung an deutschen Universitäten dokumentiert eine gewisse Dynamik im Zeitverlauf, weist aber auch Konstanten auf. Grundsätzlich gliedert sich der Diskurs in zwei Abschnitte: den Elite-Diskurs sowie die Exzellenz-Debatte (vgl. Abbildung 7.10). Dabei lässt sich der Elite-Diskurs als Prolog zur Exzellenz-Debatte interpretieren: Ausgehend von einer Initiative der SPD zur Etablierung einer Elite-Universität nach US-amerikanischen Vorbild in Deutschland setzte eine intensive Debatte über die Leistungsperformanz des deutschen Universitätssystems im internationalen Vergleich ein. In den Medien bildeten sich zwei konträre und in etwa gleich starke Positionen heraus, welche sich in den Frames „Pro Elite- bzw. Spitzenuniversität(en)“ sowie „Contra Elite- bzw. Spitzenuniversität(en)“ widerspiegeln. Dass sich viele Sprecheraussagen im Frame „Pro Elite“ den Bundespolitikern zuschreiben lassen, während die Sprecheraussagen im Frame „Contra Elite“ vielfach von den Landespolitikern stammen, entspricht der damaligen wissenschaftspolitischen Gesamtlage. Die Exzellenzinitiative von Bund und Ländern lässt sich als wissenschaftspolitischer Kompromiss interpretieren, welcher Aspekte beider Positionen berücksichtigt.

Abbildung 7.10.: Dynamik des medialen Framings der Förderung von Spitzenforschung an deutschen Universitäten



Die Exzellenz-Debatte gliedert sich in vier Phasen: den politischen Aushandlungsprozess der Exzellenzvereinbarung (Phase 2), das Entscheidungsverfahren zur ersten Programmphase der Exzellenzinitiative (Phase 3), die erste Programmphase der Exzellenzinitiative (Phase 4) sowie das Entscheidungsverfahren zur zweiten Programmphase der Exzellenzinitiative (Phase 5). Inhaltliche Konstante der Exzellenz-Debatte ist der Frame „Fördereffekte“, welcher die

Wirkungen der Exzellenzförderung für die Projektnehmer beschreibt und die Exzellenzinitiative mehrheitlich positiv bewertet. Zwar ist dieser Frame in keiner Phase dominant, aber als einziger Frame stets im medialen Diskurs vertreten.

Der Frame „Wettbewerbseffekte“ bildete sich erstmals in Phase 3 heraus. Er beschreibt die Wirkungen der wettbewerblichen Projektförderung bei der Exzellenzinitiative auf das deutsche Universitätssystem - und zwar durchaus kritisch: Verfahrenskritik und die Sorge um strukturelle Schäden für das deutsche Universitätssystem auf der einen Seite sowie der Nutzen des Wettbewerbsprinzips auf der anderen Seite resultieren bei diesem Frame in kontroversen Bewertungen der Exzellenzinitiative. Der Anteil dieses Frames an der medialen Exzellenz-Debatte nimmt im Zeitverlauf ab: Zwar stellen die „Wettbewerbseffekte“ in allen drei Phasen, in denen sie diskutiert wurden, den dominanten Frame. Aber während sich in Phase 3 mehr als zwei Drittel aller gerahmten Artikel diesem Frame zuordnen ließen, waren es in Phase 5 nur noch etwas mehr als ein Drittel. Als Grund dafür kommt die Abnahme des Nachrichtenwerts des Wettbewerbs um die Förderung von Spitzenforschung in Frage.

Außerdem ist in Phase 5 der Frame „Wissenschaftspolitik“ neu hinzugekommen, welcher zuvor nur in Phase 2 und nicht in den Phasen 3 und 4 im medialen Diskurs vorhanden war. Dieser Frame formt sich im medialen Diskurs offenbar im Fall wissenschaftspolitischer Unsicherheit hinsichtlich der Förderung von Spitzenforschung an deutschen Universitäten. So war in Phase 2 lange offen, ob sich die Wissenschaftspolitiker von Bund und Ländern auf eine Exzellenzvereinbarung einigen konnten. Und auch in Phase 5 setzte vor allem nach Bekanntgabe der Förderentscheidungen zur zweiten Programmphase der Exzellenzinitiative ein Diskurs über die Nachhaltigkeit der Förderung von Spitzenforschung ein. Die Veröffentlichung der *Perspektiven des deutschen Wissenschaftssystems* durch den Wissenschaftsrat Ende Juli 2013 steht exemplarisch für diese Diskussion. Die Entscheidung über die konkrete Ausgestaltung einer Bund-Länder-Initiative in Nachfolge der Exzellenzinitiative steht bis heute aus.

7.2.2.4. Visuelles Framing in der Exzellenz-Debatte

Sechs Tage nach Bekanntgabe der ersten Förderentscheidungen bei der Exzellenzinitiative überschrieben die *ZEIT*-Redakteure Schnabel u. Spiwak (2006, S. 41) ihren Aufmacher im Buch *Wissen* mit dem Titel „Die Topografie der Exzellenz“ und bildeten dazu oberhalb des Bruchs eine großflächige Deutschlandkarte ab (vgl. Abbildung 7.11¹⁵). Darauf zu sehen sind Universitäten, welche jeweils mittels eines ihrer besonders markanten Gebäude in der Landschaft verortet sind. Das Motiv der Ruhr-Universität Bochum ist zum Beispiel ihr architektonisch ansprechendes *Auditorium maximum*.

Aber nicht alle Universitäten sind in der Grafik zu finden: Von den 102 Universitäten, welche das Statistische Bundesamt (2005) im Wintersemester 2004/2005 in Deutschland zählte, waren nur 21 auf der Karte abgebildet. Ein Blick auf die Legende liefert dafür die Erklärung: Die Autoren machten auf der Karte nur solche Universitäten sichtbar, die bei der Exzellenzinitiative einen Antrag „durchgebracht“ hatten. Diese Fördererfolge sind auch in der Grafik markiert: Pro Graduiertenschule erhielten Universitäten einen Doktorhut und pro Exzellenzcluster eine Gruppe bunter Mensch-Ärgere-dich-nicht-Püppchen.

¹⁵ Aus der abgebildeten Seitenansicht ist eine großflächige Werbeanzeige entfernt worden.

Abbildung 7.11.: Berichterstattung der *ZEIT* vom 19. Oktober 2006 über die ersten Förderentscheidungen bei der Exzellenzinitiative (vgl. Schnabel u. Spiewak, 2006, S. 41, größtflächige Werbeanzeige am Seitenende entfernt)

19. Oktober 2006

DIE ZEIT Nr. 43

41

WISSEN

Jetzt reden wir!

Zum Abschluss der Serie »Patient Kind«
kommen die Kleinen selbst zu Wort.
Sie wissen mehr über ihre Krankheit,
als man ihnen zutraut. Seite 45



Die Topografie der Exzellenz

Mit der Kür der ersten Eliteuniversitäten verändert sich die deutsche Forschungslandschaft dramatisch. Wie Sieger und Verlierer die Zukunft planen **VON ULRICH SCHNABEL UND MARTIN SPIEWAK**

Zum Vergleich fällt Horst Hippler nur die Fußball-WM ein. »Als wäre Deutschland Weltmeister geworden, so ausgelassen sei die Stimmung gewesen, schwärmt der Rektor der Universität Karlsruhe. Studenten rannten über den Campus mit wehenden Fahnen, auf denen das Kürzel KIT (für Karlsruher Institut für Technologie) zu lesen war. Im Senatssaal stießen die Professoren mit Sekel an. Doch man nippte nur kurz: »Nach einer Stunde sind wir zurück an unsere Arbeit gegangen«, sagt Hippler. Merkte Wer zur Elite zählt, bleibt dem Labor keine Minute zu lang fern.

Auch in München brach Jubel aus, als die Ergebnisse der so genannten Exzellenzinitiative bekannt gegeben wurden. TU-Präsident Wolfgang Herrmann band sich eine Lederschürze um, zapfte ein Fass Helles an und gab das große Ziel aus: In fünf Jahren wolle man unter den besten 25 Hochschulen der Welt sein. So sicher war Herrmann seiner Sache gewesen, dass er die Siegesfeier bereits vor der Entscheidung der Jury angekündigt hatte.

Während sich in München und Karlsruhe die ersten »Eliteuniversitäten« feierten, gab es anderwo lange Gesichter. Denn nach der ersten Runde des Exzellenzwettbewerbs ist die deutsche Hochschulland-

schaft umgepflegt: Der Osten Deutschlands liegt fast brach, im Norden und Westen gibt es einige wenige Oasen, der Süden blüht. Dort beginnt man schon, von der Wertschöpfung zu träumen. In Karlsruhe etwa hofft man, dass das KIT künftig in einem Auenzug mit dem MIT, dem weltberühmten Technik-Institut im amerikanischen Massachussets, genannt wird.

Sind solche Vergleiche nicht lachhaft? Lenkt das ganze Getöse von Exzellenz nicht von der eigentlichen Not der finanziell unterversorgten deutschen Hochschulen ab, von überfüllten Hörsälen, schlecht ausgestatteten Bibliotheken, maroden Gebäuden? Die Kritik trifft zu: Das Gros der deutschen Professoren und Studenten wird von den 1,9 Milliarden Euro, die Bund und Länder im Elitewettbewerb vergeben, nichts haben (siehe Chancen S. 79). Doch um sie geht es in der Exzellenzinitiative gar nicht. Der Wettbewerb soll das deutsche Universitätssystem neu polen: von Gleichheit auf Elite. Das Ziel ist, einige wenige Hochschulen, höchstens zehn, aus der Masse herauszuheben. Sie sollen sich aufmachen, einst mit den Harvards und Oxfords dieser Welt zu konkurrieren – um die klügsten Studenten, die vielversprechendsten Jungforscher, die besten Professoren.

Damit wird der Exzellenzwettbewerb mehr verändern als jedes Hochschulgesetz. Schon die Ergebnisse der ersten Runde deklarierten Wissenschaft und Politik gleichermaßen: Bedeutung der Sieg zweier technischer Universitäten: das Ende der Volluniversität! Was wird aus den Geisteswissenschaften, deren Anträge fast sämtlich durchfielen? Müssen außeruniversitäre Einrichtungen wie etwa die Max-Planck-Institute langfristig um ihre Existenz bangen – und die Wissenschaft in der zweiten Exzellenzrunde um die Freiheit ihres Urteils?

Die Liste mit den gelben Punkten

Zwei Elitehochschulen aus München, keine einzige aus dem Norden; der Pächerproporz nicht gewahrt – politisch unkorrekter hätte das Urteil der Jury kaum ausfallen können. Dabei war oft befürchtet worden, der Wettbewerb werde am Ende nach regionalpolitischen Interessen entscheiden. Seit Januar 2004, als die SPD die Idee einer Eliteuniversität ins Spiel brachte, rangen Bund, Länder und Wissenschaft um das komplizierte Verfahren (siehe Seite 35). Am Ende bewahrte die Wissenschaft ihre Unabhängigkeit – allerdings um den

Preis eines Ekids, der den Elitewertlauf noch auf der Zielgeraden ins Straucheln brachte.

Schuld waren die Listen mit den gelben Punkten. Sie sollten all jene Fälle aufführen, in denen die Wissenschaft in ihren Beratungen zu keinem eindeutigen Urteil gefunden hatte. Für diese Streitfälle waren die Minister nach Bonn gerast. Hier konnten sie mitschüttern und sich – so die stille Hoffnung mancher – für die Anträge ihrer Landesuniversitäten in die Bresche werfen. Doch als die Minister am vergangenen Freitag in die Abschlussitzung kamen, fanden sie nur zwei Listen vor: positive Urteile (grün) und negative (rot). Die Wissenschaft hatte am Tag zuvor bis spät in den Abend hinein die strittigen Fälle selbst entschieden. Gelb fiel aus. »Wir waten wie vor den Kopf gestoßen«, sagt einer der diptierten Landesminister. Die Empörung wuchs, als deutlich wurde, dass auch Anträge der künftigen Elite-Unis unter den Zweifelfällen gestanden hatten. Besonders brisant war der Fall der TU München. Eine ihrer Graduiertenschulen war von den Gutachtern zunächst mit Rot bewertet worden – womit die TUM nach den Regeln des Wettbewerbs keine Chance auf Elitestatus mehr gehabt hätte. Erst im Laufe der wissenschaftlichen Diskussion wurde sie auf Grün gestellt. Erbooste Politiker sprachen

von »Kungsleg. Wissenschaftler sahen ihre Vorurteile gegenüber der Politik bestätigt. Wie kleine Jungen, die sich um ihr Weihnachtsgeschenk betrogen fühlen, hielten sich einige Minister aufgeführt, sagt ein Forscher. Die Sitzung musste unterbrochen werden. Am Ende verkündete Bundesforschungsministerin Schavan mit steinerner Miene, die Politik akzeptiere die Entscheidung der Wissenschaft. Sie sperre jedoch zehn Prozent der Mittel mit der Auflage, dass die nächste Entscheidungsrunde anders verlaufe.

Nur wie? Jede Änderung der Spielregeln setzte die Sieger der zweiten Runde dem Verdacht aus, sie hätten politische Nachhilfe nötig gehabt. Zudem ist der politische Manövrierraum gering. Nach dem entsprechenden Rechtsabkommen zur Exzellenzinitiative legt die Wissenschaft eine »abschließende Empfehlung« vor – genauso wie am Freitag geschehen. Allenfalls könnte man Minister als neutrale Beobachter an wissenschaftlichen Diskussionen teilnehmen lassen, heißt es im Wissenschaftsrat, um die Politik von der Glaubwürdigkeit der Voten zu überzeugen.

An der Neutralität der Entscheidung lassen gerade die unverdächtigsten ausländischen Mitglieder

Fortsetzung auf Seite 42

Universitäten mit „[p]rämierte[n] Zukunftskonzepten (’Elite-Unis’)“ setzten Schnabel und Spiewak sogar symbolisch eine funkelnde Krone aufs Dach. Ihre Gebäude sind zudem um ein Vielfaches größer abgebildet als die jener Universitäten, welche zwar für mindestens eine Graduiertenschule oder ein Exzellenzcluster eine Bewilligung erhielten, nicht aber für ein

Zukunftskonzept. Universitäten ohne Förderung in der Exzellenzinitiative bleiben in dieser Darstellung dagegen komplett unsichtbar: An der Stelle, an welcher man die TU Dortmund vermuten würde, grast zum Beispiel eine Kuh. Und da in der ersten Runde des Entscheidungsverfahrens zur ersten Programmphase der Exzellenzinitiative Universitäten aus dem Süden Deutschlands zudem generell einen Großteil der bewilligten Projekte zugesprochen bekamen, kippten die *ZEIT*-Autoren die Perspektive der Grafik kurzerhand so, dass der Süden - also Baden-Württemberg und Bayern - als neues Zentrum der Spitzenforschung in Deutschland gleich ins Auge springt. Der *teaser* zum Artikel bringt die journalistische Kernaussage der Grafik auf den Punkt: „Mit der Kür der ersten Eliteuniversitäten verändert sich die deutsche Forschungslandschaft dramatisch (ebd. 2006, S. 41).“

Eine solche Grafik mit dem Motiv der deutschen Forschungslandschaft erschien aber nicht nur in der *ZEIT*, sondern war ein wiederkehrendes Motiv der medialen Exzellenz-Debatte. Insgesamt konnten in den Analysemedien 25 solcher Abbildungen identifiziert werden¹⁶. Sie wurden u.a. auch in der *Süddeutschen Zeitung*, der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*, dem *Tagesspiegel* sowie in *Nature* und der *duz* abgedruckt. Mit einer Ausnahme erschienen alle Grafiken unmittelbar vor oder nach der Bekanntgabe von Entscheidungen in der Exzellenzinitiative. Da die Grafiken mit dem Motiv der deutschen Forschungslandschaft die mediale Exzellenz-Debatte also gewissermaßen systematisch ergänzen, wurden sie - entsprechend der Forderung von Geise u. a. (2013) - ebenfalls bei der Analyse des medialen Framings berücksichtigt.

Demnach ist das durch die Deutschlandkarten vermittelte visuelle Framing unabhängig vom Erscheinungsmedium oder dem Zeitpunkt der Veröffentlichung sehr homogen (vgl. Tabelle 7.16): 96 Prozent aller identifizierten Abbildungen mit dem Motiv der deutschen Forschungslandschaft lassen sich einem Frame „Sichtbarkeit“ zuordnen. Dieser Frame enthält nur drei Elemente: eine Problemdefinition, eine kausale Attribution und eine Bewertung. Thematisiert werden dabei drei Hauptthemen: die „Exzellenzinitiative von Bund und Ländern“, „Differenzierung“ sowie den „Wettbewerb um die Förderung von Spitzenforschung“. Konkret geht es um die systemischen Effekte der Exzellenzinitiative, die vertikale Differenzierung und die Effekte des Wettbewerbsprinzips der Exzellenzinitiative.

¹⁶In der zur Identifikation der Zeitungsbeiträge genutzten Pressedatenbank *Genios* werden die Artikeln zugehörigen Grafiken nicht standardisiert mitgeliefert. Es wurde deshalb ein zusätzlicher Rechschritt vorgenommen: Im Institut für Zeitungsforschung der Stadt Dortmund ließen sich die Originalausgaben der sechs deutschen Zeitungen, welche in der Untersuchung berücksichtigt worden waren, einsehen. Dazu wurden die unmittelbare Vor- und Nachberichterstattung zu den Förderentscheidungen der Exzellenzinitiative gezielt hinsichtlich ihrer Vollständigkeit geprüft. Denn zu diesem Anlass war die Veröffentlichung entsprechender Grafiken am wahrscheinlichsten. Die Prüfung jeden Artikels war aus forschungsökonomischen Gründen leider nicht möglich. Immerhin konnten durch die Recherche am Institut für Zeitungsforschung zusätzliche Grafiken zur deutschen Forschungslandschaft identifiziert und in der Analyse berücksichtigt werden. Speziell im Fall der *duz* ließen sich die Originalausgaben in der Universitätsbibliothek der TU Dortmund einsehen. Weniger Probleme bereitete die Recherche in *Nature* und *Science*, deren Artikel über die TU Dortmund im Original einsehbar waren.

Tabelle 7.16.: Visuelles Framing der medialen Exzellenz-Debatte

Frame-Element	Ausprägungen	Frame „Sichtbarkeit“
Problemdefinition	<i>Hauptthema</i>	
	Exzellenzinitiative	100 %
	Differenzierung	100 %
	Wettbewerb	100 %
	<i>assoziierter Nutzen</i>	
	Stärkung des dts. Universitätssystems	100 %
	Stärkung geförderter Universitäten	100 %
kausale Attribution	Nutzen des Wettbewerbsprinzips	100 %
	Steigerung der Forschungsperformanz	100 %
Bewertung	<i>Verantwortungszuweisung</i> Exzellenzinitiative	100 %
	Bewertung	
	Exzellenzinitiative	
	positiv	100 %
	negativ	-
Handlungsempfehlung	-	-
Anzahl Artikel im Cluster		24
prozentualer Anteil		96 %

Mit diesen Themen sind vier Nutzenbeschreibungen assoziiert¹⁷: die „Stärkung des deutschen Universitätssystems“, die „Stärkung geförderter Universitäten“, ein „Nutzen des Wettbewerbsprinzips“ sowie eine „Steigerung der Forschungsperformanz“. Bei den konkretisierten Nutzenbeschreibungen handelt es sich um die „Herausbildung international sichtbarer Spitzen“, „Reputation“, „Sichtbarmachung von Leistungsunterschieden im deutschen Universitätsystem“ sowie dem „Aufbau von Strukturen für die Förderung von Spitzenforschung“ an deutschen Universitäten. Die Kodierung der „Herausbildung international sichtbarer Spitzen“ sowie „Reputation“ erklärt sich aus den gewählten Markierungen in der Karte: Dabei handelte es sich im Fall der Zukunftskonzepte neben der von der *ZEIT* gewählten Krone auch um Doktorhüte oder um *Leuchttürme der Wissenschaft*. Auch die farbliche Markierung zu Auf- und Absteigern zum Beispiel in der Grafik in der *Süddeutschen Zeitung* wurde hinsichtlich der Reputationseffekte interpretiert (vgl. Abbildung 7.12).

Als kausale Attribution für die Nutzenbeschreibung wurde die Exzellenzinitiative kodiert,

¹⁷ Abweichend vom Vorgehen bei der Framing-Analyse der Zeitungstexte wurden bei visuellen Framing die Nennung von vier Nutzenbeschreibungen zugelassen. Grund dafür ist, dass die Landkarten weitestgehend einheitlich konzipiert waren und es keinen Grund gab, einen der vier genannten Nutzen nicht zu kodieren.

weil zum Beispiel die Sichtbarmachung von Leistungsunterschieden in der Forschung in diesen Karten stets über die drei Förderlinien der Exzellenzinitiative operationalisiert wird. Damit einher geht dann auch eine positive Bewertung der Exzellenzinitiative, die ja international sichtbare Spitzen schafft, Geförderten Reputation verleiht und den Aufbau von Strukturen für Spitzenforschung an den deutschen Universitäten fördert.

Abbildung 7.12.: Berichterstattung der *Süddeutschen Zeitung* über die Förderentscheidungen zur zweiten Programmphase der Exzellenzinitiative am 16.06.2012 (vgl. Preuß, 2012, S. 6)



Entscheidend für die Interpretation des Sichtbarkeits-Frames ist dessen Adressierung des im zweiten Kapitel von Foucaults Disziplinbegriff abgeleiteten Sichtbarkeitsmechanismus. Zur Erinnerung: Foucault (1977, S. 236) charakterisiert diesen Mechanismus als „vergleichend, differenzierend, hierarchisierend, homogenisierend, ausschließend.“

184

Die Exzellenzinitiative liefert Journalisten einen VERGLEICHSMASSTAB für die Forschungsperformanz deutscher Universitäten, indem sie diese mit Graduiertenschulen, Exzellenzclustern und Zukunftskonzepten fördert. Die damit assoziierte DIFFERENZIERUNG visualisieren die Deutschlandkarten durch die Markierung von Erfolgen in den drei Förderlinien. Damit einher geht eine HIERARCHISIERUNG der deutschen Universitäten in der öffentlichen Wahrnehmung, welche womöglich zu der vom Wissenschaftsrat identifizierten HOMOGENISIERUNG der Universitätsprofile beigetragen hat (vgl. Kapitel 2). Denn Universitäten, welche bei der Exzellenzinitiative nicht erfolgreich waren, werden in der öffentlichen Wahrnehmung als von Spitzenforschung AUSGESCHLOSSEN wahrgenommen. Damit kann dem visuellen Framing in Kombination mit dem medialen Framing der Exzellenz-Debatte also durchaus ein Beitrag zur Wirkung der Exzellenzinitiative zugeschrieben werden. Denn das visuelle Framing entspricht geradezu exemplarisch den von Foucault in Kapitel 2 abgeleiteten Sichtbarkeitsmechanismus.

Diese Form der Berichterstattung wurde von den Verfahrensorganisatoren sogar gezielt gefördert: Die DFG (2012a) fügte zum Beispiel im Anschluss an die Bekanntgabe der Förderentscheidungen 2012 ihrer elektronischen Pressemappe eine entsprechende Deutschlandkarte bei und regte den Abdruck solcher Grafiken in den Medien damit selbst gezielt an (vgl. Abbildung 7.14). Zwar finden sich darin keine symbolisch aufgeladenen Erfolgsdarstellungen wie Leuchttürme oder rote bzw. grüne Pfeile für Auf- bzw. Absteiger. Aber Leistungsunterschiede hinsichtlich der universitären Forschungsperformanz lassen sich auch daraus ablesen.

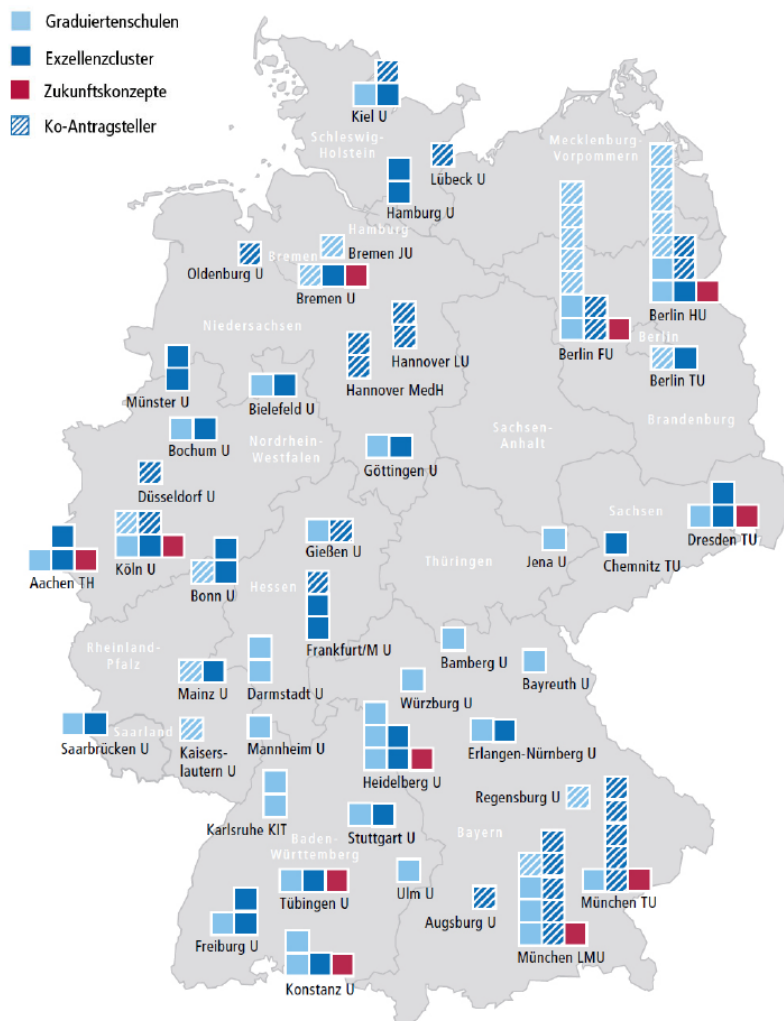
Nach Vorlage der Abbildungen 7.11 und 7.13 bewertete ein Rektor, an dessen Universität ein Zukunftskonzept gefördert wird, die Funktion medialer Sichtbarkeit universitärer Forschungsperformanz sogar ganz im Sinne der von Bourdieu postulierten Konzentrationsprozesse des Kapitals:

„Auf der anderen Seite darf man auch die Grafiken insgesamt nicht unterschätzen, weil das natürlich immer eine Frage der so genannten Reputation ist. Die Reputation ergibt sich natürlich zum einen aus der tatsächlichen inhaltlichen Arbeit. Aber die bekommt man dann eben vor allem in der wissenschaftlichen community. Heute ist Universität ja mehr als reine Wissenschafts-community, sondern es geht letztendlich immer auch um die Frage: Wie finanziert man eigentlich eine Universität? Und das sind nicht nur die Grundmittel, sondern eben auch die so genannten Drittmittel und vielleicht auch noch irgendwelche anderen Mittel, die von privaten Spendern etc. kommen. Und da ist es natürlich schon wichtig, dass man als Universität wahrgenommen wird - auch außerhalb der Wissenschafts-community. In der Politik selber natürlich, in der Gesellschaft, in der man sich sozusagen befindet, also regional bezogen und in Bezug auf die Frage Drittmittelakquisition. Da zählt die Reputation ja auch mit dazu. Natürlich auch in der nationalen und internationalen Sichtbarkeit. Und gerade durch die Reputation und die Aufmerksamkeit, die man dadurch generiert, zieht man ja auch andere Leute an als wenn man ein völlig unbekanntes, hässliches, kleines Entlein wäre (...) Ich würde das nicht Reputationseffekt nennen, sondern eher Reputationsverstärkungseffekt.“
(P1)

7. Exzellenz in den Medien

Abbildung 7.14.: Deutschlandkarte in der elektronischen Pressemappe der DFG (2012a) anlässlich der Pressekonferenz zur Bekanntgabe der Förderentscheidungen zur zweiten Programmphase der Exzellenzinitiative

Entscheidungen in der Exzellenzinitiative (15. Juni 2012)



Deutsche Forschungsgemeinschaft
Kennedyallee 40 · 53175 Bonn · Postanschrift: 53170 Bonn
Telefon: + 49 228 885-1 · Telefax: + 49 228 885-2777 · postmaster@dfg.de · www.dfg.de



Der befragte Rektor betont also ausdrücklich die Bedeutung symbolischen Kapitals für die weitere Kapitalakkumulation (Anwerben von Wissenschaftlern, Einwerben weiterer Dritt-

mittel). Im Fall der Exzellenzinitiative tragen die Medien also dazu bei, das neu gewonnene symbolische Kapital in einer breiteren Öffentlichkeit bekannt zu machen. Die Berichterstattung wirkt also wie ein Katalysator, wobei die zu Grunde liegende Reputation das Resultat der Wahrnehmung und Anerkennung durch dafür kompetente Forscherkollegen bleibt. Damit lassen sich die während der Exzellenz-Debatte erschienenen Grafiken als mediales Quasi-Ranking der deutschen Universitäten hinsichtlich der Leistungsdimension Forschung interpretieren. Die Deutschlandkarten veranschaulichen auf sehr eingängige Art und Weise die in den beiden wichtigsten Frames „Fördereffekte“ und „Wettbewerbseffekte“ diskutierten Argumente.

7.2.2.5. Bewertung der Exzellenzinitiative

Die Framing-Analyse der Exzellenz-Debatte hat drei Frames sichtbar gemacht, welche die Exzellenzinitiative von Bund und Ländern inhaltlich zum Teil sehr abwägend und differenziert bewerten. Wie aber positionieren sich die Analysemedien selbst innerhalb der Exzellenz-Debatte gegenüber dem Förderinstrument Exzellenzinitiative? Hinweise darauf liefern der direkte und der indirekte Neutralitätsindex, deren Werte - differenziert nach den Analysemedien - in Tabelle 7.17 abgebildet sind.

Tabelle 7.17.: Direkter und indirekter Neutralitätsindex pro Analysemedium

Titel	direkter Neutralitätsindex	indirekter Neutralitätsindex
<i>FAZ</i>	-0,59	0,32
<i>Süddeutsche Zeitung</i>	0,09	0,44
<i>DIE ZEIT</i>	0,68	0,34
<i>Die Welt</i>	0,6	0,375
<i>taz</i>	-0,33	-0,14
<i>Der Tagesspiegel</i>	0,11	0,03

Der direkte Neutralitätsindex liefert ein differenziertes Bild hinsichtlich der Bewertung der Exzellenzinitiative durch die Journalisten: Auf der einen Seite sind die Werte für die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* sowie die *taz* negativ, d.h. die Exzellenzinitiative wird in der Berichterstattung dieser beiden Analysemedien als wissenschaftspolitisches Förderinstrument überwiegend negativ dargestellt. Auf der anderen Seite wird das Einstellungsobjekt in der *ZEIT* und in der *Welt* überwiegend positiv dargestellt. Im *Tagesspiegel* und der *Süddeutschen Zeitung* ist die Berichterstattung dagegen relativ neutral.

Die Werte des indirekten Neutralitätsindex, welcher als Indikator für die Bewertung des Einstellungsobjekts durch die im jeweiligen Analysemedium zu Wort kommenden Akteure gilt, sind dagegen mehrheitlich positiv. Das gilt für die Berichterstattung in der *Süddeutschen Zeitung*, der *Welt*, der *ZEIT* sowie der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*. Der *Tagesspiegel* berichtet erneut weitestgehend neutral. Einzig die *taz* weist eine leicht negative Tendenz auf, welche aber noch relativ gering ausfällt.

Auffällig ist vor allem die große Diskrepanz zwischen dem direkten und indirekten Neutralitätsindex bei der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*. Eine Erklärung dafür ist, dass im medialen Diskurs mehrheitlich Vertreter der Politik, der Verfahrensorganisatoren sowie der

7. Exzellenz in den Medien

Universitätsleitungen zu Wort kommen, welche mehr oder weniger von diesem Forschungsförderprogramm profitieren. Dagegen wurde schon in Kapitel 7.1 beschrieben, dass es - trotz eines von den Journalisten wahrgenommenen Grummels an der wissenschaftlichen Basis - schwer war, kritische Stimmen zur Exzellenzinitiative zu finden.

Die Ergebnisse zum direkten Neutralitätsindex dokumentieren, dass die Exzellenzinitiative als wissenschaftspolitisches Forschungsförderprogramm durch die Journalisten sehr unterschiedlich bewertet wird.

7.2.3. Zwischenfazit

Das von Gerhards u. Schäfer (2011, S. 36) vorgeschlagene Modell einer *gesellschaftlich kontextualisierten wissenschaftlichen Öffentlichkeit* fordert - wie in Kapitel 4 beschrieben - „eine pluralistische Debatte mit unterschiedlichen Akteuren, auch kritischen Bewertungen und vielen, unterschiedlichen Deutungen.“ Im Fall von Elite-Diskurs und Exzellenz-Debatte bewertete dagegen Richard Münch (2009, S. 487) die mediale Berichterstattung als bloße „Begleitmusik“ einer unter der Bedingung der Mediengesellschaft durch „Sprechblasen“ (ebd. 2009, S. 491) geprägten Wissenschaftspolitik (vgl. Kapitel 2). Die in diesem Kapitel vorgestellten Resultate legen nun aber ein differenzierteres Bild über Funktion und Wirkung der Medien im Diskurs über die Förderung von Spitzenforschung an deutschen Universitäten nahe.

Die Ergebnisse der Analyse des medialen Framings dokumentieren mit Blick auf die zweite Forschungsfrage, dass die Medien sogar sehr kontrovers über den Analysegegenstand berichtet haben: Auf der einen Seite beschreibt der Frame „Fördereffekte“ positiv wahrgenommene Wirkungen der Exzellenzinitiative für die geförderten Universitäten. Auf der anderen Seite wägt der Frame „Wettbewerbseffekte“ negativ wahrgenommene Wirkungen der Exzellenzinitiative auf das deutsche Universitätssystem mit positiven Wirkungen ab. Zudem dokumentiert der Frame „Wissenschaftspolitik“, dass der wissenschaftspolitische Journalismus wissenschaftspolitische Aushandlungsprozesse bei gegebenem Anlass kritisch begleitet. Diese Einschätzung wird auch durch das mediale Framing während des Elite-Diskurses gestützt.

Zudem dokumentieren die zwischen den Analysemedien divergierenden Bewertungstendenzen für die Idee einer oder mehrerer Elite-Universitäten nach US-amerikanischen Vorbild bzw. für die Exzellenzinitiative die Pluralität von Elite-Diskurs und Exzellenz-Debatte. Ob positiv, neutral oder negativ: Das Bewertungsspektrum wird von den berücksichtigten Zeitungstiteln jeweils vollständig abgedeckt.

Selbst Münchs Kritik an der Struktur der in der medialen Exzellenz-Debatte zu Wort kommenden Akteure lässt sich empirisch nur zum Teil bestätigen: Zwar wurde tatsächlich eine sehr geringe Repräsentierung von Studierenden nachgewiesen. Dass aber die wissenschaftliche Basis nicht zu Wort kommt, kann so nicht stehen gelassen werden: Gerade Richard Münch übernimmt in der medialen Exzellenz-Debatte eine Ventil-Funktion, über welche die Bedenken der wissenschaftlichen Basis gegenüber der Exzellenzinitiative zum Ausdruck kommen.

Deshalb ist zu konstatieren, dass die Medien durchaus ein Master-Forum im Sinne des normativen Modells einer *gesellschaftlich kontextualisierten wissenschaftlichen Öffentlichkeit* zur Verfügung gestellt haben. Ob die dort in einem gesamtgesellschaftlichen Aushandlungsprozess entwickelten Positionen dann aber in den tatsächlichen wissenschaftspolitischen Entscheidungsprozessen berücksichtigt wurden, ist noch zu prüfen. Die zugehörige Forschungsfrage

kann an dieser Stelle deshalb noch nicht abschließend diskutiert werden.

Dagegen dokumentieren die Ergebnisse der Analyse des visuellen Framings in der Exzellenz-Debatte, dass die mediale Berichterstattung - wie es in der ersten Forschungsfrage formuliert war - Argumentationsmuster entsprechend des von Foucault abgeleiteten Sichtbarkeitsmechanismus enthält. Der Frame „Sichtbarkeit“ kombiniert Elemente der beiden Frames „Förder-“ sowie „Wettbewerbseffekte“ und veranschaulicht die Wirkungen der Exzellenzinitiative in Form von Landkarten. Diese Landkarten sind hinsichtlich der universitären Leistungsdimension Forschung VERGLEICHEND, HIERARCHISIEREND, DIFFERENZIEREND, HOMOGENISIEREND und AUSSCHLIESSEND. Die Interviews mit den Rektoren der Universitäten lieferten Hinweise darauf, dass diese Form der Darstellung nicht zu unterschätzende Rückwirkungen auf die Wahrnehmung der deutschen Universitäten hat.

7. *Exzellenz in den Medien*

8. Fragilität wissenschaftlicher Exzellenz

8.1. Die Perspektive der Medien

8.1.1. Kriterien wissenschaftlicher Exzellenz in den Medien

Die in der medialen Berichterstattung kodierten Kriterien wissenschaftlicher Exzellenz waren zuvor jeweils in Anlehnung an die Ausschreibungen von DFG und Wissenschaftsrat und für die Förderlinien Graduiertenschulen und Exzellenzcluster in Übereinstimmung mit der Studie von Möller u. a. (2012) operationalisiert worden. Die Ergebnisse der Häufigkeitsanalyse bestätigen den Eindruck, dass Zukunftskonzepte stärker im Fokus der medialen Öffentlichkeit standen als Graduiertenschulen und Exzellenzcluster. Demnach gibt es für die Zukunftskonzepte 336 Kriterien-Nennungen. Dagegen finden sich nur 46 Kriterien-Nennungen für Graduiertenschulen und 86 Kriterien-Nennungen für Exzellenzcluster.

Graduiertenschulen Die wenigsten Charakterisierungen der Kriterien wissenschaftlicher Exzellenz finden sich in der medialen Berichterstattung für Graduiertenschulen (46 Kriterien-Nennungen). Bei den am häufigsten genannten Kriterien handelt es sich um die „fächerübergreifende Ausrichtung und Mehrwert durch Interdisziplinarität“ (28,3 Prozent) sowie den „Mehrwert durch Kooperation mit weiteren Einrichtungen“ (26,1 Prozent). Es folgen die „Qualität und Attraktivität des Qualifizierungsprogramms“ (15,1 Prozent) sowie mit einem nur geringen Anteil die „Qualität der beteiligten Wissenschaftler“, die „Qualität des wissenschaftlichen Umfelds“ sowie der „Beitrag zum wissenschaftlichen Profil der Hochschule“ (jeweils 6,5 Prozent). Ebenfalls genannt wurden noch die Kriterien „Rekrutierung, Betreuungskonzept und Status der Promovierenden“ (4,3 Prozent) sowie „bisherige Erfolge in der Promotionsförderung“, „internationale Vernetzung“ und „Konzepte der Gleichstellung“ (je 2,2 Prozent).

Exzellenzcluster Aus medialer Perspektive stellt der „Mehrwert durch Kooperationen mit anderen Einrichtungen“ das wichtigste Auswahlkriterium für Exzellenzcluster dar. Dieses Ergebnis korrespondiert mit dem Nutzen der „Stärkung des deutschen Universitätssystems“ und der Konkretisierung „wider die Versäulung der deutschen Wissenschaftssystems“ (vgl. Kapitel 7.2.2). Das am zweithäufigsten genannte Kriterium stellt der „Mehrwert durch Interdisziplinarität“ dar. Damit stimmt die mediale Bedeutung der beiden während der Exzellenz-Debatte am häufigsten genannten Kriterien von Graduiertenschulen und Exzellenzclustern - wenngleich mit unterschiedlicher Gewichtung - überein.

Es folgen als weitere genannte Kriterien der „Anwendungsbezug und Erkenntnistransfer“ (10,5 Prozent) und die „Qualität des Forschungsprogramms im internationalen Vergleich“ (sieben Prozent). Weniger prominent wurden als Kriterien genannt: „Kooperationen im In- und

8. Fragilität wissenschaftlicher Exzellenz

Ausland“ (3,5 Prozent), „Auswirkungen auf die universitäre Strukturentwicklung“ (2,3 Prozent) sowie „Originalität und Risikobereitschaft“, „Auswirkungen auf das Forschungsgebiet“, „Qualität der beteiligten Wissenschaftler“, „Konzepte der Nachwuchsförderung“, „Konzepte der Gleichstellung“ und „Organisation, Management und Infrastruktur“ (1,2 Prozent).

Zukunftskonzepte Bei den Zukunftskonzepten verteilen sich die Häufigkeiten relativ gleichmäßig auf die Förderkriterien: Zuvorderst stehen die „wissenschaftlichen Leistungen der Universität“ mit einem Anteil von 17,3 Prozent an allen Nennungen. Es folgen die „Attraktivität der Rahmenbedingungen für Spitzenforscher auf allen Karrierestufen“ (14,6 Prozent) und „Exzellenz in verschiedenen profilbildenden Bereichen“ (11,9 Prozent). Ebenfalls werden „Projektorganisation und Management“ sowie „Potenzial der Universität für nachhaltigen Ausbau der Spitzenforschung“ genannt (jeweils 10,1 Prozent). Es folgen „internationale Verflechtung“ und „Kooperationen mit außeruniversitären Partnern“ (je 8,6 Prozent). Abschließend wurden noch das „Potenzial für Spitzenforschung als Institution nach internationalem Maßstab“ (4,8 Prozent), „Qualität von Konzepten zur forschungsorientierten Lehre“, „Plausibilität des Zukunftskonzepts“ (jeweils 4,5 Prozent), „Reputation der Universität“ (3,3 Prozent) sowie die „Größe der Universität“ (1,8 Prozent) genannt.

8.1.2. Mediales Framing fragiler wissenschaftlicher Exzellenz

Die Analyse des medialen Framings der Exzellenz-Debatte dokumentiert, dass die „Fragilität der Förderentscheidungen“ als Schaden im Frame „Wettbewerbseffekte“ prominent gerahmt ist. Nimmt man - wie in Kapitel 7.2.2.2 - die gesamte Exzellenz-Debatte als Grundlage, beträgt der Anteil der Schaden-Nennungen an allen in diesem Frame gerahmten Artikeln 39,3 Prozent. Das bedeutet, dass das Entscheidungsverfahren der Exzellenzinitiative in mehr als einem Drittel der in diesem Frame gerahmten Artikel als problematisch dargestellt wurde.

Dabei handelt es sich wiederum in einem Drittel der Fälle um die Wahrnehmung einer „Benachteiligung der Geistes- und Sozialwissenschaften“ im Rahmen des Entscheidungsfindungsprozesses der Exzellenzinitiative (32,4 Prozent). Es folgen die „Intransparenz des Verfahrens“ (18 Prozent) sowie die „Benachteiligung von Universitäten finanzschwächerer Bundesländer“ (11,5 Prozent). Außerdem wurden genannt: „politische Einflussnahme auf die Förderentscheidungen“ (7,2 Prozent), die „Benachteiligung kleiner Universitäten“, „Abweichungen bei den Förderentscheidungen vom Begutachtungsergebnis“, „Benachteiligung der Universitäten forschungsschwacher Bundesländer“ (jeweils 5,8 Prozent), eine als solche wahrgenommene „mangelnde Eignung der Gutachtenden“ (4,3 Prozent), die vor allem vom Soziologen Richard Münch beklagte „Herausbildung von Monopolstrukturen in der Forschungsförderung“ (2,2 Prozent) sowie die „Benachteiligung kleiner Fächer“ im Entscheidungsverfahren der Exzellenzinitiative (0,5 Prozent). Der Anteil nicht weiter konkretisierter Schaden-Beschreibungen beträgt 6,5 Prozent aller in diesem Frame gerahmten Artikel.

Viele dieser Konkretisierungen des Schadens „Fragilität wissenschaftlicher Exzellenz“ adressieren die Fairness der Förderentscheidungen. Und tatsächlich stoßen Verfahren, die auf dem Peer Review basieren, an ihre Grenzen. Ein Vorsitzender des Bewilligungsausschusses beschreibt das Problem der Entscheidungsfindung bei der Exzellenzinitiative wie folgt:

„Das ist ja ein Peer-basiertes Verfahren. Und am Ende - das muss man sich auch immer wieder klar machen - muss man Äpfel mit Birnen vergleichen. Sie müssen ein geisteswissenschaftliches Exzellenzcluster mit einem Informatik-Cluster oder mit einem Chemie-Cluster vergleichen. Wie machen Sie das? Das kriegen Sie eigentlich nur in einem Gremium hin, wo Sie Leute haben, die alle Fachgebiete gut einschätzen können. Die aber auch gelernt haben, wie man über den eigenen fachlichen Tellerrand schaut, wie man erkennt, ob etwas gut ist oder nicht, auch wenn es nicht im eigenen Fach ist. Und jetzt wird klar: Wir kommen dabei aber unweigerlich auch in den Einschätzungsbereich hinein. In einen Bereich also, wo die im Gremium beteiligten Personen letztlich entscheidend sind für die getroffenen Entscheidungen, ein Bereich also, wo Objektivierbarkeit grundsätzlich an Grenzen stößt. Mit anderen Worten: Wenn Sie das Gremium halb austauschen würden, dann kriegen Sie in Grenzfällen - nicht in den klaren Ja/Nein-Fällen, im Grenzbe-
reich, der in jedem Verfahren da ist - andere Entscheidungen. Und das ist bei jedem Peer Review-Verfahren so. Wenn Sie einen Artikel zu einer Zeitschrift einreichen, dann haben Sie mal Pech und erwischen Kollegen, die aus irgendwelchen Gründen eine Arbeit schlechter bewerten als andere. Das ist eben eine unvermeidbare Schwäche des Peer Reviews. Was haben wir gemacht in der Exzellenzinitiative, um dagegen anzugehen? (...) [W]ir machten einen indikatorengestützten Peer Review, d.h. wir sammelten zunächst Daten zusammen, die objektivierbar sind. Aus ihnen wurden nicht viele, sondern robuste Indikatoren abgeleitet, die als Basis der Einschätzung der Peers dienen konnten. Und Einschätzung der Peers heißt am Ende dann eben auch Abwägungsprozesse gemeinsam in der Gruppe nach einem wissenschaftlichen Diskurs zu treffen. Auf dem Weg dahin - was viel, viel wichtiger ist - wird tatsächlich auch über die Indikatoren hinaus die Qualität der Wissenschaft nach eigener Einschätzung bewertet (...) Ich muss noch einmal betonen, dass die Grenzen der Objektivierbarkeit nicht mit Beliebigkeit gleichgesetzt werden dürfen. Das ist ganz, ganz wichtig. Sondern das sind einfach natürliche Grenzen eines jeden Bewertungsverfahrens, die man nicht überwinden kann und daher akzeptieren muss.“ (B2)

Das Ziel des komplexen Entscheidungsfindungsverfahrens bestand demnach darin, diesen Unsicherheitsfaktor zu minimieren - und zwar nach Angaben eines befragten hochrangigen Mitglieds des Bewilligungsausschusses durch das Verfahren selbst: durch die verschiedenen Stufen, bei denen jeder Schritt für sich unabhängig ist. Der Befragte interpretierte dies als eine Gewaltenteilung zwischen Bewerten, Empfehlen und Entscheiden.

Dieser Entscheidungsprozess und seine Stufenförmigkeit war bereits im dritten Kapitel ausführlich beschrieben worden. Mit Blick auf die oben vorgenommene Phaseneinteilung der medialen Exzellenz-Debatte war die kritische Diskussion des Entscheidungsverfahrens der Exzellenzinitiative vor allem in der dritten und fünften Phase Gegenstand der Berichterstattung. Diese Phasen beinhalten - wenig überraschend - die Förderentscheidungen zur ersten bzw. zweiten Programmphase der Exzellenzinitiative. Dabei fällt auf, dass die Intensität der medialen Diskussion der „Fragilität der Förderentscheidungen“ abgenommen hat: Während der dritten Phase der medialen Exzellenz-Debatte lag der Anteil der in diesem Frame gerahm-

8. Fragilität wissenschaftlicher Exzellenz

ten Artikel bei 36,8 Prozent. Dagegen betrug der Anteil der Schaden-Nennung „Fragilität wissenschaftlicher Exzellenz“ in der fünften Phase nur noch 26,9 Prozent. Das entspricht einem Rückgang von etwa zehn Prozentpunkten. Dieser Rückgang lässt sich nicht allein mit der Abnahme des Neuigkeitswerts der Förderentscheidungen bei der Exzellenzinitiative erklären. Vielmehr dürfte auch der Nachrichtenfaktor „Streit / Konflikt“ weniger stark ausgeprägt gewesen sein. Das wird im folgenden Kapitel noch zu zeigen sein.

8.2. Die Perspektive der Antragsteller

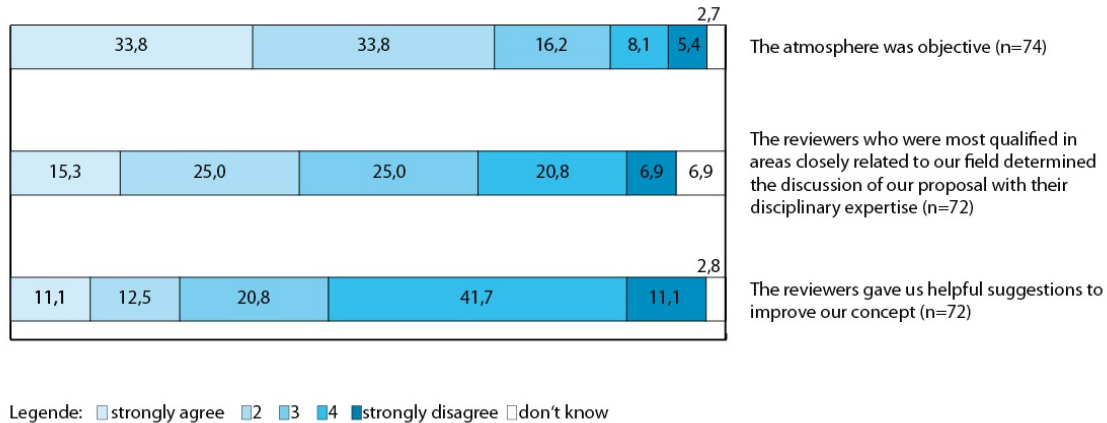
Dieser Abschnitt beinhaltet die Ergebnisse einer Antragstellerbefragung. Dazu war eine Online-Befragung jener Personen vorgenommen worden, welche einen Vollantrag während des Panel Peer Review im Rahmen des Begutachtungsverfahrens zur zweiten Programmphase der Exzellenzinitiative vertraten. Die Ergebnisse liefern Hinweise auf die Wahrnehmung des Entscheidungsverfahrens durch Geförderte und nicht-Geförderte.

8.2.1. Wahrnehmung der Diskussionskultur

Die wissenschaftliche Begutachtung stellt ein wesentliches Element der Wissenschaftskommunikation im Entscheidungsverfahren der Exzellenzinitiative dar. Im Rahmen eines Panel Peer Review stellten die Antragsteller der Gutachtergruppe ihre Projektvorschläge zunächst in Form von Präsentationen vor, um sie anschließend mit den Peers zu diskutieren. Dabei handelt es sich also um eine Konstellation wechselseitiger Beobachtungen. Etwa zwei Drittel der Befragten stimmten zu (33,8 Prozent) oder stark zu (33,8 Prozent), dass die Atmosphäre im Rahmen des Panels sachlich war; nur ein geringer Anteil der Befragten widersprach (8,1 Prozent) oder widersprach ausdrücklich (5,4 Prozent, vgl. Abbildung 8.1).

Hinweise auf die Gesprächsdynamiken liefert eine Frage nach der Rollenwahrnehmung einzelner Gutachtenden: 40,3 Prozent der Teilnehmer stimmten der Aussage zu (25 Prozent) oder stark zu (15,3 Prozent), dass jene Peers, welche fachlich in den an ihren jeweiligen Antrag angrenzenden Bereich besonders qualifiziert sind, die Diskussion mit ihrer disziplinären Expertise bestimmten. Ein Viertel war unentschieden (25 Prozent) und etwa ein weiteres Viertel widersprach dieser Aussage (20,8 Prozent) oder widersprach sogar ausdrücklich (6,9 Prozent).

Im Fall der Manuskriptbegutachtung lässt sich das Peer Review als Teil der Wissensproduktion interpretieren, weil die Vorschläge der Gutachtenden idealerweise neue Anregungen zur Verbesserung der jeweiligen Forschungsarbeit geben. Konsequenterweise ist im Fall der Forschungsförderung danach zu fragen, ob die Antragsteller ebenfalls wertvolle Hinweise von den Gutachtenden für ihre Projektvorschläge erhielten - sei es in Bezug auf die Forschungsarbeit oder mit Blick auf die strukturellen Maßnahmen. Die Antworten der Befragungsteilnehmer auf diese Frage fiel indes skeptischer aus als bei den beiden vorherigen *Items*: Knapp ein Viertel der Antragsteller stimmten der Aussage zu oder stark zu, dass die Peers ihnen hilfreiche Vorschläge zur Verbesserung ihres Konzepts gegeben hätten; weitere 20,8 Prozent wählten bei dieser Frage die mittlere Antwortkategorie. Dem widersprachen 41,7 Prozent der Teilnehmer und weitere 11,1 Prozent sogar stark.

Abbildung 8.1.: *How would you characterize the discussion of your proposal during the panel peer review? (Antworten in %)*

Eine zweite Item-Batterie adressierte die Wahrnehmung der Gutachtenden durch die Antragsteller: Mehr als zwei Drittel der Befragungsteilnehmer stimmten der Aussage zu (39,7 Prozent) oder sogar sehr zu (38,4 Prozent), dass die internationale Proportion der Gutachtenden im Panel angemessen war; etwa zehn Prozent waren diesbezüglich eher unentschieden und weitere 2,7 Prozent widersprachen bzw. 4,1 Prozent widersprachen sehr (vgl. Abbildung 8.2).

Mehr als die Hälfte der Befragten schätzte die Peers als ausgewiesene Experten in ihren Forschungsfeld ein: 26,8 Prozent der Befragungsteilnehmer stimmte der entsprechenden Aussage zu und weitere 25,4 Prozent stimmten ihr sogar sehr zu; Widerspruch kam von etwa 15 Prozent der Teilnehmenden.

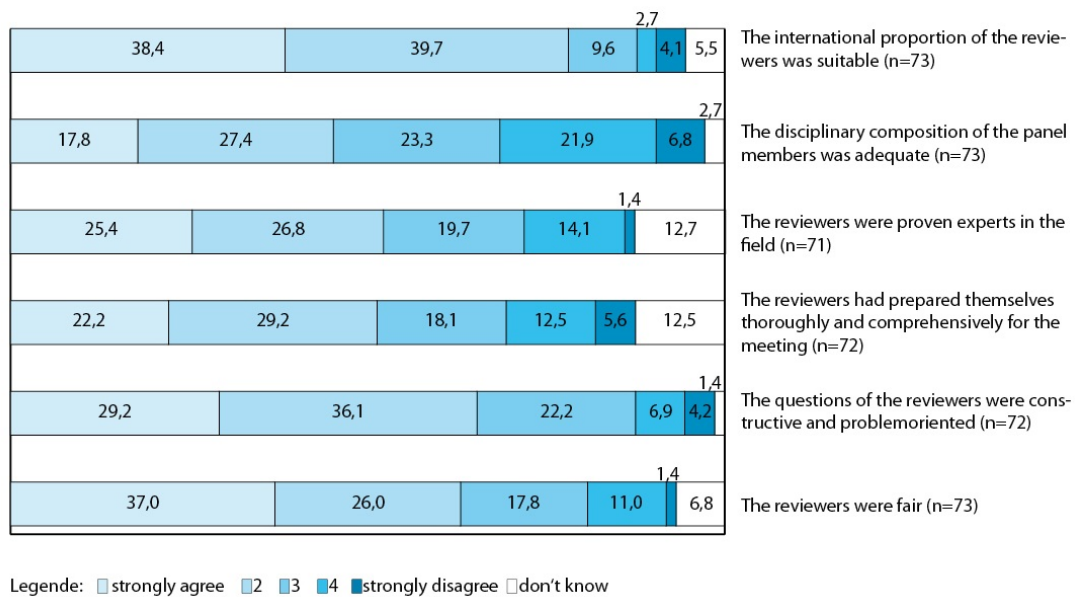
Auch hinsichtlich der Vorbereitung stellten die Antragsteller den Gutachtenden ein mehrheitlich positives Zeugnis aus: 29,2 Prozent der Befragten stimmten der Aussage zu, dass sich die Peers gründlich auf die Begutachtung vorbereitet hatten; weitere 22,2 Prozent stimmten diesem *statement* sogar sehr zu. 18,1 Prozent der Befragungsteilnehmer wählten die Mittelkategorie. Dagegen widersprachen dieser Aussage 12,5 Prozent und weitere 5,6 Prozent widersprachen sehr.

Die Fragestellung der Gutachtenden wurde durch die Antragsteller ebenfalls mehrheitlich positiv bewertet: 36,1 Prozent der Befragten stimmten der Aussage zu, dass die Fragen konstruktiv und problembezogen waren; weitere 29,2 Prozent stimmten dieser Aussage sogar sehr zu. Die mittlere Antwortkategorie wählten in diesem Fall 22,2 Prozent. Widerspruch (6,2 Prozent) und starker Widerspruch (4,2 Prozent) waren dagegen gering.

Darüber hinaus schätzten die Antragsteller die Gutachtenden mehrheitlich als fair ein: 26 Prozent stimmten dieser Aussage zu und weitere 37 Prozent stimmten dieser Aussage sogar sehr zu. Die Mittelkategorie wählten 17,8 Prozent. Elf Prozent widersprachen der Aussage und ein geringer Anteil von 1,4 Prozent widersprach sogar sehr.

8. Fragilität wissenschaftlicher Exzellenz

Abbildung 8.2.: *How do you consider the competence of the reviewers? (Antworten in %)*



Am kritischsten wurde die disziplinäre Zusammensetzung der Gutachtergruppen von den Antragstellern beurteilt: Aber auch in diesem Fall stimmten noch knapp die Hälfte der Befragungsteilnehmer der Aussage zu, dass die disziplinäre Zusammensetzung des Panels adäquat war. Ein knappes Viertel wählte die Mittelkategorie. Dagegen widersprachen dieser Aussage 21,9 Prozent und weitere 6,8 Prozent widersprachen ihr sogar sehr.

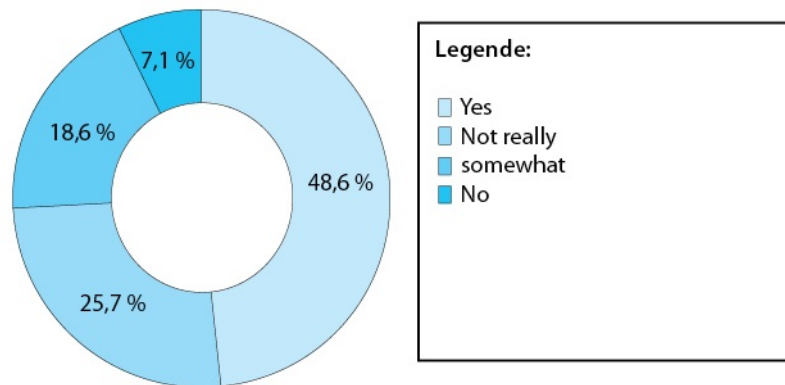
Insgesamt liefern die hier vorgestellten Ergebnisse damit Hinweise darauf, dass die Gruppenbegutachtung der Vollanträge im Rahmen der Exzellenzinitiative durch die Antragsteller durchaus positiv bewertet wurde - und zwar sowohl hinsichtlich der Diskussionskultur im Panel im Allgemeinen, als auch hinsichtlich der Qualifikation der Gutachtenden. Damit widersprechen die Ergebnisse der auch medial wiederholt zitierten anekdotischen Evidenz, welche Defizite bei der Begutachtung nahe legte. Gleichwohl soll an dieser Stelle noch einmal darauf hingewiesen werden, dass die vorgenommene Befragung keinen Anspruch auf Repräsentativität erheben kann. Dennoch liefern die Ergebnisse Einblicke in diese spezielle Form der Wissenschaftskommunikation bei der Exzellenzinitiative.

8.2.2. Wahrnehmung des Entscheidungsverfahrens

Neben den Eindrücken zur Diskussionskultur bei der Gruppenbegutachtung im Speziellen waren die Antragsteller auch um eine Einschätzung hinsichtlich des Entscheidungsverfahrens im Allgemeinen gebeten worden. Im Vorfeld des Entscheidungsverfahrens zur zweiten Programmphase war ein Thema, dass Fortsetzungs- und Neuanträge in einem gemeinsamen Prozess miteinander um Förderbewilligung konkurrierten. Die Antragsteller sahen darin eher kein Problem: Fast die Hälfte aller Befragten (48,6 Prozent) fanden die Bearbeitung von Neuanträgen und Fortsetzungsanträgen in einem gemeinsamen Entscheidungsprozess adäquat und

weitere 18,6 Prozent einigermaßen adäquat (vgl. Abb. 9.3). Dagegen bewertete ein Viertel dieses Vorgehen als nicht wirklich adäquat (25,7 Prozent) oder nicht adäquat (7,1 Prozent).

Abbildung 8.3.: *Renewal proposals and initial proposals were dealt with in a single review process. Do you find this adequate? (Antworten in %, n = 70)*



Darüber hinaus waren die Antragsteller danach gefragt worden, wie sie das Begutachtungsverfahren der Exzellenzinitiative generell bewerteten. Demnach beurteilten sieben Prozent das Begutachtungsverfahren der Exzellenzinitiative als sehr geeignet, um die besten Projekte zu identifizieren. Ein weiteres Drittel schätzte den Prozess immer noch als geeignet ein. Die Mittelkategorie war von knapp einem Viertel der Befragten gewählt worden (23,9 Prozent). Ein weiteres Fünftel der Teilnehmer (21,1 Prozent) hielt den Begutachtungsprozess dagegen eher nicht als geeignet, 2,8 Prozent sogar überhaupt nicht.

Auffällig ist an dieser Stelle ein hoher Anteil von Personen, die sich eine Bewertung nicht zugetraut haben (11,3 Prozent). Eine genauere Analyse der Zusammensetzung speziell dieser Befragungsteilnehmer zeigte, dass es sich dabei mehrheitlich um Doktoranden handelte. Eine Erklärung für ihr Antwortverhalten wäre, dass sich diese Teilnehmergruppe eine Bewertung dieser Frage nicht zugetraut hatte.

Abbildung 8.4.: *In your opinion, how suitable is the review process of the Excellence Initiative in identifying the best projects? (Antworten in %, n = 71)*



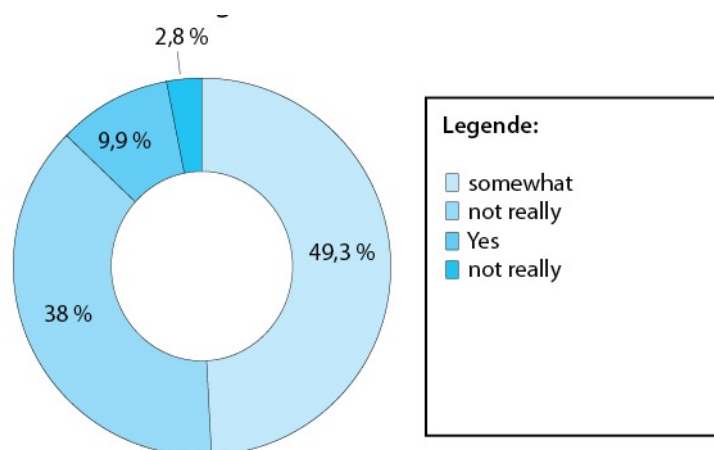
8.2.3. Wirkungsbewertung der Exzellenzinitiative

Die Wirkung der Exzellenzinitiative war ebenfalls Gegenstand der Befragung der Antragsteller. Gemäß Exzellenzvereinbarungen waren es die Ziele der Exzellenzinitiative, die internationale Sichtbarkeit sowie die internationale Wettbewerbsfähigkeit des deutschen Universitätssystems zu steigern. Mit Blick auf diese Ziele waren die Antragsteller zur Wirkung der Exzellenzinitiative befragt worden.

Hinsichtlich des in der Exzellenzvereinbarung definierten wissenschaftspolitischen Ziels, die Sichtbarkeit des deutschen Wissenschaftssystems durch die Exzellenzinitiative zu erhöhen, fällt die Bilanz der Befragungsteilnehmer positiv aus: 38 Prozent waren der Meinung, dass die Exzellenzinitiative die internationale Sichtbarkeit des deutschen Wissenschaftssystems erhöht hat (vgl. Abbildung 8.5). Knapp die Hälfte der Befragten (49,3 Prozent) fand, dass die internationale Sichtbarkeit immerhin einigermaßen erhöht werden konnte. Dagegen war der Anteil der Befragten, welcher nicht wirklich dieser Meinung war, mit 9,9 Prozent eher gering. Nur 2,8 Prozent waren der Meinung, dass die Exzellenzinitiative den Wissenschaftsstandort Deutschland nicht sichtbarer gemacht hat.

Neben der Steigerung der Sichtbarkeit war auch eine Steigerung der internationalen Wettbewerbsfähigkeit des deutschen Wissenschaftssystems durch die Exzellenzinitiative beabsichtigt. Auch hier waren die Antragsteller um eine Einschätzung gebeten worden (vgl. Abbildung 8.6). Mehr als drei Viertel der Befragten bewerteten allgemein Exzellenzwettbewerbe für Forschung als dafür geeignet (50 Prozent) oder sogar sehr geeignet (27,8 Prozent). Die mittlere Antwortkategorie kreuzten 11,1 Prozent der Befragten an. Dagegen schätzten nur 5,6 Prozent der Befragten Exzellenzwettbewerbe für Forschung als nicht geeignet ein; weitere 1,4 Prozent hielt die Exzellenzinitiative für gar nicht geeignet, um die Wettbewerbsfähigkeit des deutschen Universitätssystems zu steigern.

Abbildung 8.5.: *Would you say that the international visibility of the German system of higher education and research has been increased by the Excellence Initiative?*
(Antworten in %, n = 71)



Im Vergleich zu dieser positiven Einschätzung von Exzellenzinitiativen für Forschung fällt die Resonanz für eine mögliche Exzellenzinitiative für Lehre, wie sie immer wieder diskutiert wurde, skeptischer aus. Trotzdem hält noch immer etwa die Hälfte der Befragten ein solches Förderinstrument für geeignet (31,9 Prozent) oder sogar sehr geeignet (18,1 Prozent). Unentschieden waren diesbezüglich etwa ein Fünftel der Befragten. Ein weiteres knappes Viertel hielt ein solches Instrument dagegen für nicht geeignet (12,5 Prozent) oder überhaupt nicht geeignet (11,1 Prozent).

Abbildung 8.6.: *How suitable do you think the following measures are to increase the competitiveness of the German System of Higher Education and Research? (Antworten in %, n = 72)*



Auch in der von Möller u. a. (2012, S. 72 f.) vorgenommenen Online-Befragung der Gutachtenden sollten die Studienteilnehmer die Eignung von Exzellenzwettbewerben bewerten. Ihre Zustimmung fiel im Vergleich zu den Antragstellern sogar noch positiver aus, wenngleich sich auch in diesem Fall bei der Eignung von Exzellenzwettbewerben für Forschung und Lehre Unterschiede ergaben. Exzellenzwettbewerbe für Forschung bewerteten 72,5 Prozent der Befragten als sehr geeignet und weitere 20,5 Prozent als geeignet. Exzellenzwettbewerbe für Lehre bewerteten 25,8 Prozent der Gutachtenden als sehr geeignet und weitere 35,5 Prozent als geeignet, um die Wettbewerbsfähigkeit des deutschen Wissenschaftssystems zu erhöhen.

8.3. Zwischenfazit

Dieses Kapitel kontrastierte die mediale Wahrnehmung des Begutachtungs- und Auswahlverfahrens der Exzellenzinitiative mit der Wahrnehmung der Antragsteller. Nach Ergebnissen der Framing-Analyse war die „Fragilität der Förderentscheidungen“ innerhalb des Frames „Wettbewerbseffekte“ prominent gerahmt worden. Die meisten diskutierten Kritikpunkte lassen sich mit Blick auf den in Kapitel 3 vorgenommenen Exkurs zur Peer Review-Forschung als mangelnde Fairness zusammenfassen. Demgegenüber fällt die Bewertung der Antragsteller positiver aus, wie die Ergebnisse der vorgenommenen Online-Befragung dokumentieren. Das folgende Kapitel vervollständigt die Analyse der Wissenschaftskommunikation bei der Exzellenzinitiative, indem es die Aushandlungsprozesse der Entscheider aus Wissenschaft und Politik analysiert.

8. *Fragilität wissenschaftlicher Exzellenz*

9. Exzellenz als *boundary-work*

Gegenstand dieses Kapitels ist die Wissenschaftskommunikation zwischen den Entscheidern bei den wissenschaftspolitischen Aushandlungsprozessen im Rahmen der Exzellenzinitiative. Das erste Unterkapitel prüft, ob die mediale Beobachtung auf die wissenschaftspolitischen Aushandlungsprozesse zwischen den Entscheidungsträgern aus Wissenschaft und Politik zurückwirkte. Das zweite Kapitel analysiert die internen Aushandlungsprozesse zwischen Wissenschaft und Politik im Rahmen des Entscheidungsverfahrens der Exzellenzinitiative.

9.1. Rückwirkung medialer Beobachtung auf die Entscheider

Friedrich Dürrenmatts Motiv *Vom Beobachten des Beobachters der Beobachter* postuliert Rückwirkungen von Beobachtungen auf die Handlungsweisen der Beobachteten. Im Folgenden wird geprüft, ob die mediale Konstruktion wissenschaftlicher Exzellenz auf die Entscheider bei der Exzellenzinitiative zurückgewirkt hat. Als Beispiel wurde dafür das Begutachtungs- und Auswahlverfahren der Exzellenzinitiative gewählt, weil in den Medien darüber ausführlich und kontrovers berichtet wurde. Das dokumentiert der kontroverse Frame „Wettbewerbseffekte“ (vgl. Kapitel 7.2.2).

Mediale Kritik rief besonders die Fokussierung auf Forschung als vorrangigen Differenzierungsmodus der Exzellenzinitiative hervor. Die Lehre fand in der ersten Programmphase der Exzellenzinitiative dagegen keine Berücksichtigung. Im medialen Frame „Wettbewerbseffekte“ betrug der Anteil der zugehörigen Schaden-Nennung „Leere“ an allen in diesem Frame gerahmten Artikeln 18,1 Prozent.

In ihrem Bericht an die GWK empfahl die Gemeinsame Kommission dann die optionale „Einbindung innovativer Konzepte für die institutionelle Steuerung, Weiterentwicklung und Verbesserung der forschungsorientierten Lehre“ (DFG u. Wissenschaftsrat, 2008, S. 7) in die Bewertung der Zukunftskonzepte für die zweite Programmphase der Exzellenzinitiative – eine Reaktion auf die mediale Kritik an den gewählten Auswahlkriterien? Die Aussage eines Entscheiders liefert tatsächlich Hinweise auf einen solchen Medieneinfluss. Demnach bewirkte die mediale Kritik, dass die Verfahrensorganisatoren stärker um die Herausstellung der Wirkungen der Exzellenzinitiative für die Lehre bemüht waren. Aus der allgemeinen Überlegung heraus, wie die Forschungsförderung im Allgemeinen die Lehre beeinflusst (zusätzliches Personal mit Lehrverpflichtung, studentische Hilfskräfte), entstand dann der Begriff der *forschungsorientierten Lehre*. Daraus resultierte dann die Einsicht, diese forschungsorientierte Lehre im Entscheidungsverfahren zur zweiten Programmphase der Exzellenzinitiative stärker berücksichtigen zu müssen und die entsprechende Protokollnotiz für die Zukunftskonzepte in die Exzellenzvereinbarung einzufügen. Dabei ist zu berücksichtigen, dass sei zu berücksichtigen gewesen, dass der wissenschaftspolitische Spielraum damals wegen der Länderhoheit über

9. *Exzellenz als boundary-work*

die Lehre begrenzt war.

Das ist keine Einzelmeinung. Sieben der befragten Entscheider wiesen der medialen Kritik im Fall des Kriteriums der forschungsorientierten Lehre einen gewissen Einfluss auf die wissenschaftspolitischen Entscheidungsprozesse zu. Ein weiterer Befragter konnte einen etwaigen Medieneinfluss dagegen nicht beurteilen. Unklar muss an dieser Stelle bleiben, welchen Stellenwert der identifizierte mediale Einfluss auf die Aushandlungsprozesse zwischen Wissenschaft und Politik tatsächlich hatte - oder in den Worten eines weiteren Vorsitzenden des Bewilligungsausschusses der Exzellenzinitiative:

„Man weiß nie, was da jetzt Henne und Ei war (...) Politische Entscheidungen werden immer durch die Öffentlichkeit beeinflusst. Ganz klar, ich bin sicher, dass die Berichterstattung eine Rolle gespielt hat, ja. Es gab beispielsweise in der ersten Phase und immer noch in der zweiten Phase - obwohl wir argumentativ gegengesteuert haben - Berichte, wie dieser Wettbewerb der Lehre schadet. Sie kennen all diese Geschichten, in denen Wissenschaftler keine Lehre mehr machen wollen, weil sie in der Exzellenzinitiative gefördert werden. Solche Fälle gibt es. Ich bin nicht sicher, ob sie repräsentativ sind. Und diese Fälle sind in den Medien natürlich sehr prominent aufgegriffen worden (...) Und das hat garantiert etwas ausgemacht. Also, was ausgemacht in dem politischen Diskurs. Trotzdem - unabhängig davon - fand ich diese Öffnung eigentlich richtig und konsequent. Denn das System steht zu Humboldt.“ (B2)

In jedem Fall aber dokumentieren die Ergebnisse der Interviews, dass die mediale Kritik an der von Wissenschaft und Politik vorgenommenen Exzellenzkonstruktion von den Entscheidern sehr wohl wahrgenommen wurde. Wie in Kapitel 2 beschrieben, handelt es sich beim Kriterium zur forschungsorientierten Lehre für die Förderlinie Zukunftskonzepte aber nur um eine Protokollnotiz. Demnach sollen bei der Begutachtung auch „innovative Konzepte zur forschungsorientierten Lehre als Kriterium in die Bewertung mit einbezogen, aber nicht aus Mitteln der Exzellenzinitiative gesondert gefördert werden können (BLK2, S.7).“ Die Gespräche mit den wissenschaftlichen Mitgliedern des Bewilligungsausschusses lieferten Hinweise darauf, dass weiter gehende Formulierungen nicht zuletzt an Bedenken seitens der Politik mit Verweis auf die Länderhoheit über die Universitäten vermieden wurden.

Zusammenfassend dokumentiert das Beispiel des Förderkriteriums der forschungsorientierten Lehre, dass die mediale Beobachtung von den politischen und wissenschaftlichen Entscheidern bei der Exzellenzinitiative wahrgenommen wurde und zur Veränderung ihrer wissenschaftspolitischen Exzellenz-Konstruktion beigetragen hat - zumindest soweit dies im rechtlichen Rahmen des deutschen Föderalismus möglich war. Damit stützt dieses Teilergebnis die aus dem speziellen Wissenschaftskommunikationsmodell für die Exzellenzinitiative abgeleitete Beobachtungskonstellation zwischen Medien und Entscheidern aus Wissenschaft sowie Politik.

9.2. Identifikation von Exzellenz als *boundary work*

Dieses Unterkapitel prüft die Annahmen, welche im speziell für die Exzellenzinitiative entwickelten Wissenschaftskommunikationsmodell auf Grundlage des aus den *Science and Technology Studies* entlehnten Konzepts der *boundary organization* getroffen worden waren (vgl. Kapitel 3). Im Fokus steht die Beobachtungskonstellation zwischen Wissenschaft und Politik.

9.2.1. Gleichstellungsmaßnahmen als *boundary work*

Zwar wurden die Exzellenzvereinbarungen von Bund und Ländern getroffen. Aber auch die Institutionen des deutschen Wissenschaftssystems waren jeweils in ihre Entwicklung mit eingebunden. Deshalb lassen sich auch die Förderkriterien als Resultat eines Aushandlungsprozesses von Wissenschaft und Politik deuten, bei welchem die *boundary organizations* DFG und Wissenschaftsrat als Verfahrensorganisatoren eine besondere Bedeutung zukommt. Da das Entscheidungsverfahren eine *blackbox* war, lassen sich diese Aushandlungsprozesse zwischen Wissenschaft und Politik aber nur schwer am Begutachtungs- und Auswahlverfahren nachvollziehen.

Hinweise liefern allerdings die Förderkriterien, welche ebenfalls zwischen Wissenschaft und Politik ausgehandelt worden waren. Als Beispiel zur Analyse dieser Aushandlungsprozesse eignet sich das Kriterium der Gleichstellung von Männern und Frauen, welches für die Anträge in allen drei Förderlinien der Exzellenzinitiative eine Bewertungsgrundlage darstellte. Nun sind Maßnahmen zur Förderung der Gleichstellung der Geschlechter ja ein klassisches politisches Thema. Ist die Wissenschaft durch die Exzellenzinitiative also politischer geworden?

„Nein, das will ich mit einem klaren Nein beantworten. Nehmen wir mal Gleichstellung, das ist auch ein politisches Ziel, ganz klar. Aber: Aus einer Reihe von Studien wissen wir ganz genau, dass Diversität in Teams, die Wissenschaft betreiben, zu besserer Wissenschaft führt. Und damit muss es jenseits des essentiellen Ziels der Chancengerechtigkeit auch ureigenes Ziel der Wissenschaft sein, dieses Diversitätspotenzial, das sozusagen auch ein Qualitätspotenzial ist, zu fördern. Und wir wissen alle, dass da die Ratio nicht überall wirkt und auch teilweise ausgeschaltet ist durch alle möglichen Prägungen, die wir mit uns rumtragen. Da muss dann die Politik aus einer ganz anderen Ecke Druck aufbauen, damit das Richtige dann auch wirklich passiert. Und ich finde, an dem Thema Gleichstellung kann man das wunderschön klar machen. Da ist es sofort einleuchtend. Und das gilt für die anderen Bereiche, wo das etwas politischer war, gleichermaßen. Also nehmen Sie die Kooperation außeruniversitär / universitär: Das wäre wieder so etwas, wo man sagen kann: Das ist lediglich politischer Wille, dass die beiden Akteure zusammenarbeiten. Aber unabhängig vom politischen Willen wird dann bessere Wissenschaft entstehen, wenn sich die richtigen Leute jenseits von institutionellen Grenzen finden und etwas zusammen machen.“ (B2)

Mit dieser Meinung ist einer der Vorsitzenden des Bewilligungsausschusses der Exzellenzinitiative in der Mehrheit. Fast alle Befragten vertreten eine Ansicht ganz in diesem Sinne.

9. Exzellenz als boundary-work

Gleichwohl geben sie zu, dass die wissenschaftspolitischen Vorgaben gewissermaßen als Katalysator gewirkt haben, um Fragen der Gleichstellung von Männer und Frauen mehr Bedeutung beizumessen, wie auch die folgende Aussage eines wissenschaftlichen Mitglieds des Bewilligungsausschusses dokumentiert:

„Das würde ich so pauschal nicht sagen. Umgekehrt formuliert war natürlich gerade die Exzellenzinitiative eine Möglichkeit - und das war ja durchaus auch ein Ziel - gewisse forschungspolitische Ziele wie eben Gleichstellung, aber auch Internationalisierung verstärkt zum Durchbruch zu verhelfen. Und das ist ja teilweise auch öffentlich diskutiert worden und wird noch öffentlich diskutiert. Da geht es ja immer noch sozusagen um die Binnenorganisation von Wissenschaft und insofern auch um etwas, wozu Wissenschaft sich ja durchaus auch äußern können muss und wo man ja nicht auf das Urteil von Politikern angewiesen ist so wie bei so strukturpolitischen Sachen, wie ich das vorher erwähnt habe. Insofern würde mich das nicht stören.“ (B4)

Zustimmung findet diese Einstellung selbst bei den politischen Mitgliedern des Bewilligungsausschusses der Exzellenzinitiative - mit einer Ausnahme. Und betrachtet man diese etwas genauer, stellt man fest, dass sich dahinter im Grunde dasselbe Argument verbirgt. So antwortete dieses politische Mitglied des Bewilligungsausschusses auf die Frage, ob die Wissenschaft mit Blick auf das Gleichstellungskriterium durch die Exzellenzinitiative politischer geworden sei:

„Im Hinblick auf die Gleichstellungspolitik ja, ganz eindeutig. Das ist ja eine politische Setzung, die in dieser Breite ohne so ein wettbewerbliches Instrument nicht auf dem Level wäre, auf dem sie heute ist. Also was jetzt Unterstützungsformen, career service und was es da sonst noch alles gibt. Oder Öffnung für bestimmte Zielgruppen von Wissenschaftlerinnen, die man haben will, um zu kombinieren mehr ausländische junge Wissenschaftler plus weibliche Wissenschaftlerinnen in Fächern, in denen Deutschland selber wenig ausbildet. Also diesbezüglich: eindeutig ja.“ (B6)

Wie bereits angedeutet, stellt die hier vorgenommene Gegenüberstellung die beiden Positionen aber konträrer dar als sie tatsächlich sind. Denn selbst die wissenschaftlichen Mitglieder bestreiten ja nicht, dass die im Rahmen der Exzellenzinitiative getroffene wissenschaftspolitische Vorgabe eine gewisse Wirkung erzielt hat. Die beste Erklärung für die von den meisten Befragten vorgenommene Argumentation liefert immer noch Gieryn (1983, S. 792 f.) in seinem in *American Sociological Review* publizierten Aufsatz, mit dem er das Konzept der *boundary work* zwischen Wissenschaft und Politik in die *Science and Technology Studies* einführt: „Descriptions of science as distinctively truthful, useful, objective or rational may best be analyzed as ideologies: incomplete and ambiguous images of science nevertheless useful for scientists's pursuit of authority and material resources.“ Bekanntlich gilt Gieryns Konzept der *boundary work* als Antwort auf die normative Beschreibungen von Wissenschaft, welche zum Beispiel Merton mit seinem Ethos verwendet hat. Die Gleichstellung der Geschlechter lässt sich dabei dem Merkmal des Universalismus von Wissenschaft zuordnen. Dagegen entlarvt Gieryn

solche normativen Argumentationsstrategien als Instrument zur Generierung von finanziellen Ressourcen.

9.2.2. Interessenausgleich im Bewilligungsausschuss

Funktion von *boundary organizations* ist nach Guston (2000) die Stabilisierung des Verhältnisses der Wissenschaft zum Beispiel zur Politik durch Vermittlung eines gemeinsamen Nutzens. Im Fall der Exzellenzinitiative handelt es sich dabei um symbolisches Kapital. Um einen solchen Interessenausgleich zwischen Wissenschaft und Politik zu erzielen, konstituieren *boundary organizations* - wie in Kapitel 3 beschrieben - Prinzipal-Agent-Verhältnisse und stellen Moderatoren für die dazu erforderliche Wissenschaftskommunikation zur Verfügung. Im Folgenden sollen nun die beiden letztgenannten theoretisch motivierten Annahmen für den Fall der Exzellenzinitiative geprüft werden.

Aufschluss geben die Interviews, welche mit den Bewilligungsausschuss-Mitgliedern - darunter Vorsitzenden dieses Gremiums - geführt worden waren. Obwohl eine Beobachtung dieser Gremiumssitzungen aus den in Kapitel 3 genannten Gründen nicht möglich war, liefern die Differenzen bei der Rollenwahrnehmung doch Hinweise darauf, warum die Diskussionen zwischen Wissenschaft und Politik mit Blick auf den zu erzielenden Interessenausgleich sehr unterschiedlich verliefen: Kam es im Jahr 2006 noch zu Unstimmigkeiten zwischen den politischen und wissenschaftlichen Mitgliedern des Bewilligungsausschusses, verliefen die späteren Sitzungen dieses Entscheidungsgremiums - so die Ergebnisse der vorgenommenen Befragung - weitaus harmonischer. Um die Gründe dafür zu analysieren, liegt es mit Blick auf die gewählte theoretische Fundierung nahe, die Funktion von DFG und Wissenschaftsrat intensiver zu betrachten:

„Die Aufgabe des Wissenschaftsrats und der DFG bestand darin, mit einem sicheren Verfahren einen bestmöglichen Beitrag zu leisten, um die deutsche Wissenschaft mit der Exzellenzinitiative nach vorne zu bringen. Und zwar nach den Kriterien, die Wissenschaft und Politik vorher ausgehandelt haben. Und nach meinem Eindruck wurden die Kriterien sehr breit getragen in der Wissenschaft. Der Kriterienkatalog war also klar. Und dann ist die Aufgabe, das Verfahren sicher zu führen. Dabei ist man in gewisser Weise Diener zweier Herren, der Wissenschaft und der Wissenschaftspolitik, die sich ja gegenseitig bedingen. Die einen können ohne die anderen nicht, um es klarer zu sagen. Man muss also zwischen den Eigenlogiken dieser beiden Bereiche eine ausgleichende Rolle finden. Nur wenn man das schafft, wenn man diese beiden Bereiche im Kopf zusammenbringt, dann gelingt das, was ich vorhin formuliert habe, die Wissenschaft möglichst weit nach vorne zu bringen. Wenn man sich dagegen nur auf die eine oder auf die andere Seite legt, dann wird das nicht klappen (...) Es war sehr wichtig, diesen Ausgleich für sich zu finden, die wechselseitigen Interessen auch zu verstehen. Denn es ist ja klar: Da ist niemand dabei, der keine Interessen hat. Selbst bei aller Objektivität der Beteiligten.“ (B2)

In Übereinstimmung mit dem Konzept von Guston (2000) lassen sich die Rollen von DFG und Wissenschaftsrat nach Ansicht dieses Bewilligungsausschuss-Vorsitzenden also tatsäch-

9. *Exzellenz als boundary-work*

lich als Prinzipale ihrer Agenten aus Wissenschaft und Politik interpretieren. Nach Ergebnissen der vorgenommenen Befragung gelang es den Organisatoren zunehmend besser, diese Funktion auszufüllen. Zwar kommen auch im Hauptausschuss der DFG Vertreter aus Politik und Wissenschaft zur gemeinsamen Entscheidungsfindung in einem nicht-öffentlichen Gremium zusammen, sodass die im Rahmen der Exzellenzinitiative vorzunehmenden Aushandlungsprozesse im Prinzip auf einem etablierten Vertrauensverhältnis aufbauen konnten. Die im Hauptausschuss der DFG zu treffenden Entscheidungen haben aber in der Regel keine derart hohe symbolische Tragweite wie die Entscheidungen bei der Exzellenzinitiative und stoßen deshalb zumeist auch nicht auf ein so großes öffentliches Interesse. Angesichts dieser veränderten Rahmenbedingungen war ein Lernprozess erforderlich, um adäquat zwischen den Interessen von Wissenschaft und Politik zu vermitteln. Bei der ersten Runde der Förderentscheidungen zur ersten Programmphase der Exzellenzinitiative rief noch ein Mangel an Austauschmöglichkeiten zwischen Wissenschaft und Politik Kritik hervor. Ein politisches Mitglied des Bewilligungsausschusses beschreibt die damaligen von ihm wahrgenommenen Defizite wie folgt:

„[D]ie Wissenschaft hat verkannt, dass sie der Politik schon plausibel machen muss, wie die Entscheidungen zustande gekommen sind. Das es so nicht gehen kann: Vogel friss oder stirb! Man muss ja sehen: Wir haben das *Procedere* vorgeschlagen. Das kam nicht von der Wissenschaft! Wir haben das Primat der Wissenschaft etabliert. Und dann muss man, wenn man die Letztentscheidung mit uns zusammen treffen muss - und das muss auch so sein! -, dann kann man nicht so tun, als ob wissenschaftspolitische Gesichtspunkte dann überhaupt keine Rolle mehr spielen können und wir gezwungen sind, mitzumachen. Und wir standen vor der Alternative: Entweder wir lassen das alles platzen oder aber wir akzeptieren etwas, das wir inhaltlich eigentlich nicht hundertprozentig mittragen können. Und da das natürlich so ein öffentliches Aufsehen hatte, war uns relativ klar: Wenn wir das jetzt zurückgeben - was wir hätten machen können - dann gefährden wir diesen ganzen Prozess. Und der war allen dann offensichtlich wichtiger. Das Ganze war wichtiger als irgendwelche Einzelinteressen - bei allen. Sonst wäre das nicht zustande gekommen (...) Wir haben gar nicht mehr groß versucht, die einzelnen Entscheidungen zu hinterfragen, weil wir genau gewusst haben und gesehen haben: Das führt zu überhaupt nichts, weil es kein Spiel mehr gab, es gab keine Diskussionsmöglichkeiten mehr in der Sache ohne das wir den Sack noch mal aufgemacht hätten - dann wäre er aber ganz auf gewesen. Und das war die Krux. Und es war eben offensichtlich vom Ergebnis nicht so, dass man die zwei Aspekte vor allem der Fächerbezogenheit, die überhaupt nicht berücksichtigt war, und auch der regionale. Wobei man den regionalen Aspekt ohne weiteres nach hinten anstellen kann. Das war nicht der Hauptpunkt. Es war offensichtlich vom Fächerspektrum her nicht vernünftig ausgewogen und dazu kam eben der regionale Aspekt auch, der aber sicher nicht zu dieser inneren Unzufriedenheit der Politikseite geführt hätte wie der wissenschaftsbezogene. Es war eben nicht gut gehandelt von Seiten der Wissenschaft.“ (B8)

Wie aber lassen sich die Interessen von Wissenschaft und Politik auf einen Nenner bringen?

Guston (2000) postuliert, dass *boundary organizations* Moderatoren stellen, um - wie in diesem Fall zwischen Wissenschaft und Politik - zu vermitteln. Im Fall des Bewilligungsausschusses bei der Exzellenzinitiative handelte es sich dabei um die Vorsitzenden dieses Gremiums. Um Interessenkonflikte zu vermeiden und sich ganz auf die Moderation konzentrieren zu können, hatten sie auch kein Stimmrecht im Bewilligungsausschuss. Bei der ersten Programmphase war der DFG-Präsident alleiniger Vorsitzender¹, beim Entscheidungsverfahren zur zweiten Programmphase war der Vorsitzende des Wissenschaftsrats stellvertretender Vorsitzender des Bewilligungsausschusses der Exzellenzinitiative. Im Entscheidungsverfahren zur ersten Programmphase hatte der damalige Wissenschaftsrats-Vorsitzende noch als wissenschaftliches Mitglied mit Stimmrecht an der Sitzung des Bewilligungsausschusses teilgenommen (vgl. DFG 2008 und DFG 2012d). Dass die Zahl der Vorsitzenden des Bewilligungsausschusses für das Entscheidungsverfahren zur zweiten Programmphase auf zwei erhöht worden war, deutet darauf hin, dass die Moderatorenrolle weiter gestärkt werden sollte.

Die Ergebnisse der Befragung deuten indes an, dass offenbar erst noch eine gemeinsame Basis für die Zusammenarbeit im Bewilligungsausschuss gefunden werden musste, welche die Interessen von Wissenschaft und Politik gleichermaßen berücksichtigte. Demnach waren im Jahr 2006 die Förderentscheidungen in der vorgeschalteten Gemeinsamen Kommission bereits weitestgehend final vorbereitet und dann den politischen Mitgliedern im Bewilligungsausschuss mit Verweis auf die Stimmenmehrheit der wissenschaftlichen Mitglieder mitgeteilt worden. Entsprechend lag der Fokus der Moderationsleistung des Vorsitzenden des Bewilligungsausschusses darauf, die Qualität des Entscheidungsprozesses in der vorgeschalteten Gemeinsamen Kommission zu sichern, welcher er ebenfalls vorsah:

„Meine Aufgabe war es, dafür zu sorgen, dass die Besten gewählt wurden. Dass sich also die Diskussion auf die wissenschaftliche Qualität bezog und ausschließlich darauf. Das war meine Hauptaufgabe. Es gab ja vorher Ausschüsse, die das fachlich vorbereitet haben. Da habe ich nicht teilgenommen. Das sind viel zu viele. Ich musste dafür sorgen, dass das, was da in diesen Ausschüssen von der wissenschaftlichen Basis vorbereitet worden war, dann auch in der Diskussion berücksichtigt wurde und es eben nicht zur Politik wurde. Es haben am Ende auch keine Minister teilgenommen (...) Das [der Bewilligungsausschuss, Anm. C.M.] war nur eine formale Sitzung, weil die Wissenschaft ja die Mehrheit hatte und sich entschieden hatte. Das Ergebnis haben wir dann dem Bewilligungsausschuss mitgeteilt (...) Die [politischen Mitglieder des Bewilligungsausschusses, Anm. C.M.] fanden das nicht so toll. Aber sie haben dann gemerkt, dass sie selbst die Regeln gemacht haben. Daran habe ich sie dann erinnert. Das fanden die erst nicht so toll (...) Am Ende waren sie aber froh, dass sie keine wissenschaftspolitischen Entscheidungen treffen mussten. Weil dann waren wir nämlich Schuld, die Wissenschaft. Die Wissenschaft war Schuld. Auch gut.“ (B5)

Bei der ersten Runde der Förderentscheidungen zur ersten Programmphase der Exzellenzinitiative war die Moderatorenrolle für die Aushandlungsprozesse zwischen Wissenschaft und Po-

¹Der Amtsträger wechselte während des Entscheidungsverfahrens zur ersten Programmphase der Exzellenzinitiative, sodass die beiden Sitzungen des Bewilligungsausschusses 2006 und 2007 von zwei unterschiedlichen Personen geleitet wurden.

litik also noch nicht sehr stark ausgeprägt. Folgt man dem von Guston (2000) vorgeschlagenen Konzept der *boundary organization* stellen die Konflikte bei der ersten Runde der Förderentscheidungen zur ersten Programmphase der Exzellenzinitiative keine Überraschung dar: Es fehlte eine moderierte Diskussion zwischen den politischen und wissenschaftlichen Mitgliedern des Bewilligungsausschusses, in welcher die politischen Mitglieder die Förderempfehlungen der wissenschaftlichen Mitglieder nachvollziehen konnten. Dass die Projekte zudem fachlich und regional ungleich verteilt waren, hat die Qualität der Entscheidungen in der Wahrnehmung der politischen Mitglieder des Bewilligungsausschusses negativ beeinflusst. Legt man die in Kapitel 3 zitierte organisationssoziologisch inspirierte Definition der Reliabilität und Validität der Förderentscheidungen zu Grunde, wurden beide Merkmale des Entscheidungsfindungsprozesses nicht erreicht. Zum einen provozierten die finalen Förderentscheidungen Widerstände bei den politischen Mitgliedern des Bewilligungsausschusses. Zum anderen wurde die Rollendifferenzierung nicht optimal vorgenommen. Denn offenbar fühlten sich die politischen Mitglieder des Bewilligungsausschusses nicht adäquat berücksichtigt. Eigentlich diente der Bewilligungsausschuss ja gerade als ein Diskussionsforum, um die potenziell natürlich konflikthaften Aushandlungsprozesse bei den Förderentscheidungen zu moderieren. Da sich die vorgeschalteten Gremien aber bereits weitestgehend auf die Förderentscheidungen festgelegt hatten, fehlte der Diskussionsspielraum. Bei den folgenden Sitzungen des Bewilligungsausschusses näherten sich die Vorsitzenden dem von Guston (2000) vorgeschlagenen Konzept zunehmend an. So beschrieb einer der späteren Vorsitzenden des Bewilligungsausschusses seine Funktion wie folgt:

„Die Vorsitzenden nehmen eine moderierende Rolle wahr und haben kein Stimmrecht. Sie moderieren den Entscheidungsprozess und haben damit die wichtige Rolle, die Diskussionen auch ein Stück weit zu gestalten. Zum Beispiel eine festgefahrene Diskussion noch mal aufzubrechen, sie auf eine andere Reflektionsebene zu heben, um eine möglichst sichere Entscheidung zu finden. Also nehmen Sie mal klassische Entscheidungssituationen: Sie haben ein Patt oder Sie haben keine wirklich überzeugende Mehrheit für ein Projekt. Das wollen Sie ja nicht so stehen lassen! Sie wollen möglichst nicht mit einer Stimme Mehrheit eine solche Entscheidung fällen. Da will man selbst besser verstehen, warum das so ist und auch sicher sein, dass die Gruppe ihrer Entscheidung sicher ist. Das sind die Findungsprozesse, die der Vorsitzende betreiben muss. Und das ist natürlich, wenn Sie so wollen, auch ein steuernder Eingriff. Die Kunst dabei ist es aber zu steuern, um die Gruppe dazu zu bringen, gewissermaßen ihre Wahrheit und nicht die des Vorsitzenden zu finden. Natürlich hat auch ein Vorsitzender eine Meinung zu den Projekten. Er muss sich aber zurücknehmen und muss dafür sorgen, dass die Gruppe sich findet und zu einem sicheren Urteil kommt. Genauso habe ich meine Rolle letztlich gesehen (...) Mein Ziel war eigentlich immer, ein möglichst einheitliches Votum der Gruppe hinzukriegen. Egal auf welcher Seite.“ (B2)

Die hier formulierte Selbsteinschätzung eines Vorsitzenden des Bewilligungsausschusses stimmt mit der von Guston (2000) für *boundary organizations* vorgeschlagenen Moderatorenrolle überein. Darüber hinaus führten die bei der ersten Runde des Entscheidungsverfahrens für

die erste Programmphase aufgetretenen Konflikte zwischen Wissenschaft und Politik offenbar zu Veränderungen in der Gestaltung der folgenden Sitzungen des Bewilligungsausschusses, welche zudem unter einem anderen Vorsitz stattfand. Ein politisches Mitglied des Bewilligungsausschusses beschreibt diesen Anpassungsprozess wie folgt:

„Das hat ja dann schon zu Veränderungen des Procederes geführt, die berühmten Weichenstellung Grün, Gelb und Rot. Und das war dann in der zweiten Bewilligungsrunde eben eine völlig andere Welt. Und da war das Problem, dass aus verschiedenen Gesichtspunkten aus meiner Sicht keine Abgewogenheit der Empfehlungen der Wissenschaftler da war. Da gibt es ja auch spärliche Berichte darüber, dass das Ergebnis anders ausgesehen hat, nachdem es bei uns durch war und endgültig beschlossen worden ist als der Vorschlag der Wissenschaftler. Weil es natürlich ein Problem gibt. Ich glaube das die Treffsicherheit solch einer wissenschaftlichen Begutachtung zwischen einem Physik-Cluster in München, in Göttingen, in Mainz, in Karlsruhe oder in Aachen schon relativ groß ist, würde ich meinen - obwohl Sie natürlich auch schon mal einen Fehlschuss haben können. Aber Sie müssen ja auch abwägen zwischen einem Exzellenzcluster mit einer soziologischen Orientierung oder einer archäologischen oder wie auch immer. Das steht dann in Konkurrenz zu irgendeiner EDV-Geschichte in Informatik. Also da wird die Sache dann schon schwierig. Und das hat auch automatisch Auswirkungen sofort auf die regionale Verteilung. Und dann muss man auch einsehen: Auch die Wissenschaft ist in einem Netzwerk gesellschaftlich eingebunden von Ursache-Wirkungs-Beziehungen. Und ich habe mein ganzes Leben dafür gekämpft für diese Wissenschaft. Ich glaube, wir leben nicht in einer Wissens-, sondern in einer Wissenschaftsgesellschaft, weil es die Wissenschaft, also das systematisch erarbeitete Wissen etwas ganz anderes ist als das Wissen und alle Lebensbereiche durchdringt persönlich und gesellschaftlich. Und auch ein guter Wissenschaftsstandort ist ein zukunftssträchtiger Standort für die Menschen, die da leben. Da müssen Sie natürlich auch die regionalen Aspekte berücksichtigen. Und ich habe immer dazu gestanden. Natürlich darf das nicht dazu führen, dass man viel Geld irgendwo hingibt und sagt: Die sind gut, nur weil man die Region fördern will. Aber man muss umgekehrt auch sagen: Ok, wenn es Ansatzpunkte gibt und es sich im Grundsatz rechtfertigen lässt, dann muss auch die Region Y, weil auch diese Menschen dort das Recht haben, zukunftsfähige Strukturen - und die kriegen sie nur über Wissenschaft - zu bekommen. Sodass sich das in der nächsten Runde dann schon verändert hat, wobei ich den Eindruck habe, dass wir Lösungen gefunden haben, die die Wissenschaft eben völlig akzeptiert hat. Sie hatten nur nicht die Kraft, es alleine zu tun. Sie haben keinen Vorschlag gemacht. Dann haben wir einen Vorschlag gemacht und der wurde dann akzeptiert ohne dass es ein Kampf war. Sie hatten, glaube ich, aus der ersten Runde gelernt, dass die Politiker dann doch hilfreich sein können. Ich glaube, so wie die Entscheidung in der zweiten Runde lief, war das zum Wohl der Wissenschaft!“ (B8)

Das Ampelsystem bezieht sich auf die Vorlage der Gemeinsamen Kommission und der Strategiekommission für die Förderentscheidungen des Bewilligungsausschusses: „Grün“ bewer-

9. *Exzellenz als boundary-work*

tete Anträge wurden zur Bewilligung empfohlen, „Rot“ bewertete abgelehnt. Anträge, die mit „Gelb“ bewertet worden waren, wurden dagegen im Bewilligungsausschuss zur Diskussion gestellt. Dadurch wurde der Entscheidungsspielraum vergrößert, sodass die politischen Mitglieder des Bewilligungsausschusses mehr Mitsprachemöglichkeiten erhielten. Ein weiterer Teilnehmer der Sitzung auf Seiten der Politik charakterisierte die Entwicklung der Gestaltung des Bewilligungsausschusses mit Blick auf das Verhalten der wissenschaftlichen Mitglieder des Bewilligungsausschusses wie folgt:

„Geschickter, geschickter. Einfach nicht so konfrontativ, sondern zu sagen: Wir müssen denen [den politischen Mitgliedern des Bewilligungsausschusses, Anm. C.M.] ein bisschen Spielmaterial geben, sonst haben die ja nichts zu reden. Und wenn da 16 Minister anwesend sind, wollen die ja auch mal irgendwas zu bereden haben.“ (B7)

Tatsächlich bewertet einer der Vorsitzenden des Bewilligungsausschusses die Diskussion mit den politischen Mitgliedern des Bewilligungsausschusses aber auch aus inhaltlicher Perspektive als Gewinn für die Entscheidungsfindung:

„Die Politik möchte natürlich die Argumente der Wissenschaft verstehen. Sie will aber nicht die Entscheidungen treffen, die Argumente für Entscheidungen finden. Sondern sie hat - in allen Phasen, die ich erlebt habe - die Entscheidungen der Wissenschaft mitgetragen, nachdem ein Aneignungsprozess stattgefunden hat. Und diese Rot-Grün-Gelb-Geschichte, die muss man so verstehen, dass es bei Rot und Grün relativ einfach war und schnell ging, diesen Aneignungsprozess über die Bühne zu bekommen, weil sozusagen die gesamte Wissenschaft in der Kommission sich in ihrem Urteil sehr, sehr sicher und einig war. Bei Grün gab es eben keine Argumente, dass neben dem vielen Licht auch etwas Schatten war. Oder umgekehrt war bei Rot klar: Da ist viel zu viel Schatten (...) So ist es schnell möglich gewesen, sich bei Rot und Grün zu einigen. Und zwar zunächst mal in der Wissenschaft, um dann die Argumente der Wissenschaft der Politik vorzutragen und die Politik auch zu überzeugen, dass die Wissenschaft sich einig war. Bei Gelb kommen Sie dagegen in einen Grenzbereich, wo ein Projekt auf der Kippe steht. Sie haben ja nicht nur Rot und Grün, sondern auch Projekte, die wirklich gut sind, aber nicht für alle Kommissionsmitglieder über jeden Zweifel erhaben sind. Und dann müssen Sie natürlich irgendwann den Abrisspunkt finden in so einem Entscheidungsprozess: welches Projekt liegt jetzt noch drin und welches nicht mehr? Und in einem Gremium dieser Größe und Diversität werden Sie natürlich gerade in diesen Grenzfällen nicht nur eine Einschätzung vorfinden. Dann werden die unterschiedlichen Einschätzungen im Gremium vorgetragen. Das Gremium versucht dann, aufgrund der unterschiedlichen Positionen von Mitgliedern, die fachlich vielleicht näher oder auch ferner stehen und unterschiedliche Perspektiven reinbringen, zu einer Empfehlung zu kommen. Dieser Austausch in dem Gremium führt auch dazu, dass man sich selber eine Meinung bildet bzw. seine eigene Meinung absichert oder sie auch einmal verschiebt. Das ist also ein Meinungsbildungsprozess, der im Rahmen eines wissenschaftlichen Diskurses erfolgt. Und wenn der abgeschlossen ist,

kommt wieder das gleiche Spielchen wie bei Rot und Grün: Auch jetzt muss die Politik verstehen, warum die Wissenschaft im Grenzbereich letztlich zu diesem oder jenem Urteil kommt. Und in diesem Sinn muss man das Wechselspiel zwischen Wissenschaft und Politik in diesen Entscheidungsprozessen sehen. Ich habe nie erlebt, dass die Politik versucht hat, Entscheidungsgewalt an sich zu ziehen (...) Man muss wirklich sagen: Die Politik wollte einfach nur überzeugt werden. Sie wollte verstehen, warum die Wissenschaft entscheidet, wie sie entscheidet. Aber die haben nicht das Ergebnis beeinflusst im Sinne von irgendetwas durchgedrückt, definitiv nicht. Von daher: ein faires, wissenschaftsgeleitetes Verfahren!“ (B2)

Diskussionsbedarf gab es vor allem bei den Zukunftskonzepten, welchen auch die wissenschaftlichen Mitglieder des Bewilligungsausschusses die größte Brisanz zuwiesen. Nach Angaben eines wissenschaftlichen Mitglieds des Bewilligungsausschusses betraf die gelbe Kategorie vorrangig die Zukunftskonzepte. In Fällen, bei denen die Gemeinsame Kommission zuvor nicht einig war, konnten dann auch die politischen Mitglieder des Bewilligungsausschusses besonders aktiv an der Entscheidungsfindung mitwirken. Dabei bewerteten die wissenschaftlichen Mitglieder des Bewilligungsausschusses die Diskussionen mit den politischen Mitgliedern des Bewilligungsausschusses als produktiv:

„So wie ich es erlebt habe in der Sitzung in dieser Runde war das eine durchaus zivilisierte Diskussion, wo natürlich die Wissenschaftsministerinnen hauptsächlich derjenigen Länder, wo wichtige Universitäten das knapp nicht bekommen haben durchaus noch mal sehr gut vorbereitet bedenkenswerte inhaltliche Gesichtspunkte genannt haben und auch durchaus noch einmal die wissenschaftlichen Kriterien angesprochen haben. Und das halte ich schon für legitim. Sie können und sollen meinerwegen durchaus auch regionalpolitische Gesichtspunkte oder sonstige nennen können. Und dann kann das ja auch diskutiert werden. Und da die Wissenschaftler im Gremium die Mehrheit haben, kann das dann doch eben nach wissenschaftlichen Gesichtspunkten entschieden werden.“ (B4)

Die Vorsitzenden der späteren Bewilligungsausschüsse werteten die Beiträge der politischen Mitglieder sogar explizit als Gewinn für die Diskussion:

„Das ist in jedem Beratungsprozess so. Wenn Sie mit Fragen konfrontiert werden, die Sie sich selber noch nicht gestellt haben, dann führt das automatisch zu einer weiteren Reflektionsschleife. Zunächst ist die Frage einzuordnen in das eigene bisherige Gedankengebäude. Und natürlich hinterfragt man dabei, ob man bisher etwas übersehen hat. Diese Selbstreflektion regt der wichtige Diskurs zwischen Wissenschaft und Politik regelmäßig an, um noch einmal mit einer ganz anderen Perspektive drauf zu schauen. Und es ist ja so, dass manche der Politikvertreter auch wirklich ein sehr gutes Verständnis von Wissenschaft und der Schnittstelle zur Politik haben, und damit auch die richtigen Fragen stellen (...) Diesen Diskurs fand ich sehr gut. Natürlich - das ist klar - gibt es ein Ringen am Ende. Stellen Sie sich vor, ein Landesminister sieht eine Uni in seinem Land auf dem absteigenden Ast: Da kommt schon Druck auf, das ist klar. Und solche Situationen gibt

9. Exzellenz als boundary-work

es natürlich in so einem Entscheidungsgremium. Plötzlich werden Interessen klar erkennbar. Und dann muss das Gremium aber in der Lage sein, solche Interessenkonflikte explizit zu machen in der Diskussion. Und dann eben auch eine klare Trennlinie zwischen objektiv und interessengetrieben zu ziehen.“ (B2)

Umso entscheidender erscheinen deshalb die Kompetenzen der Vorsitzenden zur Moderation. Vor allem bei den letzten Förderentscheidungen scheint dies geglückt zu sein. Stellvertretend für die Wahrnehmung der Mitglieder des Bewilligungsausschusses kann an dieser Stelle die Aussage eines politischen Mitglieds des Bewilligungsausschusses gelten, welche die Vorsitzenden „als ausgewogen und moderierend“ (B6) wahrgenommen hatte. Damit bestätigen die Ergebnisse der Befragung der Mitglieder des Bewilligungsausschusses die von Guston (2000) postulierte Bedeutung von Moderatoren für die von *boundary organizations* vermittelten Aushandlungsprozesse zwischen Wissenschaft und Politik - und ihre hohe Bedeutung für das Gelingen dieser speziellen Form von Wissenschaftskommunikation.

9.2.3. Der Bewilligungsausschuss als *blackbox*

Dass *boundary organizations* im Kontext der Forschungsförderung intransparente Verfahren organisieren, wurde in Kapitel 3 als notwendige Voraussetzung zur Stabilisierung der Beziehung Wissenschaft/Forschungsförderung/Politik beschrieben. Auch der Bewilligungsausschuss tagt unter Ausschluss der Öffentlichkeit - trotz des Fördervolumens in Höhe von 4,6 Milliarden Euro für zwei Programmphasen der Exzellenzinitiative und des daraus resultierenden öffentlichen Interesses an den Förderentscheidungen. Im Fall des Entscheidungsfindungsprozesses der Exzellenzinitiative wird die Wissenschaftskommunikation gezielt intransparent gemacht, um die von Dürrenmatt postulierten Rückwirkungen von zum Beispiel medialer Beobachtung auf die Mitglieder des Bewilligungsausschusses zu vermeiden. Andernfalls - so die Befürchtung - würde ein Qualitätsverlust des Begutachtungs- und Auswahlverfahrens drohen, denn:

„[Transparenz, Anm.] halte ich für völlig kontraproduktiv. Übertreibung macht anschaulich: Das öffentlich zu machen, dann bekommen Sie überhaupt keine vernünftigen Entscheidungen mehr, weil Sie dann natürlich ihre Äußerungen für die Öffentlichkeit machen und nicht, um den Kollegen zu überzeugen. Weil Sie natürlich damit leben müssen, dass Sie morgen dann mit dieser Aussage - und zwar möglicherweise nur mit einem Satz, obwohl Sie vorher fünf andere Sätze gesagt haben. Sie wissen nicht, ob die anderen fünf Sätze gebracht werden, sie werden nicht gebracht, weil man ja nicht alles bringen kann, was die Leute da stundenlang schwätzen. Das wäre also ausgesprochen kontraproduktiv. Dass immer wieder mal was durchgestochen wird, ist ein Problem, lässt sich aber nicht vermeiden. Es gibt eben offensichtlich Leute, die können nichts für sich behalten. Um sich selber aufzuwerten, erzählen sie es irgendjemanden. Das hat dann auch immer nur marginale Aspekte. Der Nachteil, dass man dann immer irgendwas punktuell erfährt, dass irgendwas durchsickert, ist ein kleiner Nachteil gegenüber dem großen Vorteil, dass die Sachbezogenheit von Entscheidungen viel größer ist, wenn man das vertraulich macht.“ (B8)

Darüber hinaus wird die Verfahrensintransparenz auch mit dem Schutz der Antragsteller begründet:

„Naja, ich bin schon für Diskretion: Zum Schutz derjenigen, die es ganz knapp nicht geschafft haben und dennoch sehr gut sind, ist dann eine Differenzierung an dem Punkt einfach auch schädigend für den nächsten Erfolg. Es muss - wenn es ein wissenschaftsgeleitetes System ist - auch einen gewissen Schutz für Bewertende und für Bewertete geben und dann eine Transparenz, wenn man sich durchgerungen hat. Es liegt auch in der Natur der Sache, dass da immer was durchgestochen wird. Das finde ich jetzt auch nicht weiter problematisch.“ (B6)

Bei den für Wissenschaftspolitik zuständigen Redakteuren stößt die Verfahrensintransparenz sogar auf ein gewisses Verständnis:

„Ja, schön wäre es natürlich, wenn ich dabei sitzen dürfte. Und genau wüsste: Wer hat wie entschieden. Aber eigentlich widerspricht das so einem Wettbewerb. Sie können das nicht öffentlich machen. Sie können danach auch nicht schreiben oder teilweise ist es ja doch öffentlich gemacht worden: Warum ist eine Uni es geworden? Warum ist es eine Uni nicht geworden? Man bekommt so Andeutungen immer. Nee, glaub ich nicht, dass das geht bei so einem Wettbewerb. Das muss eben schon in einem Gremium sein, was Kriterien, die natürlich relativ weich sind, vorgibt. Denn die Unis müssen sich ja an irgendwas halten. Aber sie können danach nicht sagen, aus diesen oder jenen Gründen sind die Unis es geworden.“ (J1)

Das bedeutet aber nicht, dass die Journalisten die boundary organizations nicht stärker in der Pflicht sehen, die Förderentscheidungen gegenüber der Öffentlichkeit besser zu begründen - zumal im Fall der Zukunftskonzepte, die als „Elite-“ oder „Exzellenzuniversitäten“ besonders im Fokus standen:

„Ja, ich glaube schon. Es wurden dann ja auch noch Verfahrensgeschichten verändert. Ich verstehe das - wie bei jeder Jurysitzung - es kommt zu Setzungen und es gibt nicht die absolute Wahrheit, der oder die ist jetzt am besten. Und an irgendeinem Punkt muss man sagen, das sind die Vor- und Nachteile bei den Kandidaten und wir treffen jetzt aber eine Entscheidung. Natürlich müssen keine Journalisten daneben sitzen, wenn es passiert. Aber es wird sehr wenig erklärt, warum das so ist. Warum die Entscheidung so ist. Auch bei den Exzellenzunis, die jetzt abgewählt wurden, zum Beispiel Freiburg, die durchgefallen sind oder so, ist auch nicht der Öffentlichkeit breit dargestellt worden, auch vertreten worden. Man hätte sich ja denken können, dass es eine Podiumsdiskussion gibt und die Jury vom Wissenschaftsrat und das interessierte Volk kann jetzt mal hören, warum man Freiburg abgesägt hat. Also das hat dann schon so ein komisches Gefühl von Mausecheln. Und die Freiburger sind ja jetzt massiv überall in der Presse herumgelaufen. Die haben gesagt, wir sind Opfer. Wir haben zwar alles richtig gemacht. Wir haben es genauso gemacht, wie wir es beantragt haben und wie es angeblich so toll war. Und jetzt haben wir es genauso gemacht und jetzt sägt man

9. *Exzellenz als boundary-work*

uns ab. Und da wir aber gar nicht wissen, ob das stimmt, also ob die wirklich diesen Antrag gemacht haben, ob es wirklich so war, dass die Gutachter gesagt haben, genauso sollt ihr es machen und dann kommen aber ein paar Jahre später andere Gutachter und sagen: Nee, so doch nicht. So wie die es jetzt darstellen. Kein Mensch weiß, ob es wirklich so war. Letztlich ist eben problematisch, wenn man so etwas dann nicht auch offensiv vertritt. Die müssten ihre Entscheidungen irgendwie offensiver vertreten.“ (J5)

Ohne Zweifel stößt die Wissenschaftskommunikation bei der Verfahrenstransparenz von Begutachtungsprozessen an ihre Grenzen: Speziell im Fall der Exzellenzinitiative galt es, das sicherlich berechnete Informationsinteresse der Öffentlichkeit gegen die Qualitätssicherung des Verfahrens abzuwägen. Um mögliche Rückwirkungen externer Beobachtung auszuschließen, fanden die Sitzungen des Bewilligungsausschusses unter Ausschluss der Öffentlichkeit statt. Das hat dann aber zur Folge, dass - wie in Kapitel 7 beschrieben - eben doch Verfahrensdetails an die Öffentlichkeit gerieten und Kritik am Entscheidungsprozess hervorriefen - ohne dass die Journalisten Informationen zur Prüfung solcher Angaben zugänglich gewesen wären. Eben dies begünstigt die in Kapitel 2 beschriebene Inflation nicht-wissenschaftlicher Publikationen über das Peer Review, welcher dann zwar nur anekdotische Evidenz zuzuschreiben ist, die aber nichtsdestotrotz Effekte auf die (wissenschafts-)öffentliche Wahrnehmung eines Begutachtungsverfahrens haben, wie in Kapitel 7 am Beispiel der Exzellenzinitiative belegt werden konnte. Es wird noch zu diskutieren sein, ob und inwiefern DFG und Wissenschaftsrat die Öffentlichkeit bei einer neuen Initiative von Bund und Ländern in Nachfolge der Exzellenzinitiative besser einbinden können, sofern sie wieder als Organisatoren mit der Durchführung eines solchen Programms beauftragt werden sollten.

9.3. Zwischenfazit

In diesem Kapitel war die Wissenschaftskommunikation der Entscheider bei den wissenschaftspolitischen Aushandlungsprozessen der Exzellenzinitiative analysiert worden. Dazu war im ersten Unterkapitel empirisch geprüft worden, wie die mediale Beobachtung auf die wissenschaftspolitischen Aushandlungsprozesse zwischen den Entscheidungsträgern zurückwirkte. Im zweiten Kapitel waren dann die internen Aushandlungsprozesse zwischen Wissenschaft und Politik Gegenstand der Analyse.

Mit Blick auf die dritte und vierte Forschungsfrage konnte nachgewiesen werden, dass die mediale Berichterstattung über die Förderung von Spitzenforschung an deutschen Universitäten auf die wissenschaftspolitischen Entscheidungsprozesse zurückwirkte. Konkret war bereits in Kapitel 7 herausgearbeitet worden, dass die fehlende Berücksichtigung der universitären Lehre im Begutachtungs- und Auswahlverfahren der Exzellenzinitiative als Defizit im medialen Diskurs identifiziert worden war. Entsprechend der durch die Framing-Analyse hergeleiteten medialen Konstruktion beschränkt sich die Exzellenz von Universitäten also nicht nur auf Spitzenforschung, sondern muss auch die Lehre in eine entsprechende Förderung mit einbeziehen. In Kapitel 9.1 wurde gezeigt, dass diese in den Medien formulierte Kritik an der Zusammenstellung der Auswahlkriterien bei den Entscheidern in Wissenschaft und Politik wahrgenommen worden war und in der Konzeptionierung des Entscheidungsverfahrens zur

zweiten Programmphase der Exzellenzinitiative adressiert worden ist. Die Prägung des Begriffs der „forschungsorientierten Lehre“ steht exemplarisch für diese Rückwirkung medialer Beobachtung auf die beobachteten Entscheidungsträger. Dabei ist einschränkend zu berücksichtigen, dass der Ursprung der Kritik an der Aussparung der Lehre bei der Exzellenzinitiative natürlich nicht identifiziert werden konnten. Und sie wurde auch nicht nur von Journalisten vorgebracht. In jedem Fall ist aber zu konstatieren, dass die Medien - ihrer Funktion entsprechend - ein Master-Forum zur gesamtgesellschaftlichen Aushandlung der Kriterien wissenschaftlicher Exzellenz im Sinne des Modells einer *gesellschaftlich kontextualisierten wissenschaftlichen Öffentlichkeit* bereitgestellt haben, in dem über die Kriterien wissenschaftlicher Exzellenz diskutiert werden konnte. Das mildert die im Fazit von Kapitel 7 formulierte Kritik an der vergleichsweise geringen Berücksichtigung von Studierenden in der Exzellenz-Debatte.

Im zweiten Unterkapitel war die Beobachtungskonstellation zwischen den Entscheidungsträgern aus Wissenschaft und Politik auf Grundlage des Konzepts der *boundary organization* analysiert worden. Dabei konnten wesentliche Eigenschaften von *boundary organizations* nachgewiesen werden: Bereitstellung von Moderatoren, Prinzipal-Agent-Verhältnisse, Etablierung einer *blackbox* sowie als gemeinsamer Nutzen die Stärkung des Wissenschaftsstandorts Deutschland. Dieser gemeinsame Nutzen war in Kapitel 3 als *boundary object* in Form eines symbolischen Kapitals interpretiert worden. Da symbolisches Kapital immer auf Wahrnehmung und Anerkennung durch dafür kompetente Beobachter basiert, muss für eine abschließende Betrachtung der Wissenschaftskommunikation bei der Exzellenzinitiative auch die Perspektive der Gutachtenden berücksichtigt werden. Eine solche Gesamtdarstellung der Wissenschaftskommunikation vor dem Hintergrund von Dürrenmatts Motiv *Vom Beobachten des Beobachters der Beobachter* wird im folgenden Kapitel vorgenommen.

9. *Exzellenz als* boundary-work

10. Synthese: Kommunizierte Exzellenz

Als Synthese der theoretischen Reflektion des Sichtarbeitsbegriffs stand am Ende von Teil I ein speziell für die Exzellenzinitiative entwickeltes Wissenschaftskommunikationsmodell. Es integriert die komplexe Akteurskonstellation der Exzellenzinitiative in eine gemeinsame Darstellung, indem es dieses Arrangement als Beobachtungskonstellation im Sinne von Friedrich Dürrenmatts Motiv *Vom Beobachten des Beobachters der Beobachter* beschreibt. Basierend auf dem in Teil II entwickelten Arbeitsplan wurden die daraus abgeleiteten Forschungsfragen in Teil III bearbeitet und die Resultate entlang der Differenzierung von Medien, Entscheidern und Antragstellern gegliedert dargestellt.

Auf Grundlage dieser empirischen Ergebnisse sowie weiterer Resultate aus anderen Studien zur Exzellenzinitiative soll nun geprüft werden, ob die entwickelte Heuristik die Wissenschaftskommunikation der Exzellenzinitiative tatsächlich adäquat abbildet. Nachdem die Beobachtungskonstellationen unter Rückgriff auf die in Teil I entwickelten theoretischen Perspektivierungen von Sichtbarkeit in den vorangegangenen Kapiteln geprüft worden waren, folgt dazu nun - wie von Flick gefordert - eine gemeinsame Darstellung. Sie verknüpft die per methodischer Triangulation erzielten empirischen Resultate mit dem auf Dürrenmatts Beobachtungsmotiv basierenden Wissenschaftskommunikationsmodell, welches zuvor als Synthese aus der theoretischen Reflektion des Sichtbarkeitsbegriffs gewonnen worden war. Ein Fokus liegt dabei auf den Prozessen wechselseitiger Beobachtungen und den daraus resultierenden Rückwirkungen auf die Handlungsweisen der an der Exzellenzinitiative beteiligten Akteure. Diese Wechselwirkungen charakterisieren die Wissenschaftskommunikation der Exzellenzinitiative als interaktiven Prozess. Auf Grundlage der Wissenschaftskommunikation der Exzellenzinitiative soll dann abschließend in Teil IV diskutiert werden, ob sich Dürrenmatts Beobachtungsmotiv prinzipiell auch als Heuristik zur integrativen Beforschung anderer Probleme der Wissenschaftskommunikation eignet.

Vom Beobachten und Beobachtet-Werden Nimmt man das in Kapitel 5 entwickelte und grafisch aufbereitete Modell für die Wissenschaftskommunikation der Exzellenzinitiative als Grundlage, gibt es für die folgende Darstellung keinen natürlichen oder am besten geeigneten Startpunkt. Vielmehr bedingt sich das im Modell abgebildete Beobachten und Beobachtet-Werden der an der Exzellenzinitiative beteiligten Akteure wechselseitig. Das schließt Hierarchisierungen innerhalb einzelner Beobachtungskonstellationen keineswegs aus, zum Beispiel in Form von Prinzipal-Agent-Verhältnissen für die *boundary work* zwischen Wissenschaft und Politik unter Vermittlung von *boundary organizations*. Wenn nun im Folgenden die mediale Konstruktion wissenschaftlicher Exzellenz als Ausgangspunkt der Argumentation gewählt wird, begründet sich dies - ohne die ausführliche Methodenkritik in Kapitel 11 vorwegnehmen zu wollen - mit der im Vergleich zu den anderen Methodenlinien höheren wissenschaftlichen

Evidenz der in diesem Projekt erzielten Resultate. Aber erst die gemeinsame Betrachtung aller Beobachtungen und ihrer Rückwirkungen auf die Beobachteten bildet die Wissenschaftskommunikation der Exzellenzinitiative adäquat ab. Das begründet auch den Bedarf für ein integratives Modell für Wissenschaftskommunikation.

Speziell die mediale Konstruktion wissenschaftlicher Exzellenz ist ungeachtet ihrer gesamtgesellschaftlichen Reichweite also nur eine Beobachtung von vielen. Die Medien haben die Exzellenzinitiative intensiv beobachtet: vor allem während der wissenschaftspolitischen Aushandlung dieses Forschungsförderprogramms sowie anlässlich der Bekanntgabe von Entscheidungen im Rahmen des Begutachtungs- und Auswahlverfahrens. Dann war der Nachrichtenwert der Exzellenzinitiative besonders groß. Mit ihrer Berichterstattung schufen die Medien ein im Prinzip gesamtgesellschaftliches Master-Forum, welches allerdings vor allem Politikern, Antragstellern sowie den Verfahrensorganisatoren DFG und Wissenschaftsrat offen stand. Trotzdem bildeten sich im Diskurs mediale Frames heraus, welche die Exzellenzinitiative und die damit assoziierte Förderung von Spitzenforschung an deutschen Universitäten mit ihren Auswirkungen auf das deutsche Wissenschaftssystem kontrovers diskutieren. Folgt man dem in Kapitel 4 vorgestellten normativen Vorschlag von Gerhards u. Schäfer (2011) für das Modell einer *gesellschaftlich kontextualisierten wissenschaftlichen Öffentlichkeit*, würden die im medialen Diskurs vorgetragenen Argumente idealerweise bei den wissenschaftspolitischen Aushandlungsprozessen der Exzellenzinitiative Berücksichtigung finden. Übersetzt in die Terminologie Dürrenmatts postuliert der Rückgriff auf dieses normative Öffentlichkeitsmodell Rückwirkungen medialer Beobachtungen auf die Handlungsweisen der Beobachteten: In diesem Fall auf jene Entscheidungsträger, welche die Exzellenzinitiative maßgeblich mitgestalten. Tatsächlich konnte in Kapitel 9 am Beispiel des Förderkriteriums der forschungsorientierten Lehre ein entsprechender Rückwirkungseffekt medialer Beobachtung auf die Ausgestaltung der Exzellenzinitiative durch die beobachteten Akteure der Wissenschaftspolitik sowie der bei der Exzellenzinitiative zusammenwirkenden *boundary organizations* nachgewiesen werden. Gleichwohl muss an dieser Stelle offen bleiben, welches Gewicht diesem Kriterium in der Beurteilung der Anträge durch die Gutachtenden tatsächlich beigemessen wurde. Die Interviews mit den wissenschaftlichen Mitgliedern des Bewilligungsausschusses deuten jedoch an, dass das Kriterium der forschungsorientierten Lehre in der Diskussion durchaus Beachtung gefunden hat.

Keine Hinweise fanden sich dagegen für direkte Rückwirkungen der medialen Beobachtung auf die Urteilsfindung der Peers in den Entscheidungsschritten, welche dem Verfahren vor dem Bewilligungsausschuss vorangegangen waren. Das ist das Ergebnis der von Möller u. a. (2012) vorgenommenen Befragung der Gutachtenden von Graduiertenschulen und Exzellenzclustern. Das ist wenig überraschend, weil die Mehrzahl der Gutachtenden aus dem Ausland kam und deshalb anzunehmen ist, dass sie die Berichterstattung über die Exzellenzinitiative in Deutschland nicht verfolgt haben. Die Definition des neuen Kriteriums forschungsorientierter Lehre für das Entscheidungsverfahren zur zweiten Programmphase der Exzellenzinitiative ab 2012 liefert jedoch Hinweise für einen indirekten Beobachtungseffekt durch die mediale Berichterstattung.

Dagegen gibt es Rückwirkungen auf die Antragsteller, welche sich am Beispiel des visuellen Framings der Exzellenzinitiative durch die Medien veranschaulichen lassen. Die in Kapitel 7

beschriebene grafische Umsetzung der Förderentscheidungen in Form von Abbildungen der deutschen Forschungslandschaft adressiert den von Michel Foucault in Kapitel 2 abgeleiteten Sichtbarkeitsmechanismus. Als Vergleichsmaßstab für die Performanz von Universitäten wählten die Journalisten das Abschneiden in den drei Förderlinien der Exzellenzinitiative, wobei die Förderung eines Zukunftskonzepts höher bewertet wurde als das Einwerben einer Graduiertenschule oder eines Exzellenzclusters. Das Anlegen dieses VERGLEICHSMASSTABS wirkt zunächst einmal auf die öffentliche Wahrnehmung der deutschen Universitäten vertikal DIFFERENZIEREND. Denn es konstruiert eine HIERARCHISIERUNG der Forschungsperformanz, welche oftmals durch symbolische Details - etwa eine Krone oder ein Leuchtturm für die mit einem Zukunftskonzept geförderten Universitäten - veranschaulicht wird. Die Motivation, diesem Exzellenzideal zu entsprechen, schuf Anreize zur HOMOGENISIERUNG der Universitätsprofile, um in der (wissenschafts-)öffentlichen Wahrnehmung nicht als von der Spitzenforschung AUSGESCHLOSSEN zu gelten. Die in Kapitel 2 vorgestellten Diagnosen des Wissenschaftsrats stützen diese Argumentation. Die Gespräche mit den Rektoren und Präsidenten dokumentieren, dass diese Darstellungsform der Ergebnisse der Exzellenzinitiative als gesamtgesellschaftlicher Katalysator für die Verbreitung von Reputation wirkt. Zusammenfassend lassen sich die Effekte des visuellen Framings der Exzellenzinitiative - welche die reine Ergebnisberichterstattung des Wettbewerbs begleiteten - als die Schaffung einer gesamtgesellschaftlichen Form von Sichtbarkeit universitärer Leistungsstärke interpretieren. Das darauf basierende symbolische Kapital im Sinne Pierre Bourdieus reicht damit weit über die wissenschaftlichen Fachgemeinschaften hinaus.

Damit gliedern sich die Medien in die Governance-Konstellation (bzw. die Beobachtungskonstellation) der Exzellenzinitiative ein. Aus Dürrenmatts Perspektive handelt es sich bei dem durch die Exzellenzinitiative vorgenommenen medialen Ranking um eine durch Beobachtung induzierte und die Wirklichkeit verändernde Konstruktion wissenschaftlicher Exzellenz, welche wiederum - wie gezeigt - über das medial erzeugte Master-Forum mit einer *gesellschaftlich kontextualisierten wissenschaftlichen Öffentlichkeit* verknüpft ist. Aber es gab noch mehr Beobachter universitärer Leistungsperformanz: zum Beispiel die Landes- und Bundespolitiker, die Gutachtenden sowie - vermittelt über das mediale Framing - Akteure aus der Wirtschaft als potenzielle Sponsoren. An dieser Stelle wird bereits der Mehrwert von Dürrenmatts Motiv *Vom Beobachten des Beobachters der Beobachter* deutlich: Es erlaubt zum einen die Einordnung sich potenzierender Beobachtungseffekte auf die Handlungsweisen der beteiligten Akteure sowie ihre Wahrnehmung durch weitere Beobachter.

Darüber hinaus zeigte die vorgenommene Analyse aber auch, dass die Möglichkeit zur Beobachtung von Wissenschaft(-skommunikation) mitunter auch gezielt verhindert wird, um die von Dürrenmatt postulierten Rückwirkungen auf die Beobachteten bewusst auszuschließen. Ein Beispiel dafür ist das Begutachtungs- und Auswahlverfahren der Exzellenzinitiative, welches auch für die Antragsteller nur bis zu einem gewissen Maße transparent war. Speziell der Bewilligungsausschuss war jeglicher externer Beobachtung verschlossen, also auch der Beobachtung durch die Medien. Die Organisation einer solchen *blackbox* durch die *boundary organizations* DFG und Wissenschaftsrat hatte zwei Vorteile: Zum einen schufen sie einen geschützten Raum, in welchem die politischen und wissenschaftlichen Mitglieder des Bewilligungsausschusses die potenziell konflikthafter Förderentscheidungen im Rahmen der Exzel-

10. Synthese: Kommunizierte Exzellenz

lenzinitiative aushandeln konnten. Zum anderen schützte die Abgeschlossenheit des Verfahrens die Gutachtenden, welche sich der Anonymität ihrer Urteile sicher sein konnten, sodass sie die Projektanträge unbefangen bewerten konnten. Offenbar gilt es also mitunter auch in einem Abwägungsprozess den Wert bestimmter Formen von Wissenschaftskommunikation gezielt zu prüfen, um dadurch andere Formen der Wissenschaftskommunikation, welche als wichtiger zu bewerten sind, zu schützen und zu fördern. Die Analyse der medialen Berichterstattung über die Exzellenzinitiative dokumentierte jedoch auch die Nachteile der angewandten policy: So konnte das Begutachtungs- und Auswahlverfahren in den Medien nur auf Grundlage anekdotischer Evidenz dargestellt werden, was eine Betonung der Fragilität wissenschaftlicher Urteilsfindung in Peer Review-gestützten Entscheidungsprozessen zur Folge hatte, wie in den Kapiteln 7 und 8 nachgewiesen werden konnte. Damit trug die Unterbindung evidenzbasierter Wissenschaftskommunikation durch die *boundary organizations* dazu bei, Zweifel an der Qualität des Begutachtungs- und Auswahlverfahrens in der wissenschaftsinteressierten Öffentlichkeit zu erzeugen. Wie in Kapitel 3 beschrieben, gibt es ohnehin schon eine Vielzahl nicht-wissenschaftlicher Publikationen, die sich kritisch mit dem Peer Review auseinander setzen. Zwar entsprechen diese Berichte in der Regel nicht den wissenschaftlichen Standards. Zusammen genommen können sie aber eine Stimmung an der wissenschaftlichen Basis erzeugen, welche das Vertrauen in die wissenschaftsinterne Kommunikation in Form des Peer Review mindert.

Die Abschließung des Bewilligungsausschusses nach außen bedeutet natürlich nicht, dass es nicht auch innerhalb des Bewilligungsausschusses Beobachtungskonstellationen gegeben hätte. Tatsächlich waren diese Beobachtungskonstellationen für den Erfolg der Wissenschaftskommunikation bei der Exzellenzinitiative sogar sehr entscheidend. Die Moderation dieser wechselseitigen Beobachtungsprozesse zwischen den politischen und wissenschaftlichen Mitgliedern war die zentrale Aufgabe des/der Vorsitzenden. Dass ihre Rollenwahrnehmung den Erfolg dieser Form von Wissenschaftskommunikation maßgeblich beeinflusst, konnte in Kapitel 9 gut dokumentiert werden. Ebenfalls konnten die Rückwirkungen politischer Beobachtung der wissenschaftlichen Mitglieder bei der finalen Entscheidungsfindung rekonstruiert werden - zumindest für die Jahre 2007 und 2012. Im Jahr 2006 schlug die Wissenschaftskommunikation zwischen Politik und Wissenschaft dagegen wohl auch deshalb fehl, weil keine politische Beobachtung der Entscheidungsfindung, welche zuvor von den wissenschaftlichen Mitgliedern des Bewilligungsausschusses vorgenommen worden war, möglich war.

Auch die am Beispiel der Aushandlung des Gleichstellungskriteriums dokumentierte *boundary work* lässt sich als wechselseitiger Beobachtungsprozess zwischen Wissenschaft und Wissenschaftspolitik mit Rückwirkungen auf den jeweils anderen interpretieren. Es stellte eines von zahlreichen Förderkriterien dar, welches die Gutachtenden bei der Beurteilung der Projektanträge zu berücksichtigen hatten. In Kapitel 3 waren die einzelnen Förderkriterien als Kapitalformen im Sinne von Pierre Bourdieus Kapitalmodell interpretiert worden, welche die Antragsteller gleichermaßen als Einsatz und Trumpf in die Begutachtung bei der Exzellenzinitiative eingebracht hatten. Aus Wahrnehmung und Anerkennung dieser Kapitalformen durch dazu kompetente Forscherkollegen im Rahmen der Peer Review resultierte dann jenes symbolische Kapital, welches die Medien in ihrem visuellen Framing mit einer Krone oder einem Leuchtturm kennzeichneten.

Die von Möller u. a. (2012, S. 45ff) vorgenommene Befragung der Gutachtenden von Graduiertenschulen und Exzellenzcluster liefert Hinweise auf die Gewichtung der Kriterien durch die Gutachtenden. Dazu waren die Gutachtenden gebeten worden, die einzelnen Begutachungskriterien auf einer 5-er Skala hinsichtlich ihrer Wichtigkeit für die persönliche Urteilsbildung einzustufen. Es konnte jedoch kaum bedeutsame Unterschiede zwischen den Kriterien gemessen werden:

„Die Ergebnisse des Mittelwertvergleichs zeigen zunächst, dass keines der Begutachungskriterien sowohl bei den Graduiertenschulen als auch bei den Exzellenzclustern von den Gutachterinnen und Gutachtern als unwichtig für die persönliche Urteilsbildung angesehen wurde. Der niedrigste Mittelwert lag sowohl bei den Graduiertenschulen als auch den Exzellenzclustern bei 3,6 und betraf das Kriterium Gleichstellung. Es zeigen sich aber zum Teil deutliche Unterschiede zwischen den einzelnen Begutachungskriterien und innerhalb der jeweiligen Oberkriterien. Sowohl bei den Graduiertenschulen in den Oberkriterien „Forschung und Umfeld“ und „Qualifizierungskonzept“ als auch bei den Exzellenzclustern in den Oberkriterien „Forschung“ und „beteiligte Forscherinnen und Forscher“ sind Begutachungskriterien zusammengefasst, die von den Gutachtenden in ihrer Wichtigkeit sehr unterschiedlich beurteilt wurden. Die Mittelwerte in dem Oberkriterium „Strukturen“ unterscheiden sich bei beiden Förderlinien hingegen nur wenig (...) Dieses Ergebnis ist vor allem im Hinblick auf die von den Gutachterinnen und Gutachtern vorgenommene Benotung relevant. Zum Abschluss der Antragsbegutachtung wurden die Gutachtenden gebeten, in geheimer Abstimmung jeweils eine Note zu jedem Oberkriterium abzugeben. Umso mehr Begutachungskriterien innerhalb eines Oberkriteriums zusammengefasst werden und je unterschiedlicher deren Wichtigkeit für die Urteilsbildung ist, desto unklarer wird, worauf sich das Gutachterurteil im jeweiligen Oberkriterium eigentlich bezieht (...) Im Hinblick auf den Entscheidungsprozess ist es aber wichtig festzuhalten, dass die Noten der Gutachterinnen und Gutachter nur eine orientierende Informationsquelle für das anschließende Auswahlverfahren durch den Bewilligungsausschuss gewesen sind. Die Sitzungsprotokolle, in denen zu jedem einzelnen Begutachungskriterium die Aussagen und Bewertungen der Gutachtenden enthalten sind, stellten nach Aussagen aus der DFG-Geschäftsstelle den bedeutenderen Faktor für die Förderentscheidung dar (ebd.2012, S. 45ff).“

Die Interviews mit den wissenschaftlichen Mitgliedern des Bewilligungsausschusses lieferten Hinweise auf eine feinere Differenzierung zwischen den einzelnen Kriterien: Während die Qualität der am Antrag beteiligten Wissenschaftler sowie die Qualität des Arbeitsprogramms für die eigene Urteilsbildung als besonders wichtig eingeschätzt worden war, galt zum Beispiel das Gleichstellungskriterium nach Anagebn eines wissenschaftlichen Mitglieds des Bewilligungsausschusses eher als ein „K.o.-Kriterium“. Diese Fokussierung auf die klassische wissenschaftsinterne Kommunikation passt zu weiteren Ergebnissen der Gutachterbefragung: Demnach gab mehr als die Hälfte der knapp 400 Gutachtenden an, zusätzlich zu den von der DFG bereit gestellten Informationen über die Antragsteller noch eigenständig vollständige Publikationslisten und Leistungsindikatoren recherchiert zu haben. Interessant außerdem: Knapp ein Viertel

der Befragten prüfte die Platzierung der Universität, an welcher das zu begutachtende Projekt verortet ist oder gewesen wäre, in Rankings (Möller u. a., 2012, S. 39). Letzteres überrascht insofern, als die Gutachtenden ja Graduiertenschulen und Exzellenzcluster bewerten sollten: also eher Fachbereiche und nicht ganze Universitäten. Es muss an dieser Stelle allerdings offen bleiben, um welche Art von Ranking es sich konkret gehandelt hat. Denkbar wäre zum Beispiel das Förderranking der DFG. Dieses Ergebnis ist ein Hinweis darauf, dass Rankings ungeachtet der Fragilität ihrer wissenschaftlichen Evidenz in der Wissenschaftskommunikation eine nicht zu unterschätzende Rolle spielen. Auch die Wissenschaftsjournalisten wissen zwar um die Schwächen solcher Ranglisten, berichten nach eigenen Angaben aber trotzdem mehr oder weniger über die Ergebnisse. Auch sie begründen ihre Berichterstattung vornehmlich mit ihrer Relevanz, welcher sie Rankings im medialen Diskurs zusprechen.

Die Befragung der Antragsteller bei der Exzellenzinitiative lieferte schließlich Hinweise auf die Beobachtungskonstellation zwischen Antragstellern und Gutachtenden im Panel Peer Review. Demnach wurde die Eignung der Gutachtenden in vielerlei Hinsicht mehrheitlich positiv bewertet, d.h. dass die Peers die Wahrnehmung und Anerkennung der verschiedenen Kapitalsorten der Antragsteller nach deren Einschätzung adäquat vornehmen konnten. Nur die disziplinäre Besetzung der Gutachtendengruppen fiel in der Bewertung im Vergleich zu den anderen abgefragten Kategorien etwas ab. Überwiegend positiv äußerten sich die Befragten zudem hinsichtlich des fachlichen Austausches: Die Antragsteller gaben an, hilfreiche Hinweise zur Verbesserung ihrer annoncierten Projekte erhalten zu haben. Diese Einschätzungen der befragten Antragsteller waren unabhängig vom späteren Fördererfolg. Auffällig war zudem, dass die Antragsteller die Situation im Panel zuvor alle geprobt hatten. Das erinnert an die Worte der F., welche in Dürrenmatts Novelle ihrem Widersacher Polyphem entgegnete, „was er Wirklichkeit nenne, sei inszeniert (ebd. 1986, S. 123).“

Fazit Auf Grundlage von Friedrich Dürrenmatts Motiv *Vom Beobachten des Beobachters der Beobachter* ist es in diesem Kapitel gelungen, die vielfältigen Formen der Wissenschaftskommunikation bei der Exzellenzinitiative in eine gemeinsame Darstellung zu integrieren und ihre Rückwirkungen auf die Handlungsweisen der beteiligten Akteure adäquat zu beschreiben. Dabei erwiesen sich die in den Kapitel 2 bis 4 entwickelten theoretischen Perspektivierungen von Sichtbarkeit als hilfreiche Instrumente, um die empirische Arbeit anzuleiten. Mittels Dürrenmatts Beobachtungs-Motiv ist es dann gelungen, die derart charakterisierten Beobachtungskonstellation zu ordnen und miteinander in Beziehung zu setzen. Nach einer Methodenkritik kann deshalb im abschließenden Teil dieser Arbeit diskutiert werden, ob und unter welchen Bedingungen sich Dürrenmatts Motiv *Vom Beobachten des Beobachters der Beobachter* auch im Allgemeinen als theoretische Fundierung zur Analyse anderer Probleme der Wissenschaftskommunikation eignet.

Teil IV.

Diskussion

11. Methodenkritik

Ein Modell für Wissenschaftskommunikation stellt nicht zuletzt angesichts des im ersten Kapitel beschriebenen Reflektionsbedarfs ein Desiderat der Forschung dar. In der vorliegenden Arbeit wurde ein solches Modell für Wissenschaftskommunikation am Beispiel der Exzellenzinitiative theoriegeleitet entwickelt und empirisch geprüft. Trotz Theorien- und Methoden-Triangulation weist aber auch dieses Forschungsprojekt konzeptionelle Defizite auf, welche natürlich bei der Beurteilung des resultierenden Wissenschaftskommunikationsmodells berücksichtigt werden müssen und deshalb im Folgenden diskutiert werden sollen.

Für den Fall der Kombination qualitativer und quantitativer Methoden mahnt Flick (2011, S. 96) an, beiden Zugangsarten einen gleichberechtigten Stellenwert im Forschungsprojekt einzuräumen. Flicks Empfehlung bezieht sich zum einen auf die Planung des Projekts und zum anderen auf die Bewertung und Darstellung der Ergebnisse. Diesbezüglich ist zu konstatieren, dass der Stellenwert der gewählten Methodenlinien und die daraus resultierende wissenschaftliche Evidenz in diesem Projekt unterschiedlich ist: Während für die Analyse der medialen Exzellenz-Debatte eine Vollerhebung bei den ausgewählten Analysemedien angestrebt worden war und Gespräche mit den für Wissenschaftspolitik zuständigen Redakteuren fast aller Analysemedien geführt wurden, können die Ergebnisse der Interviews mit den Entscheidern des Bewilligungsausschusses sowie die vorgenommene Antragstellerbefragung natürlich keinen Anspruch auf Repräsentativität stellen. Alles andere hätte auch den forschungsökonomischen Rahmen dieses Forschungsprojekts gesprengt.

Mit Blick auf die Fragestellung dieser Arbeit wiegen diese Defizite aber womöglich gar nicht so schwer: Vielmehr war schon bei der Konzeption des Forschungsvorhabens klar, dass die empirische Rekonstruktion der komplexen Beobachtungskonstellation bei der Exzellenzinitiative Fokussierungen notwendig machen würde. Dem trägt der hohe Stellenwert der Analyse der medialen Exzellenz-Debatte Rechnung, welcher aus dem theoretisch postulierten Beitrag der medialen Berichterstattung zur Wirkung der Exzellenzinitiative resultiert. Dieser Aspekt der Exzellenzinitiative war neu für das Verhältnis Wissenschaft-Forschungsförderung-Politik und verdiente deshalb besondere Aufmerksamkeit. Da die Medien zudem ein gesamtgesellschaftliches Master-Forum stellen, ließen sich aus der Analyse der medialen Exzellenz-Debatte gezielt die Positionen der weiteren beteiligten Akteure ableiten und für die darauf folgenden Analyseschritte nutzbar machen. Deshalb wurde die mediale Exzellenz-Debatte im Rahmen dieses Forschungsvorhabens besonders intensiv bearbeitet.

Auf dieser Grundlage konnten dann in einem weiteren Arbeitsschritt die Rückwirkungen der einzelnen Beobachtungskonstellationen gezielt geprüft werden. Angesichts der Vielzahl der beteiligten Akteure war es im Rahmen dieses Vorhabens wegen des zu erwartenden Aufwands aber nicht möglich, alle repräsentativ abzudecken. Für sich genommen lassen sich die einzelnen Methodenlinien demnach wie folgt bewerten:

11. Methodenkritik

- *Analyse der medialen Exzellenz-Debatte:* Die Analyse der medialen Exzellenz-Debatte hat qualitative und quantitative Methoden adäquat miteinander kombiniert. Zum einen sind die Ergebnisse der quantitativen Inhaltsanalyse das Resultat eines Messvorgangs, welcher auf Grundlage eines Codebuchs vorgenommen worden war, das wiederum zuvor induktiv durch eine qualitative Inhaltsanalyse entwickelt worden war. Zum anderen wurden die Ergebnisse der quantitativen Inhaltsanalyse durch Informationen ergänzt, welche mit dieser Methode nicht erfasst werden konnten und deshalb in qualitativen Interviews mit den für Wissenschaftspolitik zuständigen Redakteuren fast aller Analysemedien ermittelt worden waren. Damit entspricht das methodische Vorgehen bei der Analyse der medialen Exzellenz-Debatte dem Lehrbuchwissen der Kommunikationswissenschaft (vgl. Riesmeyer, 2011). Da der mediale Diskurs zur Förderung von Spitzenforschung an deutschen Universitäten in den besonders relevanten Titeln bei der Analyse zudem vollständig abgedeckt worden war, kann die Evidenz der Ergebnisse prinzipiell positiv bewertet werden - zumal auch die Reliabilität und Validität zufriedenstellend ausgefallen war (vgl. Kapitel 6.1.6 und 6.1.7).
- *Entscheiderbefragung:* Die Befragung der Mitglieder des Bewilligungsausschusses der Exzellenzinitiative stellt aus methodischer Perspektive einen Kompromiss dar. Als idealer Feldzugang wäre eine Teilnahme bei den entsprechenden Sitzungen wünschenswert gewesen. Das war aber nicht realistisch. Die alternativ gewählte Methode der qualitativen Interviews ermöglichte es immerhin, die relevanten Beobachtungskonstellationen zu rekonstruieren. Selbst dieses Vorgehen stieß allerdings angesichts der relativ geringen Teilnahmebereitschaft an seine Grenzen, weil es das *sample* limitierte. Immerhin konnten alle Vorsitzenden des Bewilligungsausschusses, die selbst kein Stimmrecht hatten und damit für die Rolle des Moderators prädestiniert waren, für die Teilnahme gewonnen werden. Dadurch ließen sich die theoretisch motivierten Annahmen zur Rolle der Organisatoren der Exzellenzinitiative als *boundary organizations* prüfen. Darüber hinaus waren sowohl politische, als auch wissenschaftliche Mitglieder des Bewilligungsausschusses im *sample* vertreten. Zudem wurden während des Gesprächs auch die Grenzen der Analysetiefe der Interviews sichtbar. Letztlich kann auch eine soziale Erwünschtheit im Antwortverhalten der Befragten nicht komplett ausgeschlossen werden: Dass der Autor dieser Arbeit die Entscheider als wissenschaftlicher Mitarbeiter des Dortmunder Instituts für Journalistik befragte, könnte diese zu einem Antwortverhalten motiviert haben, das den Medieneinfluss zum Beispiel auf das Förderkriterium Lehre überschätzt.
- *Antragstellerbefragung:* Das *sample* der Antragstellerbefragung war nicht zuletzt aufgrund der zu kurzen Vorbereitungszeit dieser Methodenlinie nicht repräsentativ. Zudem war der Rücklauf bei den Antragstellern zum Teil gering. Die Ergebnisse geben also nur einen begrenzten Einblick in die Wahrnehmung der Entscheidungsverfahren der Exzellenzinitiative durch die Antragsteller. Obwohl das *sample* Geförderte und Nicht-Geförderte umfasst, kann deshalb nicht gesagt werden, ob das Verfahren insgesamt tatsächlich so positiv bewertet wurde, wie es die vorliegenden Ergebnisse andeuten. Andererseits handelt es sich bei den Resultaten um die nach Kenntnis des Autors einzigen Informationen zur Verfahrensakzeptanz durch die Antragsteller vor allem von Gradu-

iertenschulen - zumal deren Einschätzungen in Unkenntnis der Förderentscheidungen getroffen wurden und damit einen potenziellen Bias ausschließen.

Als Fazit ist zu konstatieren, dass die für diese Studie vorgenommene methodische Triangulation die im speziellen Wissenschaftskommunikationsmodell identifizierten Beobachtungskonstellationen der Exzellenzinitiative prinzipiell angemessen abdeckt. Die Ergebnisse waren auch - wie von Flick empfohlen - in einer gemeinsamen Darstellung aufeinander bezogen dargestellt und unter Hinzunahme weiterer Literatur zur Exzellenzinitiative diskutiert worden (vgl. Kapitel 10). Die genannten Einschränkungen bei Entscheider- und Antragstellerbefragung schränken die wissenschaftliche Evidenz zwar ohne Zweifel ein, vermitteln aber trotzdem einen guten Eindruck von den Prozessen des wechselseitigen Beobachtens und Beobachtet-Werdens. Nur letzteres war schließlich das Ziel - und keine Evaluation des Begutachtungs- und Auswahlverfahrens der Exzellenzinitiative.

In diesem Sinne bestätigen die Resultate die im speziellen Wissenschaftskommunikationsmodell postulierten Beobachtungskonstellationen sowie die aus Friedrich Dürrenmatts Beobachtungs-Motiv abgeleiteten Rückwirkungen. Für eine zukünftige Beforschung von Wissenschaftskommunikation, welche auf der hier entwickelten Heuristik basiert, ist auf jeden Fall wieder eine Methoden-Triangulation zu empfehlen. Denn da Wissenschaft fest in gesellschaftliche Prozesse eingebunden ist, sind auch bei anderen Themen heterogene Akteurskonstellationen und damit assoziierte vielfältige Interessenlagen zu erwarten. Diese Arrangements dürften sich nur per Theorien- *und* Methoden-Triangulation adäquat abdecken lassen.

11. Methodenkritik

12. Kommunizierte Wissenschaft

Ziel der Arbeit war die theoriegeleitete Entwicklung eines analytischen Modells, welches die vielfältigen Formen von Wissenschaftskommunikation in eine gemeinsame Darstellung integriert. Als Ausgangspunkt diente das Fallbeispiel der Exzellenzinitiative. Ihr Sichtbarkeitsbegriff war zunächst aus theoretischer Perspektive reflektiert worden: Erstens als ein wissenschaftspolitisches Steuerungsinstrument, das - durch Medien verstärkt - den von Foucaults Disziplinbegriff abgeleiteten Sichtbarkeitsmechanismus adressiert und damit auf die Universitäten zurückwirkt. Zweitens als ein symbolisches Kapital, welches aus Wahrnehmung und Anerkennung universitärer Forschungsperformanz durch dafür kompetente Forscherkollegen resultiert. Und drittens als ein massenmedial beobachtetes Realitätskonstrukt, welches einen Deutungsrahmen für wissenschaftliche Exzellenz schafft und damit als Kristallisationspunkt für einen gesamtgesellschaftlichen Diskurs über das Anforderungsprofil von Universitäten in Deutschland dient.

Diese theoretischen Perspektivierungen offenbarten Beobachtungskonstellationen zwischen den an der Exzellenzinitiative beteiligten Akteuren. Dürrenmatts Motiv *Vom Beobachten des Beobachters der Beobachter* lieferte eine Heuristik, um diese Beobachtungskonstellationen in ein gemeinsames Modell von Wissenschaftskommunikation speziell für die Exzellenzinitiative zu integrieren. Schließlich wurde dieses spezielle Modell für Wissenschaftskommunikation auf seine prinzipielle Tauglichkeit zur Beschreibung der Beobachtungskonstellationen bei der Exzellenzinitiative hin empirisch geprüft - mit Erfolg: Denn das theoriegeleitete Vorgehen vermochte die komplexen Rückwirkungen dieser Beobachtungskonstellationen auf die Handlungsweisen der beteiligten Akteure adäquat abzubilden, wie die erzielten Ergebnisse dokumentieren. Ein Vergleich mit den bislang vorgeschlagenen Modellen für Wissenschaftskommunikation soll im Folgenden den Mehrwert von Dürrenmatts Motiv *Vom Beobachten des Beobachters der Beobachter* für die zukünftige Beforschung von Wissenschaftskommunikation aufzeigen.

Wider das Theoriedefizit der Wissenschaftskommunikationsforschung Anders als das in dieser Arbeit entwickelte Modell von Wissenschaftskommunikation sind die vorliegenden Wissenschaftskommunikationsmodelle *nicht* theoretisch fundiert. Darüber hinaus reduzieren ihre Autoren den Wissenschaftskommunikationsbegriff zum Teil allein auf die Kommunikation *aus der Wissenschaft heraus*. Eine genauere Betrachtung dieser Beschreibungen von Wissenschaftskommunikation legt zudem Widersprüche zwischen den drei Modellen offen:

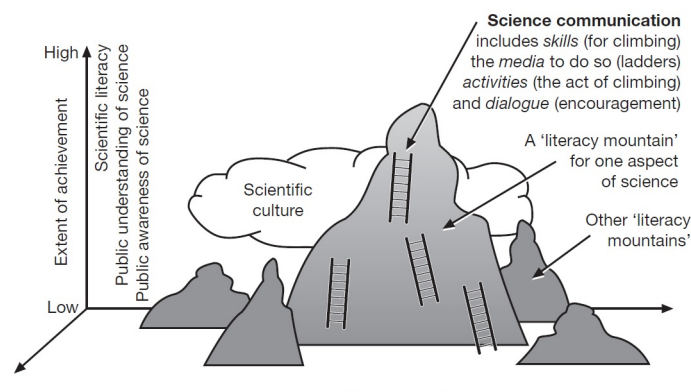
- Dernbach u. a. (2012, S. 3ff) unterscheiden drei Ebenen von Wissenschaftskommunikation: Auf der Makroebene werden Funktionen und Leistungen der Wissenschaft für die Gesellschaft kommuniziert. Sie charakterisieren Wissenschaft zum Beispiel als Innovationsquelle oder als Beratungsinstanz für politische Entscheidungsträger. Auf der

12. Kommunizierte Wissenschaft

Mesoebene kommunizieren wissenschaftliche Institutionen ihre konkreten Beiträge zu solchen politischen oder wirtschaftlichen Prozessen. Schließlich kommunizieren einzelne Forscher auf der Mikroebene ihre Forschungsergebnisse zum Beispiel über die Medien und machen sie damit einem breiten Publikum zugänglich. Das Ziel von Wissenschaftskommunikation ist also auf allen Ebenen eine Legitimationsbeschaffung für Wissenschaft.

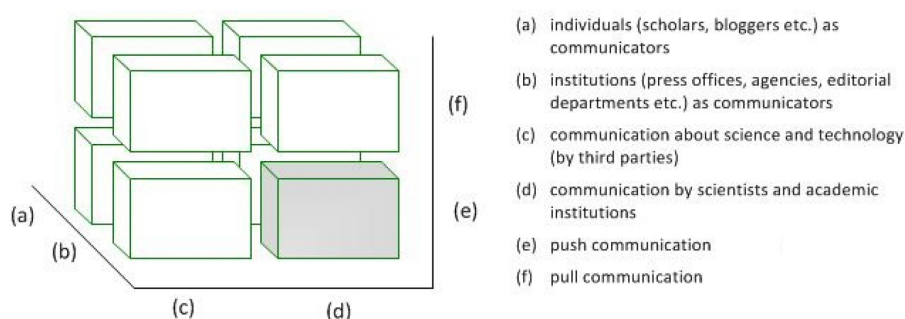
- Burns u. a. (2003) entwickeln einen normativen Wissenschaftskommunikationsbegriff in der Tradition des *Public Engagement with Science and Technology*: „Science communication (SciCom) is defined as the use of appropriate skills, media, activities, and dialogue to produce one or more of the following personal responses to science (the AEIOU vowel analogy): Awareness, Enjoyment, Interest, Opinion-forming, and Understanding (ebd. 2003, S. 183).“ Zur Veranschaulichung ihres Modells wählen die Autoren das Motiv des Bergsteigens (vgl. Abbildung 12.1), mit dem sie ihren Wissenschaftskommunikationsbegriff mit dem Popularisierungsthema verknüpfen. Demnach vermag die Aufmerksamkeit für ein wissenschaftliches Thema zum Aufstieg eines Berges zu motivieren. Mit zunehmender Höhe steigt die *scientific literacy* des Bergsteigers, wobei der Gipfel für ihn zwangsläufig unerreichbar bleibt. Wissenschaftskommunikation unterstützt diesen Aufstieg in vielfältiger Weise, indem sie ein *tool kit* zur Verständnis-erleichterung zur Verfügung stellt. Ganz in diesem Sinne begründen die Autoren den Wissenschaftskommunikationsbegriff normativ: „Science communication aims to enhance public scientific awareness, understanding, literacy, and culture by building AEIOU responses in its participants (ebd. 2003, S. 198).“ Diese normative Definition beschreibt also die Kommunikation wissenschaftlichen Wissens aus der Wissenschaft in eine diffuse (Laien-)Öffentlichkeit hinein.

Abbildung 12.1.: Burns u. a. (2003, S. 193) wählen die Analogie des Bergsteigens, um Wissenschaftskommunikation in ein gemeinsames Modell u.a. mit *Public Understanding of Science* und *scientific literacy* zu integrieren



- Marcinkowski u. Kohring (2014, S. 1 f.) schärfen den von Burns u. a. (2003) vorgeschlagenen Wissenschaftskommunikationsbegriff, indem sie drei Differenzierungen einführen: Erstens unterscheiden sie - wie auch Dernbach u. a. (2012) - zwischen Individuen und Institutionen als Wissenschaftskommunikatoren. Als Beispiel für diese analytische Trennung nennen sie die Berichterstattung über wissenschaftliche Resultate durch den Forscher selbst oder durch die Pressestelle der Institution, an welcher er angestellt ist. Zweitens differenzieren sie zwischen der Wissenschaftskommunikation *durch* die Wissenschaft und der Wissenschaftskommunikation *über* die Wissenschaft. Damit unterscheiden sie zum Beispiel die Selbstbeschreibungen wissenschaftlicher Institutionen von den Darstellungen externer Beobachter wie Journalisten. Drittens differenzieren sie zwischen zwei *modes of science communication*, welche Unterschiede im Verhältnis des Wissenschaftskommunikators zum Rezipienten abbilden. Im Fall der *push communication* versorgt der Wissenschaftskommunikator eine klar definierte Zielgruppe direkt mit Informationen, von denen er annehmen kann, dass sie für die Rezipienten von Interesse sind. Im Fall der *pull communication* macht der Wissenschaftskommunikator seine Informationen einem anonymen und undefinierten Publikum zugänglich, welches entsprechend der eigenen Interessen selbst darüber entscheidet, welche Informationen davon jeweils relevant sind. Beispiele dafür sind Wissenschaftsblogs oder Wikis. Entlang dieser Unterscheidungen entwickeln Marcinkowski u. Kohring (2014) ein dreidimensionales Modell von Wissenschaftskommunikation (vgl. Abbildung 12.2.).

Abbildung 12.2.: Modell für Wissenschaftskommunikation nach Marcinkowski u. Kohring (2014, S. 2)



Darin messen die Autoren einer Form von Wissenschaftskommunikation besondere Bedeutung bei: „[T]he lower right square of the first level, i.e., the push communication of academic institutions (usually executed by institutional press offices), has become the dominant form of public science communication and has tended to force other forms and functions of science communication into the background (ebd. 2014, S. 2).“ Zum Beispiel habe das von Burns u. a. (2003) formulierte Ziel der Steigerung der *scientific literacy* an Bedeutung verloren. In Anlehnung an Adorno und Horkheimer kritisieren die Autoren stattdessen eine „attention industry“ (ebd. 2014, S. 4), deren Entstehen sie auf den zunehmenden

Wettbewerb zwischen den wissenschaftlichen Institutionen zurückführen. Ihre Beispiele dafür: Exzellenzinitiative und Rankings.

Nach Lektüre dieser Arbeit dürfte aber klar sein, dass keines der drei gerade diskutierten Modelle die Wissenschaftskommunikation bei der Exzellenzinitiative adäquat beschreibt. Selbst der Vorschlag von Marcinkowski u. Kohring (2014) bildet nur Teilaspekte davon ab. Das hat drei Gründe: Erstens sind alle drei genannten Modelle asymmetrisch, d.h. sie beschreiben nur einseitig die Kommunikation eines Senders zu einem Empfänger. Dagegen zeigt der Fall der Exzellenzinitiative, dass Wissenschaftskommunikation ein symmetrischer Prozess mit wechselseitigen Rückwirkungen auf die Handlungsweisen der beteiligten Akteure ist. Solche Aushandlungsprozesse zwischen den Akteuren bleiben in den genannten Modellen jedoch verborgen.

Zweitens decken die vorgestellten Modelle das Spektrum der Wissenschaftskommunikation nur unvollständig ab: Kein Modell berücksichtigt angemessen die *scholarly communication* und auch die Kommunikation *über* die Wissenschaft wird allenfalls in Teilen abgedeckt. Im Modell von Dernbach u. a. (2012) finden die verschiedenen Formen von Kommunikation *über die Wissenschaft* zum Beispiel überhaupt keine Berücksichtigung. Marcinkowski u. Kohring (2014) berücksichtigen die beiden anderen Formen von Wissenschaftskommunikation zwar in ihrem Modell. Aber sie liefern keine plausible Begründung dafür, warum der von ihnen an anderer Stelle dokumentierte Ausbau der Presse- und Öffentlichkeitsarbeit an den Universitäten ein Indikator dafür sein soll, dass andere Formen von Wissenschaftskommunikation in den Hintergrund gedrängt werden¹. Ihre Ergebnisse dokumentieren lediglich, dass die Universitäten in den von ihnen als relevant betrachteten Akteurskonstellationen stärker Position beziehen und aktiver Wissenschaftskommunikation betreiben als früher. Ohne eine adäquate Beschreibung der Bedeutung der Kommunikation *über die Wissenschaft* und *innerhalb der Wissenschaft* lässt sich aber zum Beispiel die Wissenschaftskommunikation bei der Exzellenzinitiative nicht adäquat abbilden. Gerade das Begutachtungs- und Auswahlverfahren der Exzellenzinitiative ist dafür ein anschauliches Beispiel. Aus dem Defizit der unvollständigen Abdeckung des Spektrums der Wissenschaftskommunikation würde deshalb für den Fall der Exzellenzinitiative eine unvollständige Akteurskonstellation resultieren, weil zum Beispiel die gesamte wissenschaftsinterne Kommunikation im Rahmen des Peer Review sowie die Aushandlungsprozesse zwischen Wissenschaft und Politik keine Berücksichtigung im Modell von Dernbach u. a. (2012) finden würden.

Drittens differenzieren die Modelle auch nicht angemessen zwischen den einzelnen Akteuren: Zum Beispiel verfolgen DFG und Wissenschaftsrat als *boundary organizations* bei der Exzellenzinitiative andere Kommunikationsziele als die Universitäten. Im Modell von Marcinkowski u. Kohring (2014) würden sie dagegen gemeinsam bei den wissenschaftlichen Institutionen verortet. Dieses Beispiel zeigt, dass sich die Akteure nicht in ein vordefiniertes Raster einsortieren lassen. Vielmehr gilt es, je nach Forschungsgegenstand die jeweiligen Eigeninteressen der Akteure adäquat miteinander in Beziehung zu setzen.

¹Zum Ausbau der Presse- und Öffentlichkeitsarbeit an deutschen Universitäten vgl. ausführlich Marcinkowski u. a. (2014a), Marcinkowski u. a. (2014b) und Marcinkowski u. a. (2013).

Ein allgemeines Modell für Wissenschaftskommunikation Das in dieser Arbeit auf Grundlage von Friedrich Dürrenmatts Motiv *Vom Beobachten des Beobachters der Beobachter* für den Fall der Exzellenzinitiative entwickelte Wissenschaftskommunikationsmodell adressiert die Schwachstellen der anderen Modelle: Erstens beschreibt es die Rückwirkungen des gegenseitigen Beobachtens und Beobachtet-Werdens auf die Handlungsweisen der an der Exzellenzinitiative beteiligten Akteure. Damit charakterisiert es Wissenschaftskommunikation als einen wechselseitigen sozialen Prozess. Zweitens integriert es alle Formen von Wissenschaftskommunikation in ein gemeinsames Modell. Drittens erlaubt es auch, innerhalb der verschiedenen Wissenschaftskommunikationsformen angemessen zwischen den einzelnen Akteuren mit ihren jeweiligen Eigeninteressen zu differenzieren. Und viertens liefert Dürrenmatts Beobachtungs-Motiv gewissermaßen eine Meta-Ebene, um verschiedene theoretisch fundierte Beobachtungskonstellationen zwischen Akteuren strukturiert miteinander in Beziehung zu setzen. Die Resultate der vorliegenden Arbeit können dafür als Beleg gelten.

Diese Eigenschaften dürften es erlauben, neben der Exzellenzinitiative zukünftig auch noch weitere Probleme der Wissenschaftskommunikation auf Grundlage von Dürrenmatts Motiv *Vom Beobachten des Beobachters der Beobachter* zu analysieren. Denn im Prinzip dürfte sich das in dieser Arbeit vorgeschlagene Modell durchaus als Grundlage zur Beforschung von Wissenschaftskommunikation im Allgemeinen eignen. Da sich aber die Beobachtungskonstellationen von Fall zu Fall unterscheiden, wird ein auf Dürrenmatts Beobachtungs-Motiv basierendes Modell stets an die jeweilige Themenstellung angepasst werden müssen. Dies sollte - wie in dieser Arbeit geschehen - idealerweise auf Grundlage einer Theorien-Triangulation erfolgen, welche die relevanten Beobachtungskonstellationen abbildet. Deren Synthese stellt dann jeweils ein spezielles Modell für Wissenschaftskommunikation dar. Eine grafische Visualisierung des in dieser Arbeit entwickelten Wissenschaftskommunikationsmodells, welches einen Allgemeingültigkeitsanspruch stellen könnte, kann deshalb - anders als bei Burns u. a. (2003) und Marcinkowski u. Kohring (2014) - an dieser Stelle nicht präsentiert werden. Eine solche Grafik muss - wie in Kapitel 5 geschehen - stets fallbezogen entwickelt werden.

Das bedeutet natürlich nicht, dass bei der weiteren Beforschung von Wissenschaftskommunikation nicht auch auf die in dieser Arbeit entwickelten Perspektivierungen zurückgegriffen werden könnte. Schließlich adressieren alle Perspektivierungen mehr oder weniger direkt Reputation. Und Reputation ist ein zentraler Selbststeuerungsmechanismus von Wissenschaft.

Ausblick auf künftige Forschung Wie in Kapitel 1 angedeutet, ist der Reflektionsbedarf über Wissenschaftskommunikation groß. Das in dieser Arbeit entwickelte Modell liefert einen Startpunkt, um weitere Probleme der Wissenschaftskommunikation zu beforschen. Aktuell wird wohl kein anderes Thema so intensiv diskutiert wie das Problem der Qualitätssicherung in der Wissenschaft. Zum Beispiel verpflichteten sich im November 2014 zahlreiche Fachzeitschriften, darunter *Science* und *Nature*, einem Kodex, um die Reproduzierbarkeit und Transparenz der in ihren Fachzeitschriften publizierten Forschungsergebnisse zu steigern (vgl. z.B. McNutt, 2014, S. 679).

Exemplarisch für Chancen und Grenzen der darin zum Ausdruck kommenden wissenschaftlichen Selbststeuerung steht der Umgang mit wissenschaftlichem Fehlverhalten, welcher sich durch Analyse der zugehörigen Wissenschaftskommunikation erforschen lässt, etwa entlang

der Entdeckungswege von Fehlverhalten: Das Spektrum reicht von Online-Plattformen wie *PubPeer*, auf denen publizierte Studien von der *scientific community* mit Blick auf ihre Qualität kritisch diskutiert werden, bis hin zu *retraction notices*, welche in Fachzeitschriften im Fall des Zurückziehens von Fachartikeln ggf. über die Gründe für die Zurücknahme informieren, sowie Pressemitteilungen wissenschaftlicher Institutionen und journalistischer Berichterstattung. Diese Quellen deuten bereits an, dass der Umgang mit wissenschaftlichem Fehlverhalten eine komplexe Beobachtungskonstellation konstituiert, welche es - wie bei der Exzellenzinitiative - aufzuschlüsseln gilt.

Auch dabei kann Dürrenmatts Motiv *Vom Beobachten des Beobachters der Beobachter* auf einer Meta-Ebene nützlich sein, um die verschiedenen Beobachtungskonstellationen zu strukturieren und miteinander in Beziehung zu setzen. Denn die mit der Verhandlung von Fehlverhalten befassten Institutionen wissen, dass sie dabei unter Beobachtung stehen und ihre abzuwägenden Entscheidungen Rückwirkungen in vielerlei Hinsicht haben: Von der Demonstration der Durchsetzungsfähigkeit wissenschaftlicher Normen (vgl. dazu allg. Foucault, 1977) bis hin zur Beschämung unredlicher Wissenschaftler (vgl. dazu allg. Braithwaite, 1989) mit den daraus resultierenden Konsequenzen für diese unredlichen Forscher. Es handelt sich also um eine Konstellation wechselseitiger Beobachtungen interessen geleiteter Akteure mit nur schwer kalkulierbaren Rückwirkungen auf ihre Handlungsweisen. Deshalb bietet es sich an, die Wissenschaftskommunikation wissenschaftlichen Fehlverhaltens ausgehend von einer Beobachtungskonstellation zu rekonstruieren: ähnlich dem Vorgehen der F. in Friedrich Dürrenmatts Novelle *Der Auftrag*.

13. Handlungsempfehlungen

Um einen Vorschlag für ein allgemeines Modell von Wissenschaftskommunikation zu entwickeln, hatte sich der Autor für diese Arbeit das *Beobachten des Beobachters der Beobachter* bei der Exzellenzinitiative zur Aufgabe gemacht. Während aber die schon von Berufs wegen beobachtende F. in Friedrich Dürrenmatts Novelle *Der Auftrag* das Verschwinden Tina von Lamberts nach *journalistischen* Maßstäben rekonstruierte, zeichnete der Autor der vorliegenden Arbeit nach *wissenschaftlichen* Maßstäben die Wissenschaftskommunikation bei der Exzellenzinitiative nach. Trotz der unterschiedlichen Herangehensweise haben die Rechercheergebnisse der F. und die Forschungsergebnisse des Autors eine Gemeinsamkeit: Sie fügen einer komplexen Beobachtungskonstellation eine weitere Beobachtung hinzu. Das wirft konsequenterweise die Frage nach den jeweiligen Rückwirkungen dieser Beobachtungen auf die jeweils Beobachteten auf. Während aber die Effekte der Beobachtungen der F. an dieser Stelle nicht verraten werden, sollen im Folgenden mögliche wünschenswerte Beobachtungseffekte der vorliegenden Untersuchung auf die Beobachteten in Form von konkreten Handlungsempfehlungen reflektiert werden.

Dass die Beobachtung die Wirklichkeit im Moment der Beobachtung verändert, hatte ja schon der Physiker Werner Heisenberg erkannt. Die Reaktivität der Befragungsinstrumente, welche u.a. zur Beobachtung der Wissenschaftskommunikation bei der Exzellenzinitiative zum Einsatz kamen, macht dieses Messproblem auch für die Sozialwissenschaften anschaulich und wurde bei der Methodenkritik diskutiert. Ähnlich den Beobachtungen des Logikers D., dessen per Fernrohr vorgenommene Beobachtungen Verhaltensänderungen der Beobachteten zur Folge hatte, hat auch die Veröffentlichung der in dieser Arbeit vorgenommenen Beobachtung im Prinzip das Potenzial, auf die Handlungen der beobachteten Akteure zurückzuwirken. Tatsächlich resultieren aus dieser Arbeit einige Denkanstöße und Handlungsempfehlungen für die weitere wissenschaftspolitische Debatte.

Ausgestaltung einer neuen Bund-Länder-Initiative Mit einer neuen Bund-Länder-Initiative möchte die Gemeinsame Wissenschaftskonferenz die „Dynamik der Exzellenzinitiativen auch für die Zukunft erhalten (GWK, 2014, S. 1).“ Unklar ist aber noch die konkrete Ausgestaltung eines neuen Forschungsförderprogramms, dessen Konzeption zudem die Ergebnisse des Evaluationsberichts der von der GWK eingesetzten internationalen Expertenkommission berücksichtigen soll und sich damit frühestens im Jahr 2016 finalisieren ließe. Aber spätestens seit die DFG (2015) auf ihrem Neujahrsempfang 2015 ihre Vorstellungen für zukünftige „Exzellenzzentren“ formulierte, ist die öffentliche Diskussion über die Ausgestaltung der kommenden Bund-Länder-Initiative eröffnet - ohne dass bislang eine klare Linie zu erkennen wäre. Im Gegenteil: Während zum Beispiel der Wirtschaftswissenschaftler Uwe Schneidewind und der CHE-Geschäftsführer Frank Ziegele (2015, S. 61) zukünftig auch andere universi-

13. Handlungsempfehlungen

täre Leistungsdimensionen neben Spitzenforschung berücksichtigen möchten und sich davon neue Impulse für die Differenzierung des deutschen Universitätssystems erhoffen („Mehr Breite wäre Spitze!“), warnt Helmholtz-Präsident Jürgen Mlynek (2015, S. 67) vor einer solchen Aufgabe der Fokussierung auf die Förderung von Spitzenforschung („Spitze ist nicht überall!“)¹. Mlyneks Sorge ist nicht unbegründet: Zwar hält sich die Politik bislang mit Details zurück, aber die Pressemitteilung der GWK geht in eben diese Richtung: „Auf Grundlage der geplanten neuen verfassungsrechtlichen Gestaltungsspielräume sollen die Hochschulen bei der Ausbildung fachlicher und strategischer Profile unterstützt werden, die sich auf alle Leistungsbereiche beziehen können (GWK, 2014, S.1).“

Da die neue Bund-Länder-Initiative zuvorderst eine wissenschaftspolitische Weichenstellung darstellen wird, möchte der Autor an dieser Stelle nicht auch noch seine eigene Meinung darüber abgeben, ob es nun sinnvoller ist, weitere universitäre Leistungsdimensionen in einem neu zu gestaltenden Förderformat zu berücksichtigen oder weiter allein auf die Förderung von Spitzenforschung zu setzen. Ohnehin kann eine fundierte Empfehlung nur in Kenntnis der Berichte vorgenommen werden, welche DFG, Wissenschaftsrat sowie die von der GWK eingesetzte internationale Expertenkommission erst in den kommenden Monaten veröffentlichen werden.

Stattdessen muss an dieser Stelle eine kurze Reflektion über die Ausweitung des Förderprogramms auf zusätzliche Leistungsdimensionen der Universitäten genügen. Würde diese Ausweitung bei einer neuen Bund-Länder-Initiative tatsächlich implementiert, ließe sich das in Anlehnung an die Argumentation in Kapitel 2 wieder am besten mit einer Analogie zu Rankings beschreiben: Im Ergebnis würde in der öffentlichen Wahrnehmung ein vormals eindimensionales und allein auf Spitzenforschung zielendes Ranking (Exzellenzinitiative) auf ein multidimensionales Ranking (neue Bund-Länder-Initiative) umgestellt. Das würde umso mehr gelten, falls nicht - wie bei der Exzellenzinitiative - Projekte zeitlich relativ kurz befristet gefördert, sondern den Universitäten auch „längerfristige Zukunftsperspektiven“ (ebd. 2014, S.1) eröffnet werden würden. In jedem Fall würde eine solche Ausgestaltung einer neuen Bund-Länder-Initiative eine neue Form von Leistungstransparenz schaffen, weil die abgebildeten Leistungsdimensionen der Vielfalt universitärer Leistungen besser gerecht werden würden. Darüber hinaus würde wohl auch das öffentliche Bewusstsein für das breite Aufgabenspektrum der Universitäten geschärft. In der Folge ließen sich womöglich neue Profilbildungsprozesse an den Universitäten anstoßen und die vom Wissenschaftsrat in Folge der Exzellenzinitiative identifizierten Homogenisierungstendenzen universitärer Profile mit Blick auf Spitzenforschung aufbrechen. Ob sich aber auch eine ähnlich große Mobilisierungswirkung erzielen ließe, wie sie der Exzellenzinitiative gemeinhin zugeschrieben wird, kann an dieser Stelle nicht beurteilt werden. In jedem Fall ist eine adäquate Begleitforschung zu dieser neuen Bund-Länder-Initiative zu empfehlen, um den weiteren Diskurs auf einer evidenzbasierten Grundlage zu führen.

Mehr Transparenz in der Forschungsförderung DFG und Wissenschaftsrat, welche bei der Exzellenzinitiative zusammenwirken, schirmten das Begutachtungs- und Auswahlverfahren

¹Mlyneks Sorge ist sicherlich nicht frei von Eigennutz, denn die Mitglieder der Helmholtz-Gemeinschaft sind vielfach Partner der Universitäten in der Exzellenzförderung.

dieses Förderprogramms vollständig von der Öffentlichkeit ab. Diese Maßnahme diene zum einem dem Schutz der Anonymität der Gutachtenden und zum anderen der Bereitstellung eines abgeschlossenen Forums zum offenen Austausch für die Vertreter aus Wissenschaft und Politik im Bewilligungsausschuss. Diesen Vorteilen steht als Nachteil eine Einschränkung der Wissenschaftskommunikation gegenüber: Zum Beispiel konnten Journalisten ungeachtet des großen öffentlichen Interesses an der Exzellenzinitiative auf keiner adäquaten Grundlage über die Entscheidungsfindung berichten; Erfolgsrezepte ließen sich allenfalls indirekt rekonstruieren. Stattdessen mussten sich die berichtenden Journalisten vielfach auf anekdotische Evidenz verlassen, darunter prominent vorgebrachte Einzelmeinungen nicht-geförderter Antragsteller oder Landespolitiker, deren Universitäten im Wettbewerb nicht erfolgreich waren. Diese und andere Stimmen vermengten sich zu einer Vielzahl nicht nachprüfbarer Einzelmeinungen, bei denen sich kaum mehr unterscheiden ließ zwischen berechtigter Verfahrenskritik und bloßer Enttäuschung. Als Konsequenz konnte die wissenschaftlich interessierte Öffentlichkeit trotz des enormen Verfahrensaufwands nicht vollständig von der Qualität des Entscheidungsverfahrens überzeugt werden, wie das kontroverse mediale Framing dokumentiert. Solche Berichte fügen sich ein in einen großen Textkorpus nicht-wissenschaftlicher Literatur, welche die Eignung des Peer Review kritisch betrachtet und empirisch nicht-fundierte Zweifel an diesem zentralen Steuerungsinstrument der Forschungsförderung auch an der wissenschaftlichen Basis begründet.

Für eine zukünftige Bund-Länder-Initiative in Nachfolge der Exzellenzinitiative wird DFG und Wissenschaftsrat deshalb empfohlen, die Transparenz des Begutachtungs- und Auswahlverfahrens zu steigern. Dass eine solche Transparenzsteigerung gelingen kann, ohne die genannten Vorteile einer *blackbox* aufzugeben, zeigt ein Blick in die Manuskriptbegutachtung. Dort haben sich in der jüngeren Vergangenheit zahlreiche innovative Formate herausgebildet, welche die Transparenz wissenschaftsinterner Begutachtungsprozesse steigern. Ein Beispiel dafür ist das *Transparent Peer Review* des *EMBO Journal*. Seit 2009 veröffentlicht diese Fachzeitschrift mit molekularbiologischem Themenschwerpunkt im Einverständnis mit den Autoren neben dem jeweiligen Fachartikel auch die zugehörige Korrespondenz im Rahmen des Peer Review mit dem *Editorial Board* sowie mit den anonymen Gutachtenden. Bei den Autoren stößt dieses optionale Angebot nach Angaben von Bernd Pulverer (2010, S. 3891), dem *Editor-in-Chief* des *EMBO Journal*, auf große Resonanz. Pulverer bezeichnet diese Verfahrensform als „transparent black box“ (ebd. 2010, S. 3891). Dass das kein Widerspruch ist, dokumentiert die nähere Betrachtung dieses Modells: Denn einerseits behält die Veröffentlichung der Korrespondenzen den entscheidenden Vorteil der *blackbox* - nämlich die Anonymität der Gutachtenden - unverändert bei. Andererseits steigert das vom *EMBO Journal* angebotene Verfahren die Transparenz gegenüber Modellen der klassischen Manuskriptbegutachtung, indem weitere Prozesse der Wissensproduktion - und dazu zählen eben auch die Hinweise der anonymen Gutachtenden - vollständig abgebildet werden. Dem Mehraufwand, welcher aus der Aufbereitung der Korrespondenzen zwischen den Autoren eines Fachartikels und ihren Gutachtenden resultiert, stellt Pulverer folgende Vorteile gegenüber:

„Why invest so much effort into these reports? A key aim is to show that the refereeing process is usually constructive and effective. Of course, a diverse set of opinions follow many papers, but the expert reader will readily discern the

13. Handlungsempfehlungen

divergent expertise of the referees. Peer review is much maligned, and we hope systematically showcasing the reports may quell some of these concerns. Furthermore, these files can serve as educational tools: peer review is very much at the core of the research process and yet it is rarely formally taught (ebd. 2010, S. 3891).“

Bei der Forschungsförderung ist die ohne Zweifel anzustrebende Transparenzsteigerung aber komplizierter: Es geht nicht um die Gutachten bewilligter Fachartikel, deren Inhalte ohnehin publiziert werden, sondern um die Bewertung vielfach auch institutioneller Strategien und Forschungsideen, welche es erst noch umzusetzen gilt. Dass diese Informationen geschützt werden müssen, steht außer Frage. Eine Veröffentlichung der Gutachten, deren Qualität sich nur in Kenntnis der Anträge beurteilen ließe, ist deshalb nicht realistisch.

Ohnehin dokumentieren die Ergebnisse der Analyse des medialen Framings bei der Exzellenz-Debatte, dass in der Öffentlichkeit weniger das *panel peer review* kritisch beurteilt wurde, sondern die daran anschließenden Entscheidungsprozesse. Das gilt vor allem für den Bewilligungsausschuss, dessen Zusammensetzung mit politischen und wissenschaftlichen Mitgliedern ganz besonders Gegenstand öffentlichen Interesses war. Die Entscheidungen dieses Gremiums basieren wiederum auf einer in ihrer Komplexität reduzierten Informationsgrundlage (vgl. Kapitel 3). An dieser Stelle wäre mehr Verfahrenstransparenz möglich. In Abhängigkeit der konkreten Verfahrensausgestaltung ist DFG und Wissenschaftsrat deshalb zu empfehlen, die anonymisierten Protokolle eines Entscheidungsgremiums ähnlich dem Bewilligungsausschuss der interessierten Öffentlichkeit zur Verfügung zu stellen. Denn zum einen ist der Auskunftsanspruch der Öffentlichkeit unbestritten. Zum anderen bietet eine Transparenzsteigerung die Chance, das Vertrauen an der wissenschaftlichen Basis in die Verteilungsgerechtigkeit bei der Ressourcenvergabe zu fördern. Das gilt natürlich auch für die Verfahrenslegitimation in der nicht-wissenschaftlichen Öffentlichkeit.

Die Vorteile einer *blackbox* würden durch eine solche Reform des Begutachtungs- und Auswahlverfahrens nicht entfallen: Die Gutachtenden blieben in ihren Urteilen weiterhin anonym und inhaltliche Details aus den Anträgen blieben geheim. Und durch eine entsprechende Gestaltung eines Ergebnisprotokolls, welches sich auf die Kernargumente beschränkt und nicht zwischen wissenschaftlichen und politischen Vertretern differenziert, bliebe auch das geschlossene Forum erhalten, welches Wissenschaft und Politik für ihre Aushandlungsprozesse benötigen. Demgegenüber rechtfertigt die Chance auf eine Steigerung der Verfahrenstransparenz den zu erwartenden Mehraufwand bei der Aufbereitung der entsprechenden Unterlagen. Bei einem Forschungsförderprogramm dieses Ausmaßes gilt es eben auch, die interessierte Öffentlichkeit von der Qualität der Förderentscheidungen zu überzeugen. Diese Empfehlung kann im Prinzip auch für die Arbeit des Hauptausschusses der DFG übernommen werden, in dem ebenfalls Vertreter aus Wissenschaft und Politik vertreten sind.

Mehr Kooperation in der Wissenschaftspolitikberichterstattung Muss der Wissenschaftsjournalismus politischer werden? Mit dieser Frage beschäftigten sich die Teilnehmer eines Panels auf der Wissenswerte 2014, einem Forum für Wissenschaftsjournalismus. Ausgangspunkt war eine Defizit-Analyse. So heißt es im Programmheft: „Wissenschaftsjournalisten haben, so scheint es, einen vielleicht nicht blinden Fleck, aber doch einen deutlich sehbehinderten

Blick, wenn es um die Strukturen des Wissenschaftssystems geht: Forschungspolitik und Berichte über Finanzierung und andere Hintergründe des Forschungssystems finden sich in den Wissenschaftsressorts nur wenig.“ Die Ergebnisse der vorliegenden Studie bestätigen diesen Eindruck: Mit Ausnahme der *ZEIT* ging die mediale Exzellenz-Debatte weitestgehend an den klassischen Wissenschafts- und Wissen-Ressorts der Analysemedien vorbei.

Glaubt man dem Kommunikationswissenschaftler Markus Lehmkuhl (2014) von der FU Berlin, blieben aber auch nach dem Panel auf der Wissenswerte einige Fragen offen: „Was unter wissenschaftspolitischen Themen zu verstehen ist, die einer größeren journalistischen Beachtung würdig sind, blieb auf der Session im Ungefähren. Es blieb unklar, ob damit nur das gemeint ist, was heute unter der Rubrik Hochschule und Bildung von einer Reihe von Tageszeitungen mehr oder minder regelmäßig gedruckt wird.“ Darauf ließe sich antworten, dass diese Aspekte keineswegs erschöpfend wären für einen politischeren Wissenschaftsjournalismus.

Vielleicht lassen sich die Unklarheiten in der Begriffsbestimmung dadurch erklären, dass die Forderung nach einem politischeren Wissenschaftsjournalismus geradezu reflexartig Assoziationen mit Parteiengezänk wie bei der zähen Aushandlung der Exzellenzinitiative auslöst. Nun zeichnet sich das Wissenschaftssystem aber gerade durch ein hohes Maß an Selbststeuerung aus, welches politische Einflussnahmen in vielen Bereichen begrenzt. Ob die Regulierung von Fehlverhalten, der Umgang mit dem Publikationsbias oder Forschung mit *dual-use*: das Themenfeld des wissenschaftspolitischen Journalismus ist weitaus breiter als die klassische Forschungsförderung, welche in den von Lehmkuhl angesprochenen Rubriken abgehandelt werden. Man könnte auch sagen, dass es sich um ein Themenfeld „zwischen den Ressorts“ von Politik und Wissen(schaft) handelt.

Von einer engeren Zusammenarbeit würden Redakteure beider Ressorts profitieren: Während die Wissenschaftsjournalisten ihr für den jeweiligen Bereich erforderliches Fachwissen einbringen, würden die politischen Redakteure mit der ihnen eigenen Perspektive Interessen klarer sichtbar machen können. Es wäre deshalb wünschenswert, wenn Redakteure beider Ressorts Themen an der Schnittstelle von Wissenschaft und Politik zukünftig regelmäßiger gemeinsam recherchieren würden.

13. Handlungsempfehlungen

Teil V.

Anhang

A. Literaturverzeichnis

- [acatech u. a. 2014] ACATECH (Hrsg.) ; UNION DER DEUTSCHEN AKADEMIEEN DER WISSENSCHAFTEN (Hrsg.) ; DEUTSCHE AKADEMIE DER NATURFORSCHER LEOPOLDINA (Hrsg.): *Zur Gestaltung der Kommunikation zwischen Wissenschaft, Öffentlichkeit und den Medien. Empfehlungen vor dem Hintergrund aktueller Entwicklungen*. Berlin, 2014
- [Ad-hoc-Gruppe Wissenschaftskommunikation in der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft 2013] AD-HOC-GRUPPE WISSENSCHAFTSKOMMUNIKATION IN DER DEUTSCHEN GESELLSCHAFT FÜR PUBLIZISTIK- UND KOMMUNIKATIONSWISSENSCHAFT: *Selbstverständnispapier der Ad-hoc-Gruppe Wissenschaftskommunikation in der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft*. 2013 http://www.ipmz.uzh.ch/Abteilungen/Wissenschaftskommunikation/Personen/Schaefer/4_4.pdf. – letzter Zugriff: 25.09.2014
- [AllTrials 2013] ALLTRIALS: *All trials registered. All results reported*. 2013 <http://www.alltrials.net/wp-content/uploads/2013/09/What-does-all-trials-registered-and-reported-mean.pdf>
- [Arnold 2008] ARNOLD, Klaus: Qualität im Journalismus - ein integratives Konzept. In: *Publizistik* 53(4) (2008), S. 488–508
- [Ash 2010] ASH, Mitchell G.: Welcher (implizite) Universitätsbegriff steckt hinter der Exzellenzinitiative? Spitzenforschung, intensive Lehre, Qualitätskultur. In: LEIBFRIED, S. (Hrsg.): *Die Exzellenzinitiative. Zwischenbilanz und Perspektiven*. Frankfurt a.M. : campus, 2010, S. 261–267
- [Auspurg u. a. 2009] AUSPURG, Katrin ; HINZ, Thomas ; GÜDLER, Jürgen: Gespensterdebatte oder was ist soziologische Aufklärung? Replik auf die Kommentare von Richard Münch sowie Dorothea Jansen, Richard Heidler und Regina von Goertz. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 61(3) (2009), S. 469–474
- [Bacher u. a. 2010] BACHER, Johann ; PÖGE, Andreas ; WENZIG, Knut: *Clusteranalyse. Anwendungsorientierte Einführung in Klassifikationsverfahren*. 3. Auflage. München : Oldenbourg, 2010
- [Backhaus u. a. 2006] BACKHAUS, Klaus ; ERICHSON, Bernd ; PLINKE, Wulff ; WEIBER, Rolf: *Multivariate Analysemethoden. Eine anwendungsorientierte Einführung*. 11. Auflage. Berlin : Springer, 2006
- [Badenschier u. Wormer 2012] BADENSCHIER, Franziska ; WORMER, Holger: Issue Selection in Science Journalism: Towards a Special Theory of News Values for Science News? In:

A. Literaturverzeichnis

- RÖDDER, Simone (Hrsg.) ; FRANZEN, Martina (Hrsg.) ; WEINGART, Peter (Hrsg.): *The Sciences' Media Connection - Public Communication and its Repercussions*. Springer, 2012 (Sociology of the Sciences Yearbook), S. 59–85
- [Barlösius 2008] BARLÖSIUS, Eva: 'Leuchttürme der Wissenschaft'. Ein metaphorischer Vorgriff auf eine neuorientierte Wissenschaftspolitik. In: *Leviathan* 36(1) (2008), S. 149–169
- [Bauer 2012] BAUER, Martin: Public Attention to Science 1820-2010: A 'Longue Durée' Picture. In: RÖDDER, Simone (Hrsg.) ; FRANZEN, Martina (Hrsg.) ; WEINGART, Peter (Hrsg.): *The Sciences' Media Connection - Public Communication and its Repercussions*. Dordrecht : Springer, 2012 (Sociology of the Sciences Yearbook 28)
- [Bauer u. a. 2007] BAUER, Martin ; ALLUM, Nick ; MILLER, Steve: What can we learn from 25 years of PUS survey research? Liberating and expanding the agenda. In: *Public Understanding of Science* 16(1) (2007), S. 79–95
- [Böcking 2009] BÖCKING, Tabea: *Strategisches Framing. Gesellschaftliche Akteure und ihre Einflussnahmeversuche auf die mediale Debatte über die embryonale Stammzellforschung in Deutschland 2000 bis 2002*. Köln : Herbert von Halem Verlag, 2009
- [Böhme u. a. 1973] BÖHME, Gernot ; DAELE, Wolfgang van d. ; KROHN, Wolfgang: The Finalization of Science. In: *Zeitschrift für Soziologie* 2(2) (1973), S. 128–144
- [Böhmer u. a. 2011] BÖHMER, Susan ; NEUFELD, Jörg ; HINZE, Sybille ; KLODE, Christian ; HORNBOSTEL, Stefan: *Wissenschaftler-Befragung 2010: Forschungsbedingungen von Professorinnen und Professoren an deutschen Universitäten*. Bonn : iFQ-Working Paper No. 8, 2011
- [Binczek 2012] BINCZEK, Natalie: Die Realität der Massenmedien. In: JAHRAUS, Oliver (Hrsg.) ; NASSEHI, Armin (Hrsg.) ; GRIZELJ, Mario (Hrsg.) ; SAAKE, Irmhild (Hrsg.) ; KIRCHMEIER, Christian (Hrsg.) ; MÜLLER, Julian (Hrsg.): *Luhmann Handbuch. Leben - Werk - Wirkung*. Stuttgart : J. B. Metzler, 2012, S. 186–192
- [Blattmann u. a. 2014] BLATTMANN, Heidi ; JARREN, Otfried ; SCHNABEL, Ulrich ; WEINGART, Peter ; WORMER, Holger: Kontrolle durch Öffentlichkeit. Zum Verhältnis Medien - Wissenschaft in der Demokratie. In: WEINGART, Peter (Hrsg.) ; SCHULZ, Patricia (Hrsg.): *Wissen - Nachricht - Sensation. Zur Kommunikation zwischen Wissenschaft, Öffentlichkeit und den Medien*. Weilerswist : Velbrück Wissenschaft, 2014, S. 391–412
- [BLK 2005] BLK: *Bund-Länder-Vereinbarung gemäß Artikel 91 b des Grundgesetzes (Forschungsförderung) über die Exzellenzinitiative des Bundes und der Länder zur Förderung von Wissenschaft und Forschung an deutschen Hochschulen. Exzellenzvereinbarung (ExV) vom 18. Juli 2005*. 2005
- [BLK 2009] BLK: *Verwaltungsvereinbarung zwischen Bund und Ländern gemäß Artikel 91 b Abs. 1 Nr. 2 des Grundgesetzes über die Fortsetzung der Exzellenzinitiative des Bundes und der Länder zur Förderung von Wissenschaft und Forschung an deutschen Hochschulen. Exzellenzvereinbarung II (24. Juni 2009)*. 2009

- [Bloch u. Sorensen 2015] BLOCH, Carter ; SORENSEN, Mads P.: The size of research funding: Trend and implications. In: *Science and Public Policy* 42(1) (2015), S. 30–43
- [Bogumil u. a. 2013] BOGUMIL, Jörg ; BURGI, Martin ; HEINZE, Rolf G. ; GERBER, Sascha ; GRÄF, Ilse-Dore ; JOCHHEIM, Linda ; SCHICKENTANZ, Maren: Zwischen Selbstverwaltungs- und Managementmodell. Umsetzungsstand und Bewertungen der neuen Steuerungsinstrumente in deutschen Universitäten. In: GRANDE, Edgar (Hrsg.) ; JANSEN, Dorothea (Hrsg.) ; JARREN, Ottfried (Hrsg.) ; RIP, Arie (Hrsg.) ; SCHIMANK, Uwe (Hrsg.) ; WEINGART, Peter (Hrsg.): *Neue Governance der Wissenschaft. Reorganisation - externe Anforderungen - Medialisierung*. Weilerswist : transcript, 2013, S. 49–71
- [Bornmann 2011] BORNMANN, Lutz: Scientific Peer Review. In: *Annual Review of Information Science and Technology* 45 (2011), S. 199–245
- [Bourdieu 1983] BOURDIEU, Pierre: Ökonomisches Kapital , kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: KRECKEL, Reinhard (Hrsg.): *Soziale Ungleichheiten*. Göttingen : Schwartz, 1983 (Soziale Welt: Sonderband), S. 183–198
- [Bourdieu 1987] BOURDIEU, Pierre: *Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft*. Frankfurt a.M. : Suhrkamp, 1987
- [Bourdieu 1992] BOURDIEU, Pierre: *Homo academicus*. Frankfurt a.M. : Suhrkamp, 1992
- [Bourdieu 1998] BOURDIEU, Pierre: *Vom Gebrauch der Wissenschaft. Für eine klinische Soziologie des wissenschaftlichen Feldes*. Konstanz : UVK, 1998
- [Bourdieu 2001] BOURDIEU, Pierre: *Meditationen. Zur Kritik der scholastischen Vernunft*. Frankfurt a.M. : Suhrkamp, 2001
- [Bourdieu 2014] BOURDIEU, Pierre ; CHAMPAGNE, Patrick (Hrsg.) ; LENOIR, Remi (Hrsg.) ; POUPEAU, Franck (Hrsg.) ; RIVIÈRE, Marie-Christine (Hrsg.): *Über den Staat. Vorlesungen am Collège de France 1989-1992*. Berlin : Suhrkamp, 2014
- [Bourdieu u. Wacquant 2006] BOURDIEU, Pierre ; WACQUANT, Loic J. D.: *Reflexive Anthropologie*. Frankfurt a.M. : Suhrkamp, 2006
- [Braithwaite 1989] BRAITHWAITE, John: *Crime, Shame and Reintegration*. Cambridge University Press, 1989
- [Brandt u. a. 2012] BRANDT, Tasso ; BREITFUSS, Marija ; DAIMER, Stephanie ; DINGES, Michael ; ECKER, Brigitte ; EGELN, Jürgen ; FLINK, Tim ; NIEDERL, Andreas ; RAMMER, Christian ; REIDL, Sybille ; ROGGE, Jan-Christoph ; ROSSMANN, Simon ; SCHIESSLER, Paula ; SCHUBERT, Torben ; DAGMAR, Simon: Forschung an deutschen Hochschulen. Veränderungen durch neue Governance-Modelle und den Exzellenzdiskurs. In: FRAUNHOFER-INSTITUT FÜR SYSTEM- UND INNOVATIONSFORSCHUNG (Hrsg.) ; JOANNEUM RESEARCH

A. Literaturverzeichnis

- (Hrsg.) ; STIFTERVERBAND FÜR DIE DEUTSCHE WISSENSCHAFT (Hrsg.) ; WISSENSCHAFTSZENTRUM BERLIN (Hrsg.) ; ZENTRUM FÜR EUROPÄISCHE WIRTSCHAFTSFORSCHUNG (Hrsg.): *Zur Situation der Forschung an Deutschlands Hochschulen - Aktuelle empirische Befunde*. 2012 (Studien zum deutschen Innovationssystem 16-2012), S. 3–205
- [Bromme 2008] BROMME, Rainer: *Wissenschaft und Öffentlichkeit: Das Verständnis fragiler und konfligierender wissenschaftlicher Evidenz. Antrag an die DFG auf die Einrichtung eines Schwerpunktprogramms*. Münster, 2008
- [Bublitz 2008] BUBLITZ, Hannelore: Pierre Bourdieu. In: KAMMLER, Clemens (Hrsg.) ; PARR, Rolf (Hrsg.) ; SCHNEIDER, Ulrich J. (Hrsg.): *Foucault Handbuch. Leben - Wirkung - Werk*. Stuttgart : J. B. Metzler, 2008, S. 210–213
- [Bundesgesetzblatt 2014] BUNDESGESETZBLATT: Gesetz zur Änderung des Grundgesetzes (Artikel 91b) vom 23. Dezember 2014. In: *Bundesgesetzblatt Teil I* (2014), S. 2438
- [Burchard 2012] BURCHARD, Amory: Elitegutachter sind mit sich zufrieden. In: *Der Tagesspiegel* (21. September 2012) (2012), S. 24
- [Burkart 2002] BURKART, Roland: Was ist Kommunikation? Was sind Medien? In: NEVERLA, Irene (Hrsg.) ; GRITTMANN, Elke (Hrsg.) ; PATER, Monika (Hrsg.): *Grundlagentexte zur Journalistik*. Konstanz : UVK Verlagsgesellschaft, 2002, S. 52–71
- [Burns u. a. 2003] BURNS, Terry ; O’CONNOR, John ; STOCKMAYER, Susan: Science communication: a contemporary definition. In: *Public Understanding of Science* 12(2) (2003), S. 183–202
- [Butler 2003] BUTLER, Linda: Explaining Australia’s increased share of ISI publications - the effects of a funding formula based on publication counts. In: *Research Policy* 32(1) (2003), S. 143–155
- [Butler 2010] BUTLER, Linda: Impact of performance-based research funding systems: A review of the concerns and the evidence. In: OECD (Hrsg.): *Performance-based funding of public research in tertiary education institutions*. OECD Publishing, 2010 (Workshop Proceedings), S. 127–165
- [Cicchetti 1991] CICHETTI, Domenic V.: The reliability of peer review for manuscript and grant submissions: A cross-disciplinary investigation. In: *Behavioral Brain Sciences* 14(1) (1991), S. 119–135
- [Clark 1998] CLARK, Burton: *Creating Entrepreneurial Universities. Organizational Pathways of Transformation*. Surrey : Pergamon Press, 1998
- [Cole u. a. 1981] COLE, Stephen ; COLE, Jonathan ; SIMON, Gary: Chance and Consensus in Peer Review. In: *Science* 214(4523) (1981), S. 881–886
- [Collins 1987] COLLINS, H. M.: Certainty and the Public Understanding of Science: Science on Television. In: *Social Studies of Science* 17(4) (1987), S. 689–713

- [COPE 2009] COPE: *Retraction Guidelines*. 2009 <http://publicationethics.org/files/retraction%20guidelines.pdf>. – letzter Zugriff: 14.10.2014
- [D’Angelo 2002] D’ANGELO, Paul: News Framing as a Multiparadigmatic Research Program: A Response to Entman. In: *Journal of Communication* 52(4) (2002), S. 870–888
- [D’Angelo u. Kuypers 2010] D’ANGELO, Paul (Hrsg.) ; KUYPERS, Jim A. (Hrsg.): *Doing News Framing Analysis. Empirical and Theoretical Perspectives*. New York : Routledge, 2010
- [Dernbach u. a. 2012] DERNBACH, Beatrice ; KLEINERT, Christian ; MÜNDER, Herbert: Einleitung: Die drei Ebenen der Wissenschaftskommunikation. In: DERNBACH, Beatrice (Hrsg.) ; KLEINERT, Christian (Hrsg.) ; MÜNDER, Herbert (Hrsg.): *Handbuch Wissenschaftskommunikation*. Wiesbaden : Springer VS, 2012, S. 1–15
- [Deutscher Presserat 2013] DEUTSCHER PRESSERAT: *Publizistische Grundsätze (Pressekodex). Richtlinien für die publizistische Arbeit nach den Empfehlungen des Deutschen Presserates*. Berlin, 2013 (1973)
- [DFG 2008] DFG: Bewilligungsausschuss Exzellenzinitiative. In: *Website der DFG* (2008), Nr. 2. – letzter Zugriff: 04.04.2015 (via Internet Archive wayback-maschine)
- [DFG 2010] DFG: ’Qualität statt Quantität’ - DFG setzt Regeln gegen die Publikationsflut in der Wissenschaft. In: *Pressemitteilung vom 23. Februar 2010* (2010), Nr. 7. http://www.dfg.de/service/presse/pressemitteilungen/2010/pressemitteilung_nr_07/. – letzter Zugriff: 17.08.2014
- [DFG 2012a] DFG: Entscheidungen in der Exzellenzinitiative. In: *Pressemappe zur Bekanntgabe der Förderentscheidungen bei der Exzellenzinitiative am 15. Juni 2012* (2012). http://www.dfg.de/download/pdf/foerderung/programme/exin/entscheidung_exin_karte_120615.pdf. – letzter Zugriff: 02.04.2015
- [DFG 2012b] DFG: Entscheidungen in der zweiten Programmphase der Exzellenzinitiative. In: *Elektronische Pressemappe zur Bekanntgabe der Förderentscheidungen bei der Exzellenzinitiative am 15. Juni 2012* (2012), Nr. 26. http://dfg.de/service/presse/pressemitteilungen/2012/pressemitteilung_nr_26/index.html. – letzter Zugriff: 17.08.2014
- [DFG 2012c] DFG: Exzellenzinitiative: Entscheidungsprozess und Zeitplan. In: *Elektronische Pressemappe zur Bekanntgabe der Förderentscheidungen bei der Exzellenzinitiative am 15. Juni 2012* (2012)
- [DFG 2012d] DFG: Mitglieder Bewilligungsausschuss Exzellenzinitiative. In: *Elektronische Pressemappe zur Bekanntgabe der Förderentscheidungen bei der Exzellenzinitiative am 15. Juni 2012* (2012). http://www.dfg.de/download/pdf/foerderung/programme/exin/mitglieder_bewilligungsausschuss_exin_120615.pdf. – letzter Zugriff: 04.04.2015

A. Literaturverzeichnis

- [DFG 2013] DFG: *Sicherung guter wissenschaftlicher Praxis. Denkschrift*. Weinheim : Wiley-VCH, 2013 (Ergänzung der 1. Auflage)
- [DFG 2014] DFG: DFG modifiziert Regelungen für Publikationsverzeichnisse. In: *Pressemitteilung vom 28. März 2014* (2014), Nr. 8. http://dfg.de/service/presse/pressemitteilungen/2014/pressemitteilung_nr_08/index.html. – letzter Zugriff: 14.09.2014
- [DFG 2015] DFG: Neujahrsempfang mit wissenschaftspolitischen Impulsen. In: *Pressemitteilung vom 14. Januar 2015* (2015), Nr. 2. http://dfg.de/service/presse/pressemitteilungen/2015/pressemitteilung_nr_02/index.html. – letzter Zugriff: 14.09.2014
- [DFG u. Wissenschaftsrat 2008] DFG ; WISSENSCHAFTSRAT: *Bericht der Gemeinsamen Kommission zur Exzellenzinitiative an die Gemeinsame Wissenschaftskonferenz*. Bonn, 2008
- [Die Zeit 2004] DIE ZEIT: Wer ist die schönste im ganzen Land? In: *Die Zeit* (15.01.2004) (2004), Nr. 4, S. 27
- [Diekmann 2003] DIEKMANN, Andreas: *Empirische Sozialforschung. Grundlagen, Methoden, Anwendungen*. 10. Auflage. Reinbek bei Hamburg : rororo Enzyklopädie, 2003
- [Dill u. Soo 2005] DILL, David D. ; SOO, Maarja: Academic quality, league tables, and public policy: A cross-national analysis of university ranking systems. In: *Higher Education* 49(4) (2005), S. 495–533
- [Donk u. a. 2012] DONK, André ; METAG, Julia ; KOHRING, Matthias ; MARCINKOWSKI, Frank: Framing emerging technologies: Risk perceptions of nanotechnology in the German press. In: *Science Communication* 34(1) (2012), S. 5–29
- [Dürrenmatt 1986] DÜRRENMATT, Friedrich: *Der Auftrag oder Vom Beobachten des Beobachters der Beobachter*. Zürich : Diogenes, 1986
- [Dunwoody u. Peters 1992] DUNWOODY, Sharon ; PETERS, Hans-Peter: Mass media coverage of technological and environmental risks: a survey of research in the United States and Germany. In: *Public Understanding of Science* 1(2) (1992), S. 199–230
- [Einsiedel 1992] EINSIEDEL, Edna: Framing science and technology in the Canadian Press. In: *Public Understanding of Science* 1(1) (1992), S. 89–101
- [Elmer u. a. 2008] ELMER, Christina ; BADENSCHIER, Franziska ; WORMER, Holger: Science for everybody? How the coverage of research issues in German newspapers has increased dramatically. In: *Journalism and Mass Communication Quarterly* 85(4) (2008), S. 878–893
- [Entman 1993] ENTMAN, Robert K.: Framing: Toward Clarification of a Fractured Paradigm. In: *Journal of Communication* 43(4) (1993), S. 51–58

- [Espeland u. Sauder 2007] ESPELAND, Wendy N. ; SAUDER, Michael: Rankings and Reactivity: How Public Measures Recreate Social Worlds. In: *American Journal of Sociology* 113(1) (2007), S. 1–40
- [European Research Council 2015] EUROPEAN RESEARCH COUNCIL: Starting Grants. In: *Website des ERC* (2015). <http://erc.europa.eu/funding-and-grants/funding-schemes/starting-grants>. – letzter Zugriff: 05.04.2015
- [Fahnestock 1986] FAHNESTOCK, Jeanne: Accomodating Science: The Rhetorical Life of Scientific Facts. In: *Written Communication* 3(3) (1986), S. 275–296
- [Fanelli 2012] FANELLI, Daniele: Negative results are disappearing from most disciplines and countries. In: *Scientometrics* 90(3) (2012), S. 891–904
- [Fang u. a. 2012] FANG, Ferric ; STEEN, Grant ; CASADEVALL, Arturo: Misconduct accounts for the majority of retracted scientific publications. In: *Proceedings of the National Academy of Sciences* early edition (2012), S. 1–6. <http://dx.doi.org/10.1073/pnas.1212247109>. – DOI 10.1073/pnas.1212247109
- [FAZ 2004] FAZ: Bund und Länder einig über Elite-Hochschulförderung. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* (30.03.2004) 76 (2004), S. 1
- [Flick 2011] FLICK, Uwe: *Triangulation. Eine Einführung*. 3. Auflage. Wiesbaden : VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2011
- [Foucault 1977] FOUCAULT, Michel: *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*. Frankfurt a.M. : Suhrkamp, 1977
- [Foucault 2005] FOUCAULT, Michel: *Analytik der Macht*. Frankfurt a.M. : Suhrkamp, 2005
- [Frankfurter Allgemeine Zeitung 2012] FRANKFURTER ALLGEMEINE ZEITUNG: Endlich (nicht mehr) exzellent, was nun? Zwei Überlegungen aus Verlierer- und Gewinner-Universitäten. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* (27.06.2012) (2012), Nr. 147, S. N5
- [Franz 2012] FRANZ, Andreas: Fünf Neue im Kreis der Elite-Unis. In: *Tagesschau* (15. Juni 2012) (2012). <http://archive.is/ra6f>. – letzter Zugriff: 28.03.2015
- [Franzen 2011] FRANZEN, Martina: *Breaking News: Wissenschaftliche Zeitschriften im Kampf um Aufmerksamkeit*. Baden-Baden : Nomos, 2011
- [Früh 2007] FRÜH, Werner: *Inhaltsanalyse*. Konstanz : UVK Verlagsgesellschaft, 2007
- [Fröhlich u. a. 2009] FRÖHLICH, Gerhard ; REHBEIN, Boike ; SCHNEICKERT, Christian: Kritik und blinde Flecken. In: FRÖHLICH, Gerhard (Hrsg.) ; REHBEIN, Boike (Hrsg.): *Bourdieu Handbuch. Leben - Werk - Wirkung*. Stuttgart : J.B. Metzler, 2009, S. 401–407
- [Friedrichsmeier u. a. 2013] FRIEDRICHSMEIER, Andres ; GEILS, Matthias ; KOHRING, Matthias ; LAUKÖTTER, Esther ; MARCINKOWSKI, Frank: *Organisation und Öffentlichkeit von*

A. Literaturverzeichnis

- Hochschulen*. Münster : Institut für Kommunikationswissenschaft, Westfälische Wilhelms-Universität, 2013 (Forschungsreport 1/2013 des Arbeitsbereichs Kommunikation - Medien - Gesellschaft)
- [Gaethgens 2010] GAETHGENS, Peter: Die Dritte Säule der Exzellenzinitiative - eine offene Agenda? In: LEIBFRIED, S. (Hrsg.): *Die Exzellenzinitiative. Zwischenbilanz und Perspektiven*. Frankfurt a.M. : campus, 2010, S. 269–279
- [Galtung u. Ruge 1965] GALTUNG, Johan ; RUGE, Mari H.: The Structure of Foreign News: The Presentation of the Congo, Cuba and Cyprus Crises in Four Norwegian Newspapers. In: *Journal of Peace Research* 2(1) (1965), S. 64–90
- [Geise u. Lobinger 2013] GEISE, Stephanie (Hrsg.) ; LOBINGER, Katharina (Hrsg.): *Visual Framing. Perspektiven und Herausforderungen der Visuellen Kommunikationsforschung*. Köln : Herbert von Halem Verlag, 2013
- [Geise u. a. 2013] GEISE, Stephanie ; LOBINGER, Katharina ; BRANTNER, Cornelia: Fractured Paradigm? Theorien, Konzepte und Methoden der visuellen Framingforschung: Ergebnisse einer systematischen Literaturschau. In: GEISE, Stephanie (Hrsg.) ; LOBINGER, Katharina (Hrsg.): *Visual Framing. Perspektiven und Herausforderungen der visuellen Kommunikationsforschung*. Köln : Herbert von Halem Verlag, 2013, S. 42–76
- [Gerhards 2010] GERHARDS, Jürgen: Clusterförderung im Rahmen der Exzellenzinitiative - Erfolge, Dysfunktionen und mögliche Lösungswege. In: LEIBFRIED, S. (Hrsg.): *Die Exzellenzinitiative. Zwischenbilanz und Perspektiven*. Frankfurt a.M. : campus, 2010, S. 115–137
- [Gerhards u. Schäfer 2011] GERHARDS, Jürgen ; SCHÄFER, Mike S.: Normative Modelle wissenschaftlicher Öffentlichkeit. Theoretische Systematisierung und Illustration am Fall der Humangenomforschung. In: RUHRMANN, Georg (Hrsg.) ; ZILLICH, Arne F. (Hrsg.) ; MILDE, Jutta (Hrsg.): *Molekulare Medizin und Medien. Zur Darstellung und Wirkung eines kontroversen Wissenschaftsthemas*. Wiesbaden : VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2011, S. 19–40
- [Gieryn 1983] GIERYN, Thomas F.: Boundary-Work and the Demarcation of Science from Non-Science: Strains and Interests in Professional Ideologies of Scientists. In: *American Sociological Review* 48(6) (1983), S. 781–795
- [Gläser 2007] GLÄSER, Jochen: The Social Orders of Research Evaluation Systems. In: WHITLEY, Richard (Hrsg.) ; GLÄSER, Jochen (Hrsg.): *The Changing Governance of the Sciences. The Advent of Research Evaluation Systems*. Dordrecht : Springer, 2007 (Sociology of the Sciences Yearbook), S. 245–266
- [Gläser u. Laudel 2010] GLÄSER, Jochen ; LAUDEL, Grit: *Experteninterviews und qualitative Inhaltsanalyse*. 4. Auflage. Wiesbaden : VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2010
- [Gläser u. von Stuckrad 2014] GLÄSER, Jochen ; STUCKRAD, Thimo von: Von inaktiv bis kreativ. Der Umgang von Universitäten mit Forschungsevaluationen als Herausforderung für die

- Organisationssoziologie. In: BORA, Alfons (Hrsg.) ; HENKEL, Anna (Hrsg.) ; REINHARDT, Carsten (Hrsg.): *Wissensregulierung und Regulierungswissen*. Weilerswist : Velbrück Wissenschaft, 2014, S. 41–64
- [Good 2014] GOOD, Barbara: The Czech Performance-Based Research Funding System - Counting Quality? In: KREMPKOW, René (Hrsg.) ; LOTTMANN, André (Hrsg.) ; MÖLLER, Torger (Hrsg.): *Völlig losgelöst? Governance der Wissenschaft*. Berlin : iFQ-Working Paper No. 15, 2014, S. 67–79
- [Grabar u. Schweitzer 2014] GRABAR, Edda ; SCHWEITZER, Jan: Getrübter Durchblick. In: *Die Zeit* (12.06.2014) 25 (2014), S. 34
- [Graf u. Wiarda 2012] GRAF, Dominic ; WIARDA, Jan-Martin: Wer gewinnt die Millionen? In: *Die Zeit* (06.06.2012) (2012), Nr. 24, S. 73
- [Grande u. a. 2013] GRANDE, Edgar (Hrsg.) ; JANSEN, Dorothea (Hrsg.) ; JARREN, Otfried (Hrsg.) ; RIP, Arie (Hrsg.) ; SCHIMANK, Uwe (Hrsg.) ; WEINGART, Peter (Hrsg.): *Neue Governance der Wissenschaft. Reorganisation - externe Anforderungen - Medialisierung*. Bielefeld : transcript, 2013
- [Görke u. Kohring 1996] GÖRKE, Alexander ; KOHRING, Matthias: Unterschiede, die Unterschiede machen. Neue Theorieentwürfe zu Publizistik, Massenmedien und Journalismus. In: *Publizistik* 41(1) (1996), S. 15–31
- [Guston 1999] GUSTON, David H.: Stabilizing the Boundary between US Politics and Science: The Role of the Office of Technology Transfer as a Boundary Organization. In: *Social Studies of Science* 29(1) (1999), S. 87–111
- [Guston 2000] GUSTON, David H.: *Between Politics and Science: Assuring the Integrity and Productivity of Research*. Cambridge : Cambridge University Press, 2000
- [Guston 2001] GUSTON, David H.: Boundary Organizations in Environmental Policy and Science: An Introduction. In: *Science, Technology and Human Values* 26(4) (2001), S. 399–408
- [GWK 2014] GWK: GWK will Dynamik der Exzellenzinitiative auch für die Zukunft erhalten. In: *Pressemitteilung vom 30. Oktober 2014* (2014), Nr. 12/2014. <http://www.gwk-bonn.de/fileadmin/Pressemitteilungen/pm2014-12.pdf>. – letzter Zugriff: 01.11.2014
- [Hartmann u. Neidhardt 1990] HARTMANN, Ilse ; NEIDHARDT, Friedhelm: Peer Review at the Deutsche Forschungsgemeinschaft. In: *Scientometrics* 19(5-6) (1990), S. 419–425
- [Hartmann 2006] HARTMANN, Michael: Die Exzellenzinitiative - ein Paradigmenwechsel in der deutschen Hochschulpolitik. In: *Leviathan* 34(4) (2006), S. 447–465
- [Hartmann 2010] HARTMANN, Michael: Die Exzellenzinitiative und ihre Folgen. In: *Leviathan* 38(3) (2010), S. 369–387

A. Literaturverzeichnis

- [Heisenberg 1978] HEISENBERG, Werner: *Physik und Philosophie*. Stuttgart, 1978
- [Hepp 2014] HEPP, Andreas: Mediatisierung / Medialisierung. In: SCHRÖTER, Jens (Hrsg.): *Handbuch Medienwissenschaft*. Stuttgart : J. B. Metzler, 2014, S. 190–196
- [Hessels u. a. 2009] HESSELS, Laurens ; VAN LENTE, Harro ; SMITS, Ruud: In search of relevance: the changing contract between science and society. In: *Science and Public Policy* 36(5) (2009), S. 387–401
- [Hicks 2012] HICKS, Diana: Performance-based university research funding systems. In: *Research Policy* 41(2) (2012), S. 251–261
- [Hirsch 2005] HIRSCH, Jorge E.: An index to quantify an individual's scientific research output. In: *PNAS* 102(46) (2005), S. 16569–16572
- [Hirschauer 2004] HIRSCHAUER, Stefan: Peer Review Verfahren auf dem Prüfstand. Zum Soziologiedefizit der Wissenschaftsevaluation. In: *Zeitschrift für Soziologie* 33(1) (2004), S. 62–83
- [Hornbostel 1997] HORNBOSTEL, Stefan: *Wissenschaftsindikatoren*. Wiesbaden : Westdeutscher Verlag, 1997
- [Hornbostel 2009] HORNBOSTEL, Stefan: Alles eine Frage der Perspektive: Münchs Kritik am deutschen Wissenschaftssystem. In: *Soziologische Revue* 32(1) (2009), S. 3–8
- [Interdisziplinäre Arbeitsgruppe Exzellenzinitiative der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften 2010] INTERDISZIPLINÄRE ARBEITSGRUPPE EXZELLENZINITIATIVE DER BERLIN-BRANDENBURGISCHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN: Bedingungen und Folgen der Exzellenzinitiative. In: LEIBFRIED, Stephan (Hrsg.): *Die Exzellenzinitiative. Zwischenbilanz und Perspektiven*. Frankfurt a.M. : campus, 2010, S. 35–50
- [IQWiG 2014] IQWiG: Nur gucken, nicht anfassen: EMA-Nutzungsbedingungen für klinische Studiendaten impraktikabel. In: *Pressemitteilung vom 27. Mai 2014* (2014). – letzter Zugriff: 30.09.2014
- [Jansen u. a. 2009] JANSEN, Dorothea ; HEIDLER, Richard ; GÖRTZ, Regina von: Ungleiche Chancen im Wissenschaftssystem: Artefakt oder Realität? In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 61(3) (2009), S. 463–467
- [Janssen u. Laatz 2006] JANSSEN, Jürgen ; LAATZ, Wielfried: *Statistische Datenanalyse mit SPSS für Windows*. 6. Auflage. Berlin : Springer, 2006
- [Jünger u. Donges 2013] JÜNGER, Jakob ; DONGES, Patrick: Normativität in den Öffentlichkeitstheorien. In: KARMASIN, Matthias (Hrsg.) ; RATH, Matthias (Hrsg.) ; THOMASS, Barbara (Hrsg.): *Normativität in der Kommunikationswissenschaft*. Wiesbaden : Springer VS, 2013, S. 151–169

- [Jump 2015] JUMP, Paul: The impact of impact. In: *Times Higher Education* (2015). <http://www.timeshighereducation.co.uk/features/the-impact-of-impact/2018540.fullarticle>. – letzter Zugriff: 17.03.2015
- [Klass 2008] KLASS, Tobias: Gouvernamentalität. In: KAMMLER, Clemens (Hrsg.) ; PARR, Rolf (Hrsg.) ; SCHNEIDER, Ulrich J. (Hrsg.): *Focualt-Handbuch. Leben - Wirkung - Werk*. Stuttgart : J. B. Metzler, 2008, S. 260–263
- [Kleiner 2012] KLEINER, Matthias: Entscheidungen in der Exzellenzinitiative. In: *Elektronische Pressemappe zur Bekanntgabe der Förderentscheidungen bei der Exzellenzinitiative am 15. Juni 2012* (2012). http://dfg.de/download/pdf/dfg_im_profil/reden_stellungnahmen/2012/statement_kleiner_exin_120615.pdf. – letzter Zugriff: 24.08.2014
- [Kohring 1997] KOHRING, Matthias: *Die Funktion des Wissenschaftsjournalismus. Ein systemtheoretischer Entwurf*. Opladen : Westdeutscher Verlag, 1997
- [Kohring 2006] KOHRING, Matthias: *Wissenschaftsjournalismus. Forschungsüberblick und Theorieentwurf*. Konstanz : UVK Verlagsgesellschaft, 2006
- [Kohring u. a. 2011] KOHRING, Matthias ; MARCINKOWSKI, Frank ; DONK, André ; METAG, Julia ; FRIEDEMANN, Anne: Das Bild der Nanotechnologie in deutschen Printmedien. Eine frameanalytische Langzeitstudie. In: *Publizistik* 56(2) (2011), S. 199–219
- [Kost 2005] KOST, Jürgen: Mediale Inszenierung als Paradigma der entfremdeten Moderne: Friedrich Dürrenmatts 'Der Auftrag oder vom Beobachten des Beobachters der Beobachter'. In: PREUSSER, Heinz-Peter (Hrsg.): *Krieg in den Medien*. Amsterdam : Rodopi, 2005, S. 329–350
- [Krippendorff 2004] KRIPPENDORFF, Klaus: *Content Analysis. An introduction to its methodology*. Bd. 2. Auflage. Thousand Oaks : Sage Publications, 2004
- [Lamont 2009] LAMONT, Michèle: *How Professors Think. Inside the curious world of academic judgment*. Cambridge : Harvard University Press, 2009
- [Lange 2010] LANGE, Reiner: Benchmarking, Rankings und Ratings. In: SIMON, Dagmar (Hrsg.) ; KNIE, Andreas (Hrsg.) ; HORNBOSTEL, Stefan (Hrsg.): *Handbuch Wissenschaftspolitik*. Wiesbaden : VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2010, S. 322–333
- [Langfeldt 2001] LANGFELDT, Liv: The Decision-Making Constraints and Processes of Grant Peer Review, and Their Effects on the Review Outcome. In: *Social Studies of Science* 31(6) (2001), S. 820–841
- [Latour u. Woolgar 1986] LATOUR, Bruno ; WOOLGAR, Steven: *Laboratory Life. The Construction of Scientific Facts*. Princeton : Princeton University Press, 1986
- [Lauf 2001] LAUF, Edmund: '96 nach Holsti' Zur Reliabilität von Inhaltsanalysen und deren Darstellung in kommunikationswissenschaftlichen Fachzeitschriften. In: *Publizistik* 46(1) (2001), S. 57–68

A. Literaturverzeichnis

- [Lehmkuhl 2014] LEHMKUHL, Markus: Politischer Wissenschafts-Journalismus? Ja, bitte! In: *meta. Das Magazin über Wissenschaft und Journalismus* (2014). <http://meta-magazin.org/2014/12/06/politischer-wissenschaftsjournalismus-ja-bitte/>. – letzter Ab-ruf: 29.03.2015
- [Link 2008] LINK, Jürgen: Disziplinartechnologien / Normalität / Normalisierung. In: KAMM-LER, Clemens (Hrsg.) ; PARR, Rolf (Hrsg.) ; SCHNEIDER, Ulrich J. (Hrsg.): *Foucault Hand-buch. Leben - Wirkung - Werk*. Stuttgart : J. B. Metzler, 2008, S. 242–246
- [Linkova u. Stöckelová 2012] LINKOVA, Marcela ; STÖCKELOVÁ, Tereza: Public accountability and the politicization of science: The peculiar journey of Czech research assessment. In: *Science and Public Policy* 39(5) (2012), S. 618–629
- [Lippmann 1964] LIPPMANN, Walter: *Die öffentliche Meinung*. München, 1964[1922]
- [Luhmann 1987] LUHMANN, Niklas: *Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie*. Frankfurt a.M. : Suhrkamp, 1987
- [Luhmann 1992] LUHMANN, Niklas: *Die Wissenschaft der Gesellschaft*. Frankfurt a.M. : Suhrkamp, 1992 (4. Auflage)
- [Luhmann 2009] LUHMANN, Niklas: *Die Realität der Massenmedien*. 4. Auflage. Wiesbaden : VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2009
- [Luukkonen 2012] LUUKKONEN, Terttu: Conservatism and risk-taking in peer review: Emer-ging ERC practices. In: *Research Evaluation* 21(1) (2012), S. 48–60
- [Luvel 2010] LUVEL, Marc: Highlights and reflections: Rapporteur’s report. In: OECD (Hrsg.): *Performance-based funding of public research in tertiary education institutions*. OECD Publishing, 2010 (Workshop Proceedings), S. 167–174
- [Maasen 2008] MAASEN, Sabine: Exzellenz oder Transdisziplinarität: Zur Gleichzeitigkeit zweier Qualitätsdiskurse. In: HORNBOSTEL, Stefan (Hrsg.) ; SIMON, Dagmar (Hrsg.) ; HEISE, Saskia (Hrsg.): *Exzellente Wissenschaft. Das Problem, der Diskurs, das Programm und die Folgen*. Bonn : iFQ-Working Paper No. 4, 2008, S. 23–31
- [Maasen u. Weingart 2008] MAASEN, Sabine ; WEINGART, Peter: Unternehmerische Univer-sität und neue Wissenschaftskultur. In: MATTHIES, Hildegard (Hrsg.) ; SIMON, Dagmar (Hrsg.): *Wissenschaft unter Beobachtung. Effekte und Defekte von Evaluationen*. VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2008 (Leviathan Sonderhefte), S. 141–160
- [Marcinkowski u.a. 2014a] MARCINKOWSKI, Frank ; FRIEDRICHSMEIER, Andres ; GEILS, Matthias: Transparenz oder PR? Die Koinzidenz von Managerialisierung und Mediali-sierung an deutschen Hochschulen. In: KREMPKOW, René (Hrsg.) ; LOTTMANN, André (Hrsg.) ; MÖLLER, Torger (Hrsg.): *Völlig losgelöst? Governance der Wissenschaft*. Berlin : iFQ-Working Paper No. 16, 2014, S. 115–126

- [Marcinkowski u. Kohring 2014] MARCINKOWSKI, Frank ; KOHRING, Matthias: The changing rationale of science communication: a challenge to scientific autonomy. In: *Journal of Science Communication* 13(3) (2014), S. 1–8
- [Marcinkowski u. a. 2013] MARCINKOWSKI, Frank ; KOHRING, Matthias ; FRIEDRICHSMEIER, Andres ; FÜRST, Silke: Neue Governance und die Öffentlichkeit der Hochschulen. In: GRANDE, Edgar (Hrsg.) ; JANSEN, Dorothea (Hrsg.) ; JARREN, Ottfried (Hrsg.) ; RIP, Arie (Hrsg.) ; SCHIMANK, Uwe (Hrsg.) ; WEINGART, Peter (Hrsg.): *Neue Governance der Wissenschaft. Reorganisation - externe Anforderungen - Medialisierung*. Weilerswist : transcript, 2013, S. 257–288
- [Marcinkowski u. a. 2014b] MARCINKOWSKI, Frank ; KOHRING, Matthias ; FÜRST, Silke ; FRIEDRICHSMEIER, Andres: Organizational influence on Scientists' Effort to Go Public: An Empirical Investigation. In: *Science Communication* 36(1) (2014), S. 56–80
- [Marcus u. Oransky 2011] MARCUS, Adam ; ORANSKY, Ivan: The paper is not sacred. In: *Nature* 480 (2011), S. 449–450
- [Marginson 1997] MARGINSON, Simon: Steering from a distance: Power relations in Australian higher education. In: *Higher Education* 34(1) (1997), S. 63–80
- [Martin 2011] MARTIN, Ben: The Research Excellence Framework and the 'impact agenda': are we creating a Frankenstein monster? In: *Research Evaluation* 20(3) (2011), S. 247–254
- [Matthes 2014a] MATTHES, Jörg: *Framing*. Baden-Baden : Nomos, 2014
- [Matthes 2014b] MATTHES, Jörg: Zum Gehalt der Framing-Forschung: Eine kritische Bestandsaufnahme. In: MARCINKOWSKI, Frank (Hrsg.): *Framing als politischer Prozess. Aufsätze zur politischen Kommunikation entwickelter Demokratien*. Baden-Baden : Nomos, 2014, S. 17–28
- [Matthes u. Kohring 2004] MATTHES, Jörg ; KOHRING, Matthias: Die empirische Erfassung von Medien-Frames. In: *Medien und Kommunikationswissenschaft* 52(1) (2004), S. 56–75
- [Matthes u. Kohring 2008] MATTHES, Jörg ; KOHRING, Matthias: The Content Analysis of Media Frames: Toward Developing Reliability and Validity. In: *Journal of Communication* 58(2) (2008), S. 258–279
- [Mayring 2003] MAYRING, Philipp: *Qualitative Inhaltsanalyse*. 8. Auflage. Weinheim und Basel : Beltz Verlag, 2003
- [McNutt 2013] MCNUTT, Marcia: Improving Scientific Communication. In: *Science* 342(6154) (2013), S. 13
- [McNutt 2014] MCNUTT, Marcia: Journals unite for reproducibility. In: *Science* 342(6210) (2014), S. 679
- [Merten 1983] MERTEN, Klaus: *Inhaltsanalyse. Einführung in Theorie, Methode und Praxis*. Opladen : Westdeutscher Verlag, 1983

A. Literaturverzeichnis

- [Merten 1999] MERTEN, Klaus: *Einführung in die Kommunikationswissenschaft*. Bd. 1: Grundlagen der Kommunikationswissenschaft. Münster : LIT, 1999
- [Merton 1968] MERTON, Robert K.: The Matthew Effect in Science. In: *Science* 159(3810) (1968), S. 56–63
- [Merton 1972] MERTON, Robert K.: Wissenschaft und demokratische Sozialstruktur. In: WEINGART, Peter (Hrsg.): *Wissenschaftssoziologie 1: Wissenschaft als sozialer Prozeß*. Frankfurt a.M. : Fischer Athenäum, 1972, S. 45–59
- [Meyen u. Löblich 2006] MEYEN, Michael ; LÖBLICH, Maria: *Klassiker der Kommunikationswissenschaft. Fach- und Theoriegeschichte in Deutschland*. Konstanz : UVK, 2006
- [Michaels 2011] MICHAELS, Axel: Evaluation als akademisches Ritual. In: HORNBOSTEL, Stefan (Hrsg.) ; SCHELLING, Anna (Hrsg.): *Evaluation: New Balance of Power?* Bonn : iFQ-Working Paper No. 9, 2011, S. 25–31
- [Müller 2014] MÜLLER, Hans-Peter: *Pierre Bourdieu. Eine systematische Einführung*. Frankfurt am Main : Suhrkamp, 2014
- [Möller u. a. 2012] MÖLLER, Torger ; ANTONY, Philipp ; HINZE, Sybille ; HORNBOSTEL, Stefan: *Exzellenz begutachtet: Befragung der Gutachter in der Exzellenzinitiative*. Berlin : iFQ-Working Paper No. 11, 2012
- [Mlynek 2015] MLYNEK, Jürgen: Spitze geht nicht überall! In: *Die Zeit* (19. Februar 2015) (2015), Nr. 8, S. 67
- [Münch 2007] MÜNCH, Richard: *Die akademische Elite. Zur sozialen Konstruktion wissenschaftlicher Exzellenz*. Frankfurt a.M. : Suhrkamp, 2007
- [Münch 2009] MÜNCH, Richard: Die Inszenierung wissenschaftlicher Exzellenz. Wie der politisch gesteuerte Wettbewerb um Forschungsressourcen die Wissenschaft den Darstellungszwängen der öffentlichen Kommunikation unterwirft. In: WILLEMS, Herbert (Hrsg.): *Theatralisierung der Gesellschaft. Soziologische Theorie und Zeitdiagnose* Bd. 1. Wiesbaden : VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2009, S. 485–497
- [Musselin 2013] MUSSELIN, Christine: How peer review empowers the academic profession and university managers: Changes in relationships between the state, universities and the professoriate. In: *Research Policy* 42(5) (2013), S. 1165–1173
- [Nature 2009] NATURE: The Science on Media. Cheerleader or Watchdog? In: *Nature* 459(1033) (2009)
- [Neidhardt 2010a] NEIDHARDT, Friedhelm: Exzellenzinitiative - Einschätzungen und Nachfragen. In: LEIBFRIED, S. (Hrsg.): *Die Exzellenzinitiative. Zwischenbilanz und Perspektiven*. Frankfurt a.M. : campus, 2010, S. 53–80

- [Neidhardt 2010b] NEIDHARDT, Friedhelm: Selbststeuerung der Wissenschaft: Peer Review. In: SIMON, Dagmar (Hrsg.) ; KNIE, Andreas (Hrsg.) ; HORNBOSTEL, Stefan (Hrsg.): *Handbuch Wissenschaftspolitik*. Wiesbaden : VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2010, S. 280–292
- [Nelkin 1995] NELKIN, Dorothy: *Selling Science. How the Press covers Science and Technology*. 2. Auflage. New York : W.H. Freeman and Company, 1995
- [Neuendorf 2007] NEUENDORF, Kimberly A.: *The Content Analysis Guidebook*. Thousand Oaks : Sage Publications, 2007 (7. Auflage)
- [van Noorden 2011] NOORDEN, Richard van: The trouble with retractions. In: *Nature* 478 (2011), S. 25–28
- [Olausson 2009] OLAUSSON, Ulrika: Global warming - global responsibility? Media frames of collective action and scientific uncertainty. In: *Public Understanding of Science* 18(4) (2009), S. 421–436
- [Olbrecht 2014] OLBRECHT, Meike: *Entscheidungsfindungsprozesse von Gutachtergruppen. Panel-Peer-Review am Beispiel des DFG-Begutachtungsverfahrens von Sonderforschungsbereichen*. Berlin : Dissertationsschrift an der Humboldt-Universität zu Berlin, 2014 <http://edoc.hu-berlin.de/dissertationen/olbrecht-meike-2013-12-09/PDF/olbrecht.pdf>. – letzter Zugriff: 22.08.2014
- [Peters u. a. 2008] PETERS, Hans P. ; BROSSARD, Dominique ; CHEVEIGNÉ, Suzanne de ; DUNWOODY, Sharon ; KALLFASS, Monika ; MILLER, Steve ; TSUCHIDA, Shoji: Interactions with the Mass Media. In: *Science* 321(5886) (2008), S. 204–205
- [PNAS 2013] PNAS: The Science of Science Communication. In: *PNAS* 110 (supplement 3) (2013)
- [Power 1997] POWER, Michael: *The Audit Society. Rituals of Verification*. Oxford : Oxford University Press, 1997
- [Preuß 2012] PREUSS, Roland: Elf mal Elite. In: *Süddeutsche Zeitung (16.06.2012)* (2012), S. 6
- [Pulverer 2010] PULVERER, Bernd: A transparent black box. In: *The EMBO Journal* 29(32) (2010), S. 3891–3892
- [van Raan 2005] RAAN, Anthony F. J.: Fatal attraction: Conceptual and methodological problems in the ranking of universities by bibliometric methods. In: *Scientometrics* 62(1) (2005), S. 133–143
- [Razvan 2007] RAZVAN, Florian: Irreproducibility of the results of the Shanghai academic ranking of world universities,. In: *Scientometrics* 72(1) (2007), S. 25–32
- [Rödder 2009] RÖDDER, Simone: *Wahrhaft sichtbar. Humangenomforscher in der Öffentlichkeit*. Baden-Baden : Nomos, 2009

A. Literaturverzeichnis

- [Rödder 2014] RÖDDER, Simone: Das Science Media Centre. Ein neuer Organisationstyp an der Schnittstelle von Wissenschaft und Medien. In: WEINGART, Peter (Hrsg.) ; SCHULZ, Patricia (Hrsg.): *Wissen - Nachricht - Sensation. Zur Kommunikation zwischen Wissenschaft, Öffentlichkeit und den Medien*. Weilerswist : Velbrück Wissenschaft, 2014, S. 369–390
- [Rödder u. a. 2012] RÖDDER, Simone (Hrsg.) ; FRANZEN, Martina (Hrsg.) ; WEINGART, Peter (Hrsg.): *The Sciences' Media Connection - Public Communication and its Repercussions*. Dordrecht : Springer, 2012 (Sociology of the Sciences Yearbook 28)
- [Rehbein u. Saalman 2009a] REHBEIN, Boike ; SAALMAN, Gernot: Feld (champ). In: FRÖHLICH, Gerhard (Hrsg.) ; REHBEIN, Boike (Hrsg.): *Bourdieu Handbuch. Leben - Werk - Wirkung*. Stuttgart : J.B. Metzler, 2009, S. 99–103
- [Rehbein u. Saalman 2009b] REHBEIN, Boike ; SAALMAN, Gernot: Kapital (capital). In: FRÖHLICH, Gerhard (Hrsg.) ; REHBEIN, Boike (Hrsg.): *Bourdieu Handbuch. Leben - Werk - Wirkung*. Stuttgart : J.B. Metzler, 2009, S. 134–140
- [Reinhart 2012] REINHART, Martin: *Soziologie und Epistemologie des Peer Review*. Baden-Baden : Nomos, 2012
- [Rensberger 2009] RENSBERGER, Boyce: Science journalism: Too close for comfort. In: *Nature* 459 (2009), S. 1055–1056. <http://dx.doi.org/10.1038/4591055a>. – DOI 10.1038/4591055a
- [Research Assessment Framework 2012] RESEARCH ASSESSMENT FRAMEWORK: *Assessment framework and guidance on submissions*. Bristol : Research Excellence Framework, 2012
- [Riesmeyer 2011] RIESMEYER, Claudia: Das Leitfadenterview. Königsweg der qualitativen Journalismusforschung? In: JANDURA, Olaf (Hrsg.) ; QUANDT, Thorsten (Hrsg.) ; VOGELGESANG, Jens (Hrsg.): *Methoden der Journalismusforschung*. Wiesbaden : VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2011, S. 223–236
- [Rössler 2005] RÖSSLER, Patrick: *Inhaltsanalyse*. Konstanz : UVK Verlagsgesellschaft, 2005
- [Ruhrmann u. a. 2013] RUHRMANN, Georg ; GÜNTHER, Lars ; KESSLER, Sabrina H. ; MILDE, Jutta: Frames of scientific evidence: How journalists represent the (un)certainly of molecular medicine in science television programs. In: *Public Understanding of Science* (2013). <http://dx.doi.org/doi:10.1177/0963662513510643>. – DOI doi: 10.1177/0963662513510643
- [Sauder u. Espeland 2009] SAUDER, Michael ; ESPELAND, Wendy N.: The Discipline of Rankings: Tight Coupling and Organizational Change. In: *American Sociological Review* 74(1) (2009), S. 63–82
- [Schnabel u. Spiewak 2006] SCHNABEL, Ulrich ; SPIEWAK, Martin: Die Topografie der Exzellenz. In: *Die Zeit* (19. Oktober 2006) (2006), Nr. 43, S. 41–42
- [Schneider 2010] SCHNEIDER, Jen: Making space for the 'nuances of truth': Communication and uncertainty at an environmental journalists' workshop. In: *Science Communication* 32(2) (2010), S. 171–201

- [Schneider 2014] SCHNEIDER, Martin: Vorsicht vor Hypes. In: *message* 4-2014 (2014), S. 80–82
- [Schneidewind u. Ziegele 2015] SCHNEIDEWIND, Uwe ; ZIEGELE, Frank: Mehr Breite wäre Spitze! In: *Die Zeit* (5. Februar 2015) (2015), Nr. 6, S. 61
- [Schreiterer 2010] SCHREITERER, Ulrich: Exzellenzte Zukunft - Beobachtungen zur Dritten Förderlinie. In: LEIBFRIED, S. (Hrsg.): *Die Exzellenzinitiative. Zwischenbilanz und Perspektiven*. Frankfurt a.M. : campus, 2010, S. 85–113
- [Schwarzer u. a. 2008] SCHWARZER, Guido ; TIMMER, Antje ; GALANDI, Daniel ; ANTES, Gerd ; SCHUMACHER, Martin: Meta-Analyse randomisierter klinischer Studien, Publikationsbias und evidenzbasierte Medizin. In: SCHUMACHER, Martin (Hrsg.) ; SCHULGEN, Gabi (Hrsg.): *Methodik klinischer Studien*. Berlin : Springer, 2008 (3. Auflage), S. 129–160
- [Science 2013] SCIENCE: Communication in Science. Pressures and Predators. In: *Science* 342(6154) (2013)
- [Science 2014] SCIENCE: E.U. Unveils University Ranking System. In: *Science* 344(6185) (2014), S. 676
- [Siggener Kreis 2014] SIGGENER KREIS: *Siggener Aufruf - Wissenschaftskommunikation gestalten*. 2014 http://www.bundesverband-hochschulkommunikation.de/fileadmin/user_upload/Siggen/Siggener-Aufruf-und-Leitlinien_2014.pdf. – letzter Abruf: 27.10.2014
- [Simon u. a. 2010] SIMON, Dagmar ; SCHULZ, Patricia ; SONDERMANN, Michael: Abgelehnte Exzellenz - Die Folgen und die Strategien der Akteure. In: LEIBFRIED, Stephan (Hrsg.): *Die Exzellenzinitiative. Zwischenbilanz und Perspektiven*. Frankfurt a.M. : campus, 2010, S. 161–197
- [Sirtes 2013] SIRTES, Daniel: Funding Acknowledgments for the German Research Foundation (DFG). The Dirty Data of the Web of Science Database and How to Clean it up. In: GORRAIZ, J. (Hrsg.) ; SCHIEBEL, E. (Hrsg.) ; GUMPENBERGER, C. (Hrsg.) ; HÖRLESBERGER, M. (Hrsg.) ; MOED, H. (Hrsg.): *Proceedings of the 14th International Society of Scientometrics and Informetrics Conference* Bd. 1. Wien, 2013, S. 784–795
- [Smith u. a. 2011] SMITH, Simon ; WARD, Vicky ; HOUSE, Allan: 'Impact' in the proposals for the UK's Research Excellence Framework: Shifting the boundaries of academic autonomy. In: *Research Policy* 40(10) (2011), S. 1369–1379
- [Sondermann u. a. 2008] SONDERMANN, Michael ; SIMON, Dagmar ; SCHOLZ, Anne-Marie ; HORNBOSTEL, Stefan: *Die Exzellenzinitiative: Beobachtungen aus der Implementierungsphase*. Bonn : iFQ-Working Paper No. 5, 2008
- [Staab 2002] STAAB, Joachim F.: Entwicklungen der Nachtichtenwert-Theorie. Theoretische Konzepte und empirische Überprüfungen. In: NEVERLA, Irene (Hrsg.) ; GRITTMANN, Elke (Hrsg.) ; PATER, Monika (Hrsg.): *Grundlagentexte zur Journalistik*. Konstanz : UVK Verlagsgesellschaft, 2002, S. 608–618

A. Literaturverzeichnis

- [Star u. Griesemer 1989] STAR, Susan L. ; GRIESEMER, James: Institutional Ecology, 'Translations' and Boundary Objects: Amateurs and Professionals in Berkeley's Museum of Vertebrate Zoology, 1907-39. In: *Social Studies of Science* 19 (1989), S. 387–420
- [Statistisches Bundesamt 2005] STATISTISCHES BUNDESAMT: Hochschularten. (2005). <http://web.archive.org/web/20061008213629/http://www.destatis.de/basis/d/biwiki/hochtab1.php>. – letzter Zugriff: 23.11.2004
- [Östgaard 1965] ÖSTGAARD, Einar: Factors Influencing the Flow of News. In: *Journal of Peace Research* 2(39) (1965), S. 39–63
- [Stocking 1999] STOCKING, S. H.: How Journalists Deal with Scientific Uncertainty. In: FRIEDMAN, S. M. (Hrsg.): *Communicating Uncertainty. Media Coverage of New and Controversial Science*. Mahwah : Lawrence Erlbaum Associates Publishers, 1999, S. 23–41
- [Stocking u. Holstein 2009] STOCKING, S. H. ; HOLSTEIN, L. W.: Manufacturing doubt: journalists' role and the construction of ignorance in a scientific controversy. In: *Public Understanding of Science* 18(1) (2009), S. 23–42
- [Strategiekommission 2008] STRATEGIEKOMMISSION: Bericht der Strategiekommission des Wissenschaftsrates: Auswertung der geförderten Zukunftskonzepte. In: DFG UND WISSENSCHAFTSRAT (Hrsg.): *Bericht der Gemeinsamen Kommission zur Exzellenzinitiative an die 'Gemeinsame Wissenschaftskonferenz GWK'*. Bonn, 2008
- [Thompson 1995] THOMPSON, John B.: *The Media and Modernity. A Social Theory on the Media*. Cambridge : Polity Press, 1995
- [Thompson 2005] THOMPSON, John B.: The New Visibility. In: *Theory, Culture and Society* 22(6) (2005), S. 31–51
- [Tillmanns 2014] TILLMANNs, Lutz: *Gute Praxis, schlechte Praxis in der Wissenschaftskommunikation*. Dortmund (10.07.2014) : Stellungnahme auf dem Abschluss Symposium des Lehrstuhl Wissenschaftsjournalismus an der TU Dortmund zum Ende des Sommersemesters 2014, 2014
- [Toulmin 1983] TOULMIN, Stephen: *Kritik der kollektiven Vernunft*. Frankfurt a.M. : Suhrkamp, 1983
- [Travis u. Collins 1991] TRAVIS, G. ; COLLINS, H.: New Light on Old Boys: Cognitive and Institutional Particularism in the Peer Review System. In: *Science, Technology and Human Values* 16(3) (1991), S. 322–341
- [TU München 2015] TU MÜNCHEN: Lernen Sie die TUM kennen. In: *Website der TU München* (2015). <http://www.tum.de/die-tum/die-universitaet/>. – letzter Zugriff: 31.03.2015
- [van der Meulen 1998] VAN DER MEULEN, Barend: Science policies as principal-agent games: Institutionalization and Path Dependency in the relation between governance and science. In: *Research Policy* 27(4) (1998), S. 397–414

- [Vitzthum 2015] VITZTHUM, Thomas S.: Deutsche Unis gewinnen weltweit an Prestige. In: *Die Welt* (2015). <http://www.welt.de/politik/deutschland/article138294076/Deutsche-Unis-gewinnen-weltweit-an-Prestige.html>. – letzter Abruf: 19.03.2015
- [Vogelsang u. Scharkow 2012] VOGELANG, Jens ; SCHARKOW, Michael: Reliabilitätstests in Inhaltsanalysen. In: *Publizistik* 57(3) (2012), S. 333–345
- [van Vught u. Ziegele 2011] VUGHT, Frans van ; ZIEGELE, Frank: *U-Multirank. Design and Testing the Feasibility of a Multidimensional Global University Ranking*. Consortium for Higher Education and Research Performance Assessment, 2011 http://ec.europa.eu/education/library/study/2011/multirank_en.pdf
- [Wang u. Hicks 2013] WANG, Jian ; HICKS, Diana: Detecting structural change in university research systems: A case study of British research policy. In: *Research Evaluation* 23(3) (2013), S. 258–268
- [Weaver u. a. 2009] WEAVER, David A. ; LIVELY, Erica ; BIMBER, Bruce: Searching for a Frame: News Media tell the Story of Technological Progress, Risk and Regulation. In: *Science Communication* 31(2) (2009), S. 139–166
- [Weingart 1997] WEINGART, Peter: From "Finalization" to "Mode 2": old wine in new bottles? In: *Social Science Information* 36 (1997), S. 591–613
- [Weingart 2001] WEINGART, Peter: *Die Stunde der Wahrheit? Zum Verhältnis der Wissenschaft zu Politik, Wirtschaft und Medien in der Wissensgesellschaft*. Weilerswist : Velbrück Wissenschaft, 2001
- [Weingart 2012] WEINGART, Peter: The Lure of the Mass Media and Its Repercussions on Science. In: RÖDDER, Simone (Hrsg.) ; FRANZEN, Martina (Hrsg.) ; WEINGART, Peter (Hrsg.): *The Sciences' Media Connection - Public Communication and its Repercussions*. Dordrecht : Springer, 2012 (Sociology of the Sciences Yearbook 28), S. 17–32
- [Weischenberg 1994] WEISCHENBERG, Siegfried: Journalismus als soziales System. In: MERTEN, Klaus (Hrsg.) ; SCHMIDT, Siegfried J. (Hrsg.) ; WEISCHENBERG, Siegfried (Hrsg.): *Die Wirklichkeit der Medien. Eine Einführung in die Kommunikationswissenschaft*. Opladen : Westdeutscher Verlag, 1994, S. 427–454
- [Weller 2001] WELLER, Ann C.: *Editorial Peer Review. Its strengths and weaknesses*. Medford : Information Today, 2001
- [Wendelin 2012] WENDELIN, Manuel: Kommunikationswissenschaft. In: JAHRAUS, Oliver (Hrsg.) ; NASSEHI, Armin (Hrsg.) ; GRIZELJ, Mario (Hrsg.) ; SAAKE, Irmhild (Hrsg.) ; KIRCHMEIER, Christian (Hrsg.) ; MÜLLER, Julian (Hrsg.): *Luhmann Handbuch. Leben - Werk - Wirkung*. Stuttgart : J. B. Metzler, 2012, S. 352–356
- [Whitley 1982] WHITLEY, Richard: The Establishment and Structure of the Sciences as Reputational Organizations. In: ELIAS, Norbert (Hrsg.) ; MARTINS, Herminio (Hrsg.) ;

A. Literaturverzeichnis

- WHITLEY, Richard (Hrsg.): *Scientific Establishments and Hierarchies*. Dordrecht : Springer, 1982 (Sociology of the Sciences a Yearbook), S. 313–357
- [Wiedenbeck u. Züll 2010] WIEDENBECK, Michael ; ZÜLL, Cornelia: Clusteranalyse. In: WOLF, Christof (Hrsg.) ; BEST, Henning (Hrsg.): *Handbuch der sozialwissenschaftlichen Datenanalyse*. Wiesbaden : VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2010, S. 525–552
- [Wimmer u. Dominick 2011] WIMMER, Roger ; DOMINICK, Joseph: *Mass Media Research. An Introduction*. 9. Auflage. Florence : Wadsworth, 2011
- [Wissenschaftsrat 1985] WISSENSCHAFTSRAT: *Empfehlungen zum Wettbewerb im deutschen Hochschulsystem*. Köln, 1985
- [Wissenschaftsrat 2010] WISSENSCHAFTSRAT: *Empfehlungen zur Differenzierung der Hochschulen*. Lübeck, 2010
- [Wissenschaftsrat 2013a] WISSENSCHAFTSRAT: *Perspektiven des deutschen Wissenschaftssystems*. Braunschweig, 2013
- [Wissenschaftsrat 2013b] WISSENSCHAFTSRAT: Zukunftspakt für das deutsche Wissenschaftssystem. In: *Pressemitteilung vom 15. Juli 2013* (2013), Nr. 17. <http://www.wissenschaftsrat.de/index.php?id=1137&=>. – letzter Zugriff: 07.11.2014
- [Wissenschaftsrat 2014] WISSENSCHAFTSRAT: *Institutionelle Perspektiven der empirischen Wissenschafts- und Hochschulforschung in Deutschland*. 2014 <http://www.wissenschaftsrat.de/download/archiv/3821-14.pdf>. – letzter Zugriff: 15.11.2014
- [Wormer 2006] WORMER, Holger (Hrsg.): *Die Wissensmacher. Profile und Arbeitsfelder von Wissenschaftsjournalisten in Deutschland*. Wiesbaden : VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2006
- [Wormer 2008a] WORMER, Holger: Reviewer oder nur Reporter? Kritik und Kontrolle als künftige Aufgaben des Wissenschaftsjournalismus in der wissenschaftlichen Qualitätssicherung. In: HETTWER, Holger (Hrsg.) ; LEHMKUHL, Markus (Hrsg.) ; WORMER, Holger (Hrsg.) ; ZOTTA, Franco (Hrsg.): *WissensWelten. Wissenschaftsjournalismus in Theorie und Praxis*. Gütersloh : Verlag Bertelsmann Stiftung, 2008, S. 219–237
- [Wormer 2008b] WORMER, Holger: "Wie seriös ist Dr. Boisselier?" Quellen und Recherche-strategien für Themen aus Wissenschaft und Medizin. In: HETTWER, Holger (Hrsg.) ; LEHMKUHL, Markus (Hrsg.) ; WORMER, Holger (Hrsg.) ; ZOTTA, Franco (Hrsg.): *WissensWelten. Wissenschaftsjournalismus in Theorie und Praxis*. Gütersloh : Verlag Bertelsmann Stiftung, 2008, S. 345–362
- [Wormer u. Karberg 2015] WORMER, Holger ; KARBERG, Sascha: *Wissen. Basiswissen für die Medienpraxis*. Köln : Herbert von Halem Verlag, 2015 (Journalismus Bibliothek)
- [Zehr 2000] ZEHR, Steven C.: Public representations of scientific uncertainty about global climate change. In: *Public Understanding of Science* 9(2) (2000), S. 85–103

- [Zürn 2010] ZÜRN, Michael: Ein Rückblick auf die erste Exzellenzinitiative - Es geht noch besser! In: LEIBFRIED, Stephan (Hrsg.): *Die Exzellenzinitiative. Zwischenbilanz und Perspektiven*. Frankfurt a.M. : campus, 2010
- [Zylka 2004] ZYLKA, Regine: SPD plädiert für deutsche Elite-Universität. In: *Berliner Zeitung* (3. Januar 2004) (2004), Nr. 2, S. 1

A. *Literaturverzeichnis*

B. Abbildungsverzeichnis

1.1. Ausgewählte Titelseiten wissenschaftlicher Fachzeitschriften mit hohem wissenschaftlichen <i>impact</i> zum Thema Wissenschaftskommunikation	1
1.2. Gliederung der Arbeit	11
2.1. Berichterstattung der <i>Tagesschau</i> über die Förderentscheidungen der Exzellenzinitiative am 15. Juni 2012 (vgl. Franz, 2012)	17
3.1. Berichterstattung der <i>Tagesschau</i> über die Förderentscheidungen der Exzellenzinitiative am 15. Juni 2012 (vgl. Franz, 2012)	37
3.2. Darstellung des Entscheidungsverfahrens zur zweiten Programmphase der Exzellenzinitiative aus der Pressemappe der DFG (2012c) zur Bekanntgabe der Förderentscheidungen am 15. Juni 2012	43
5.1. Modell für die Wissenschaftskommunikation bei der Exzellenzinitiative auf Grundlage einer Beobachtungskonstellation nach Dürrenmatt (1986)	71
7.1. Gliederung des Unterkapitels entsprechend der Nachrichtenzwiebel von Weischenberg (1994)	112
7.2. Zahl der pro Analysemedium veröffentlichten Artikel über die Förderung von Spitzenforschung an deutschen Universitäten	116
7.3. Verlauf der medialen Exzellenz-Debatte während des Untersuchungszeitraums	117
7.4. Häufigkeit journalistischer Stilformen in der medialen Berichterstattung über die Förderung von Spitzenforschung an deutschen Universitäten	127
7.5. Zu Wort kommende Akteure im Diskurs zur Förderung von Spitzenforschung an deutschen Universitäten	129
7.6. Generalisierte redaktionelle Verortung der medialen Exzellenz-Debatte	134
7.7. Nach Analysemedien differenzierte redaktionelle Verortung der Berichterstattung über die Förderung von Spitzenforschung an deutschen Universitäten . .	136
7.8. Berichterstattung in der <i>ZEIT</i> (2004, S. 27) über die Initiative der SPD zur Etablierung einer oder mehrerer Elite- bzw. Spitzenuniversitäten nach US-amerikanischen Vorbild in Deutschland	144
7.9. Nach Bekanntgabe der Förderentscheidungen 2012 wählte die <i>Frankfurter Allgemeine Zeitung</i> (2012, N5) zur Illustration von zwei Gastbeiträgen eine Analogie zwischen Universitäten im Exzellenzwettbewerb und Jockeys im Pferderennen	152
7.10. Dynamik des medialen Framings der Förderung von Spitzenforschung an deutschen Universitäten	178

B. Abbildungsverzeichnis

7.11. Berichterstattung der <i>ZEIT</i> vom 19. Oktober 2006 über die ersten Förderentscheidungen bei der Exzellenzinitiative (vgl. Schnabel u. Spiewak, 2006, S. 41, größflächige Werbeanzeige am Seitenende entfernt)	180
7.12. Berichterstattung der <i>Süddeutschen Zeitung</i> über die Förderentscheidungen zur zweiten Programmphase der Exzellenzinitiative am 16.06.2012 (vgl. Preuß, 2012, S. 6)	183
7.13. Berichterstattung der <i>ZEIT</i> am 6. Juni 2012 im Vorfeld der Förderentscheidungen zur zweiten Programmphase der Exzellenzinitiative (Graf u. Wiarda, 2012, S. 73)	184
7.14. Deutschlandkarte in der elektronischen Pressemappe der DFG (2012a) anlässlich der Pressekonferenz zur Bekanntgabe der Förderentscheidungen zur zweiten Programmphase der Exzellenzinitiative	186
8.1. <i>How would you characterize the discussion of your proposal during the panel peer review? (Antworten in %)</i>	195
8.2. <i>How do you consider the competence of the reviewers? (Antworten in %)</i> . . .	196
8.3. <i>Renewal proposals and initial proposals were dealt with in a single review process. Do you find this adequate? (Antworten in %, n = 70)</i>	197
8.4. <i>In your opinion, how suitable is the review process of the Excellence Initiative in identifying the best projects? (Antworten in %, n = 71)</i>	197
8.5. <i>Would you say that the international visibility of the German system of higher education and research has been increased by the Excellence Initiative? (Antworten in %, n = 71)</i>	198
8.6. <i>How suitable do you think the following measures are to increase the competitiveness of the German System of Higher Education and Research? (Antworten in %, n = 72)</i>	199
12.1. Burns u. a. (2003, S. 193) wählen die Analogie des Bergsteigens, um Wissenschaftskommunikation in ein gemeinsames Modell u.a. mit <i>Public Understanding of Science</i> und <i>scientific literacy</i> zu integrieren	230
12.2. Modell für Wissenschaftskommunikation nach Marcinkowski u. Kohring (2014, S. 2)	231

C. Tabellenverzeichnis

3.1. Logik der Kapitalsorten am Beispiel Exzellenzcluster (eigene Darstellung in Anlehnung an Müller 2014, S. 56)	40
6.1. Operationalisierung der Frame-Elemente in Anlehnung an Entman (1993, S. 52)	86
6.2. Reliabilitätskoeffizient nach Holsti sowie Krippendorff's α für die Intracoder-Reliabilität pro Variable unter Angabe der Anzahl paarweiser Codierung n (für Beschreibung der Variablen siehe Codebuch im Anhang)	94
6.3. Reliabilitätskoeffizient nach Holsti sowie Krippendorff's α für die Intracoder-Reliabilität pro Variable unter Angabe der Anzahl paarweiser Codierung n (für Beschreibung der Variablen siehe Codebuch im Anhang) [Fortsetzung]	95
6.4. Teilnehmende Antragsteller bei der Online-Befragung im Juni 2012	107
7.1. Hauptthemen der Artikel während der Exzellenz-Debatte in den deutschsprachigen Analysemedien (30.03.2004-31.07.2013)	114
7.2. Terminübersicht zur Exzellenzinitiative	118
7.3. Die fünf Phasen der medialen Exzellenz-Debatte in der Übersicht	124
7.4. Anzahl der Artikel auf den Titelseiten der Analysemedien	128
7.5. Mediales Framing im Elite-Diskurs	147
7.6. Direkter und indirekter Neutralitätsindex pro Analysemedium	149
7.7. Frame „Fördereffekte“ in der medialen Exzellenz-Debatte	156
7.8. Frame „Wettbewerbseffekte“ in der medialen Exzellenz-Debatte	158
7.9. Frame „Wissenschaftspolitik“ in der medialen Exzellenz-Debatte	162
7.10. Mediales Framing während der wissenschaftspolitischen Aushandlungsphase der Exzellenzinitiative (Phase 2)	166
7.11. Mediales Framing zum Entscheidungsverfahren der ersten Programmphase (Phase 3)	170
7.12. Mediales Framing zur ersten Förderphase der Exzellenzinitiative (Phase 4)	172
7.13. Frame „Wissenschaftspolitik“ in Phase 5 der medialen Exzellenz-Debatte	174
7.14. Frame „Fördereffekte“ in Phase 5	176
7.15. Frame „Wettbewerbseffekte“ in Phase 5	177
7.16. Visuelles Framing der medialen Exzellenz-Debatte	182
7.17. Direkter und indirekter Neutralitätsindex pro Analysemedium	187